



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Kraft der Verantwortung“

Sophie Brandstätter 1941 – 2002

Eine biografische Re-Konstruktion des Lebens einer politischen

Bäuerin aus dem Mühlviertel

in Oberösterreich

Verfasserin

Evelyn Wascher

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im Oktober 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin:

Dr.ⁱⁿ Patricia Zuckerhut

Danksagung

Ich möchte an dieser Stelle allen Personen danken, die zum Gelingen dieser Diplomarbeit beigetragen haben.

Mein ganz besonderer Dank gilt Christine und Monika Brandstätter die mich beide mit vollem Einsatz unterstützt und ihre wertvollen Erinnerungen mit mir geteilt haben, und Bryce Bates für seine wichtigen Ergänzungen. Der kleinen Amelia Sophie wünsche ich von Herzen ein wundervolles Leben und ich freue mich sehr, dass ich diesen jungen „Spross“ von Sophie kennen lernen durfte.

Einen speziellen Dank möchte ich allen Verwandten und FreundInnen von Sophie zum Ausdruck bringen, die mir ihr Vertrauen geschenkt und mit mir ihre persönlichen Erinnerungen und Einschätzungen geteilt haben.

Vor Gerti Seiser bedanke ich mich, für ihren unermüdlichen Einsatz und die unglaubliche Betreuung die sie mir und meinen KollegInnen zu Teil werden ließ. Nachdem die italienischen Wochen vorbei waren, habe ich mich doch dazu durchringen können diese Arbeit zu Ende zu bringen.

Es gibt einige wenige wertvolle Menschen denen ich sehr viel mehr zu verdanken habe, als das Gelingen dieser Diplomarbeit. An dieser Stelle danke ich euch allen für die Freundschaft und Liebe die ihr mir schenkt und ich freue mich sehr darauf noch viel wertvolle Zeit mit euch zu verbringen.

Meinem Freund Wolfgang Gruber danke ich von ganzem Herzen für die unermüdliche Geduld mit mir während dem Anfertigen dieser Arbeit und die vielen Spaziergänge die er ohne mich machen musste. An dieser Stelle auch ein Dank an seine Familie.

Der allergrößte Dank, den ich kaum in Worten ausdrücken kann, gebührt meiner Mutter Ingeborg Wascher, die mit all ihrer Kraft und Liebe immer für mich da ist und mich in Allem unterstützt.

Meiner Oma Theresia Lozej gewidmet...



Inhaltsverzeichnis

1. EINLEITUNG	8
2. METHODISCHER UND THEORETISCHER ZUGANG	14
2.1. Feldforschung – Erste Begegnung mit Sophie Brandstätter	16
2.1.1. Vom Interview zur Diplomarbeit.....	18
2.1.2. Beschreibung des biografischen Materials	19
2.1.3. Zentrale Forschungsfragen	23
2.2. Biografieforschung – Methodenvielfalt und Theorieansätze	25
2.2.1. Von der Lebenslaufforschung zur Biografieforschung – ein Überblick.....	27
2.2.2. Das Konzept Biografie	29
2.2.3. Biografieforschung in der Kultur- und Sozialanthropologie	32
2.2.4. Genderaspekte in der Biografieforschung	35
2.2.5. Zur Kritik an der wissenschaftlichen Aussagekraft von Biografien	36
2.2.6. Methodologie und theoretische Ansätze	37
2.3. Zusammenführung und Ausblick	44
3. BIOGRAFIE VON SOPHIE BRANDSTÄTTER	50
3.1. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes 1941-1944	52
3.1.1. Hirschbach im Mühlkreis.....	54
3.1.2. Die Eltern und der Hofwieserhof.....	57
3.1.3. Krieg und Nationalsozialismus	63
3.1.4. Exkurs: Die Frau im Nationalsozialismus	67
3.1.5. Rund um die Geburt von Sophie und die Bedeutung der Hebammen.....	68
3.1.6. Exkurs: Hebammenberuf und Hausgeburt im Nationalsozialismus.....	70
3.2. Die Kindheit 1945 – 1955	72
3.2.1. Kriegsende und Besatzungszeit im Mühlviertel – Hirschbach	73
3.2.2. Die Landwirtschaft in der Besatzungszeit	75
3.2.3. Im Kindergarten	77
3.2.4. Zeit für die Schule	78
3.2.5. Exkurs: (Aus-)Bildungsmöglichkeit im ländlichen Raum – Überblick.....	81

3.2.6. Das „ländliche Versuchschulwesen“	83
3.3. Die Jugendzeit 1955 - 1962	88
3.3.1. Landjugend	89
3.3.2. Landwirtschaftlicher Fortschritt in Hirschbach und am Hofwieserhof	94
3.3.3. Der Beginn der Industrialisierung in der Landwirtschaft.....	95
3.3.4. Arbeiten am Bauernhof	98
3.3.5. Exkurs: Frauenbild(ung) im Wandel – Überblick	99
3.4. Im Kloster 1962 - 1969	102
3.4.1. Das Kloster Wernberg.....	103
3.4.2. Die Missionsschwestern vom kostbaren Blut.....	104
3.4.3. Ora et Labora - Das Leben im Kloster.....	105
3.4.4. Der Tod der Mutter und Abschied vom Kloster	108
3.5. Der Beruf – Familienhelferin 1969 – 1971	112
3.5.1. Die Caritas Familienhilfe.....	115
3.5.2. Exkurs: Hausarbeit – Überblick.....	115
3.5.3. Einsatz am Lehnerhof in Schönau im Mühlviertel	117
3.5.4. Selbstmord als Tabu	118
3.6. Das Leben als Bäuerin - Lebenswunsch und Berufung 1971 – 1986	121
3.6.1. Der Lehnerhof	122
3.6.2. Schönau im Mühlkreis	124
3.6.3. Die ersten Jahre – über Mutterliebe und das Leben als junge Bäuerin	127
3.6.4. Direktvermarktung – Subsistenz in Frauenhand.....	133
3.6.5. Teilnahme am Dorfleben.....	137
3.6.6. Das Leben als „Siebtelbäuerin“ – erste Zweifel.....	139
3.6.7. Widerstand in BäuerInnenhand	141
3.6.8. Die differenzierte Agrarpolitik.....	143
3.6.9. Gründung der Österreichischen Bergbauernvereinigung (ÖBV).....	144
3.6.10. Frauenarbeitskreis als Möglichkeit zum Austausch	145
3.7. Zwischen Fremdbestimmung und Selbstbestimmung 1986 – 1996	148
3.7.1. Ein blühendes Land braucht blühende Frauen.....	148
3.7.2. Meine Himmel Mutter als Bäuerin	150
3.7.3. Öffentliches Engagement.....	152
3.7.4. Ökosoziale Agrarpolitik und Multifunktionalität	157

3.7.5. Lebensregion Mühlviertler Alm und Gendersensibilisierung.....	158
3.7.6. Exkurs: Die ländlichen Frauen- und Geschlechterforschung in Österreich .	160
3.7.7. Kraft der Verantwortung	162
3.7.8. Die Dorfgemeinschaft	163
3.7.9. Four Women – Three Friendships	167
3.8. Ein weiterer Lebens(um)bruch 1996 – 2002.....	170
3.8.1. Pension, Hofübergabe und Scheidung.....	173
3.8.2. Hofübergabe und Ausgedinge	174
3.9. DAS LETZTE JAHR 2002	176
4. CONCLUSIO	181
5. LITERATURVERZEICHNIS	184
6. BIOGRAFISCHES MATERIAL	196
7. INTERVIEWVERZEICHNIS.....	202
8. ANHANG.....	203
ABSTRACT	206
CURRICULUM VITAE.....	207

1. Einleitung

BEZIRK FREISTADT. Heftige Regenfälle führen zu schweren Überschwemmungen, der Schwerpunkt des Hochwassers liegt zu diesem Zeitpunkt im Bezirk Freistadt. In 20 Stunden fallen 242 Liter Wasser pro Quadratmeter. Flüsse und Bäche im gesamten Bezirk schwellen an und hinterlassen eine Spur der Verwüstung, Verzweiflung, Angst und heimatlose Menschen. (Bezirksrundschau, 30.7.2012)¹

Am 7. August 2002 kam es in Teilen von Österreich zu sintflutartigen Regenfällen. Das Unwetter sollte bis zu zehn Tage andauern, so dass sich die rekordverdächtige Niederschlagsmenge im Unteren Mühlviertel zu einem 100-jährigen Ereignis entwickelte (Unwetterstatistik Österreich, 30.7.2012). An diesem Mittwoch im August 2002 fand, zeitgleich mit dem Beginn der Jahrhundertflut, das Leben der Sophie Brandstätter mit dem Begräbnis in Hirschbach im Mühlkreis sein Ende. Fast auf den Tag genau stand ich 10 Jahre danach, im August 2012, am Grab der Verstorbenen. Der Bruder von Sophie erzählte mir, dass der Beginn des Unwetters am Tag des Begräbnisses „so richtig zur Sophie passte“ und erinnerte sich, dass er während der Messe sogar zurück zum eigenen Bauernhof musste, um die Tiere in Sicherheit zu bringen (Mossbauer, 31.7.2012). Auch Sophie Brandstätter war mit Leib und Seele Bäuerin. Und so unbeirrt und stürmisch wie sich der anfängliche Regen zur Jahrhundertflut entwickelte, gestaltete sich auch ihr Leben, von dem ich im Rahmen dieser Diplomarbeit erzählen möchte.

Alles begann für mich im Sommer 2005: Als ich drei Jahre nach diesem Begräbnis als Studentin in die oberösterreichische Gemeinde Schönau im Mühlkreis kam. Da wusste ich noch nichts von der Bäuerin Sophie Brandstätter. Aber das sollte sich kurz nach meiner Ankunft ändern, als sie mir in einem Interview zum ersten Mal „begegnete“. „Die Sophie war eine Visionärin, sie war unserer Zeit sicher voraus“ war der Satz, der mich aufhorchen ließ (InterviewpartnerIn A, 2.6.2005). Das sollte ich nicht das einzige Mal hören. Fasziniert von den Erzählungen über diese „Pionierin“ und „Kämpferin“, war ich Feuer und Flamme mehr über diese „rebellische“ Bäuerin zu erfahren. Eine Bäuerin, die sich anscheinend sehr stark für Frauenrechte einsetzte und den Mut hatte, allein gegen vorherrschende Gesetze und traditionelle Rollenzuschreibungen aufzubegehren. Das versprach ein spannendes Thema für eine Forschung und Diplomarbeit zu werden. So machte ich mich während meines Aufenthaltes in Schönau auf die Suche nach weiteren Informationen über sie. Durch Recherchen – in Form von Interviews und teilnehmenden Beobachtungen vor Ort, sowie

¹ Mit der Titelzeile „Als die große Flut hereinbrach“ ist als Erinnerung an die Jahrhundertflut im Jahr 2002 ein Artikel in der „Bezirksrundschau“ erschienen.

Literaturrecherche – erfuhr ich immer mehr von ihrem Leben als Bäuerin in und außerhalb der Gemeinde - noch nichts ahnend von dem Ausmaß und den Möglichkeiten, die dieses Thema mit sich bringen würde.

Sophie² versuchte Zeit ihres Lebens – im Rahmen ihrer Möglichkeiten – auf gesellschaftliche und strukturelle Probleme von Frauen, vor allem von Bäuerinnen, hinzuweisen und aufmerksam zu machen. Ihre Tätigkeiten reichten, neben den „traditionellen“ Aufgaben, die sie als Bäuerin, Mutter und Ehefrau zu erledigen hatte, über Malen und Schreiben, bis hin zum politischen Engagement. Sie hatte schon in jungen Jahren persönlich erlebt, wie „ausgeliefert“ Frauen ihren Ehemännern waren (vgl. Brandstätter 2001: 1f.) und war auch selbst auf der Suche nach Freiräumen, die sie auch einforderte. Sie scheute auch nicht davor zurück auf jene Ungerechtigkeiten in der Öffentlichkeit – hier vor allem in der Gemeinde – hinzuweisen. Sie schrieb Briefe an PolitikerInnen und andere „WürdenträgerInnen“, arbeitete mit Frauengruppen zusammen, war Obfrau der Österreichischen Bergbauernvereinigung (ÖBV), mischte auch in der Gemeinde immer wieder mit und nutzte jede Gelegenheit sich fortzubilden. Ziel ihrer Kritik waren vor allem die männerdominierten Institutionen, insbesondere die Kirche und die Stellung der Frauen in dieser.

Dichte soziale und vor allem große verwandtschaftliche Netzwerke prägen das Bild vieler Dörfer im peripheren ländlichen Raum. Dennoch ist das dichte soziale Netz kein „traditionalistisches Überbleibsel“ vergangener Zeiten, sondern scheint vielmehr eine Entwicklung der letzten zwanzig Jahre zu sein, die sich der strukturellen und symbolischen Kontinuitäten jedoch bedient. In Schönau sind es vor allem die bäuerlichen Sozialisationserfahrungen und die Wohn-, Ausbildungs- oder Arbeitserfahrungen im städtischen Raum, die die große Mehrheit der SchönauerInnen miteinander verbinden. Ein wesentlicher Punkt, den Seiser (2009) als Ergebnis ihrer Studie präsentiert, ist die „Zukunftsperspektive des marginalisierten ländlichen Raumes“ – die längerfristige Etablierung eines „modernen ländlichen Raumes“, die sich wesentlich von der Schaffung vielfältiger Lebensperspektiven für Frauen abhängig machen könnte, denn gegenwärtig stehen Männern (immer noch) mehr Lebensentwürfe offen als Frauen (vgl. Seiser 2009: 160f.). Im empirischen Teil der Arbeit richte ich den Blick illustrativ auf die *strukturellen* und *symbolischen Kontinuitäten* vor und während des Lebens von Sophie. Das Einhalten katholisch-konservativ geprägter Regeln, Werte und Normen sind von großer Bedeutung

² Im weiteren Verlauf der Arbeit werde ich Sophie Brandstätter vorzugsweise mit dem Vornamen benennen.

und ein Garant für das „gute Miteinander“ im Dorf, dessen Grenzen *frau* nicht übertreten soll. Dies wird von Sophie in ihren Texten thematisiert. Die öffentliche Kritik an diesen Grenzen ist bereits ein Überschreiten derselben.

Biographien sind nicht bloß Quellen zur Rekonstruktion der Geschichte oder individuelle „Reflektoren“ historischer Verhältnisse, sondern aktiver Teil des geschichtlichen Prozesses. Geschichte prägt nicht nur Lebensgeschichten, sie wird umgekehrt auch von den handelnden Subjekten und der eigensinnigen Logik ihrer Lebensgeschichten „gemacht“. (Dausien 2001: 17)

Eine Besonderheit ihrer Lebensgeschichte ist die konsequente Auseinandersetzung mit ihrem sozialen und familiären Umfeld sowohl in schriftlicher Form, als auch als politische Akteurin. Sie deutet in ihren Texten auf die Schwierigkeiten und Probleme von Frauen und Bäuerinnen in literarischer, mitunter autobiografischer Form hin. Sie stellt traditionelle Rollenmodelle von „Frau“ und „Bäuerin“ besonders im Kontext der Kirche und in späteren Texten auch die der Gesellschaft, in der sie lebt, in Frage und wehrt sich gegen die Fremdbestimmung der Frau durch den Mann. Lange Zeit kämpfte sie engagiert für Bäuerinnenrechte, um sich am Ende selbst in einer nahezu rechtlosen Situation wiederzufinden.

Bei meiner Beschreibung des Lebens der Bäuerin Sophie Brandstätter handelt es sich um eine wissenschaftliche Biografie, respektive um eine biografische Re-Konstruktion, in der das Leben einer einzelnen Person beleuchtet und in der Wechselbeziehung vorhandener gesellschaftlicher Strukturen und soziokultureller Transformationsprozesse zeithistorisch betrachtet wird. Individuum und Gesellschaft gelangen somit gleichermaßen in den Fokus der Analyse. Der rote Faden meiner Arbeit bewegt sich entlang der chronologisch – von der Geburt bis zum Tod – aufgebauten Biografie von Sophie Brandstätter, und zieht sich durch die jeweils historisch relevanten gesellschaftlichen Kontexte und Diskurse. Im Sinne der Biografieforschung – die die Grundlage meiner Arbeit bildet – liegt der wesentliche Aspekt bei der Beschreibung und Interpretation, sowie bei der durchgehenden Transparenz der kritischen Reflexion der Daten und angewandten Methoden (vgl. Rosenthal 2005: 47). Entlang einer Lebensgeschichte lassen sich vorhandene strukturelle Rahmenbedingungen und gesamtgesellschaftliche Veränderungsprozesse zeithistorisch sehr gut darstellen und nachvollziehen. „Die Lebensgeschichte soll aufzeigen: Wie kulturelle Phänomene und Bereiche in ihrer Verflechtung subjektiv erlebt werden [...]“ (Paul 1998: 29). Es geht mir nicht darum zu beweisen, was eine einzelne Person verändern oder bewirken kann, sondern darum, einen Weg, ein bestimmtes Leben zu beleuchten und Aspekte daraus in einen

größeren Zusammenhang gesellschaftlicher Prozesse zu stellen. Folglich werden von mir bestimmte Ausschnitte historischer Entwicklungen kultureller, sozialer und ökonomischer Bedingungen und Differenzen sichtbar gemacht und können so, in Verbindung mit den lebensgeschichtlichen Reflexionen (Erzählungen) der Subjekte, als hemmende oder fördernde Strukturen identifiziert und dargestellt werden.

Beteiligung an politischen Willensbildungs- und Entscheidungsprozessen liegt im Kern demokratischer Legitimität: ohne Partizipation keine Demokratie. Die im Weltmaßstab marginale, im europäischen Raum mittelmäßige Beteiligung und Einflussnahme von Frauen an politischen Prozessen stellt daher ein zentrales Problem für die Theorie und Praxis der Demokratie dar. (Fuchs 2010: 539)

Anhand der biografischen Re-Konstruktion und Analyse des Lebens von Sophie möchte ich auf verschiedene strukturelle Benachteiligungen von Frauen am Beispiel von Österreich im 20. Jahrhundert eingehen und dabei den Blick besonders auf den (zeit)historischen Kontext im oberösterreichischen Mühlviertel richten. Der konkrete Fokus liegt dabei auf der Lebenswelt von Frauen bzw. Bäuerinnen im ländlichen Raum in Österreich im ausgehenden 20. Jahrhundert, auf den Lebensbedingungen, Handlungsspielräumen und den Möglichkeiten zur Partizipation.

Um die methodischen, theoretischen und methodologischen Zugänge bei der Analyse des *biografischen Materials*³ ausführlich zu beschreiben, habe ich mich entschieden, diese im ersten Teil der Diplomarbeit zu erläutern. Dabei beginne ich mit der Feldforschung und der Methodenwahl und erkläre meinen Zugang zur Biografieforschung. Darauf folgen die methodologischen Konzepte für die Analyse und die Interpretation des Materials, die ich hervorheben möchte. Überdies beleuchte ich die Genderaspekte in der Biografieforschung und den kultur- und sozialanthropologischen Umgang mit Biografien. Nach der umfangreichen Darstellung des Forschungsrahmens folgt der empirische Teil, dessen einzelne Kapitel chronologisch entlang ihrer Lebenszeit aufgeschichtet werden. Dabei können manche Informationen, wie jene über historische Entwicklungen bestimmter gesellschaftlicher Bereiche über die jeweilige Zeitspanne hinausreichen. Dieses Vorgehen ermöglicht es mir, das von Sophie Erlebte in größere Sinnzusammenhänge zu stellen und mit vorhandenen historischen Fakten und quantitativen Daten in Verbindung zu bringen, um eine möglichst vielfältige Kontextualisierung des Forschungsthemas herzustellen.

³ Das „biografische Material“ beinhaltet in dieser Arbeit alles was mit der Lebensgeschichte von Sophie zusammenhängt; was sie selbst oder andere erzeugt haben; in jeglicher Form (Texte, Aufnahmen, Fotos usw.).

Sophie Brandstätter war für viele ambivalent, ein „rotes Tuch“ und ein so „heißes Eisen“, dass nicht jedEr bereit war mit mir über sie zu sprechen. Für die einen war sie eine „Hexe“, für andere „das Sopherl“, und für manche war sie wiederum ein „Vorbild“. Mit dieser Biografie versuche ich die unterschiedlichen Aspekte ihres Wirkens und die Reaktionen und Auswirkungen darauf umfassend wiederzugeben.

2. Methodischer und theoretischer Zugang

Der Weg zum Allgemeinen, zur bestechenden Einfachheit der Wissenschaft, führt [...] über die Beschäftigung mit dem Besonderen, dem Einzelnen, dem Konkreten. (Geertz 1992: 81)

Im ersten Teil der Arbeit möchte ich die methodischen und theoretischen Ansätze vorstellen, die ich für meine Diplomarbeit herangezogen habe. Neben der Anwendung qualitativer Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie bei der ersten Erhebung zum Thema, habe ich mich bei der Bearbeitung der Daten für methodische und theoretische Zugänge und Ansätze der interdisziplinären Biografieforschung entschieden, zumal diese Zugänge konkrete Konzepte zur Bearbeitung von Lebensgeschichten bereithalten und ich die Biografieforschung – vor allem mit ihren historischen und quellenkritischen Herangehensweisen – als fruchtbare Ergänzung zu kultur- und sozialanthropologischen Methoden erachte. Der beiderseitige Anspruch von Biografieforschung und (meinem methodischen Zugang zur) Kultur- und Sozialanthropologie an die qualitative Forschung – vorwiegend induktiv bei der Analyse von Datenmaterial vorzugehen und die Reflexion über die Subjektivität der Aussagen von Beforschten und ForscherIn zu verdeutlichen – war für mich bei der Zusammenführung dieser beiden Forschungsansätze ausschlaggebend. Grundsätzlich gibt es jedoch einige Unterschiede, vor allem bei der Auswertung der Daten, die sich jedoch durchaus sehr gut ergänzen und auf die ich später noch näher eingehen werde.

Um den wissenschaftlichen Wert einer biografischen Arbeit über eine bestimmte Person zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort zu fundieren, ist eine umfassende Beschreibung des Datenmaterials und der Methoden- und Theorienauswahl unumgänglich. Infolgedessen habe ich mich intensiv der Beschreibung des Forschungsprozesses gewidmet: von der ersten Konfrontation mit dem Thema, der Beschreibung des Datenmaterials, dem Prozess der method(olog)ischen und theoretischen Auseinandersetzung, bis hin zur inhaltlichen Struktur und der Entscheidung für Analyse und Beschreibung den Zugang über die Biografieforschung zu wählen. In diesem Sinne habe ich den für mich relevanten theoretischen Konzepten und Überlegungen dieses interdisziplinären Forschungsansatzes mehr Raum gegeben. Wobei ich im Speziellen noch kurz auf die Biografieforschung in der Kultur- und Sozialanthropologie, sowie auf theoretische Überlegungen zu Genderaspekten bei der Analyse biografischen Materials eingehe. Daran anschließend werde ich einige Begriffe definieren, die bei der Analyse des Materials durchgehend eine Rolle gespielt haben. Schließlich möchte ich die theoretischen sowie methodischen Ebenen anführen, die ich für die Beantwortung der Fragestellungen am Ende der Arbeit heranziehe, mit dem Ziel,

die biografisch-analytischen Ansätze der Biografieforschung und der Kultur- und Sozialanthropologie zu verbinden.

2.1. Feldforschung – Erste Begegnung mit Sophie Brandstätter

In diesem Kapitel erzähle ich, in welchem Kontext ich der Bäuerin Sophie Brandstätter zum ersten Mal „begegnet“ bin und wie es dazu kam, dass ihr Leben zum Gegenstand meiner Diplomarbeit wurde. Anschließend berichte ich über meine Feldforschung und erläutere die kultur- und sozialanthropologischen Methoden bei der Datenerhebung und der ersten Analyse des Datenmaterials. Nachfolgend schildere ich die abschließenden Treffen mit einigen Familienangehörigen von Sophie. Und am Ende des Kapitels reflektiere ich den Prozess der Entscheidung, mich bei der Ausarbeitung der Daten bestimmter Methoden und Theorien der Biografieforschung zu bedienen.

KASS - Rural Field Site Austria

Verwandtschaft und soziale Sicherheit sind die Schlüsselbegriffe für die in 8 Ländern von 2004 – 2007 durchgeführte interdisziplinäre EU-Forschungsstudie KASS⁴. Die ethnografischen Erhebungen wurden 2005 durchgeführt, mit dem Studien-Ziel, familiäre und nicht-familiäre soziale Netzwerke mit Blick auf die Gewährleistung sozialer Sicherheit zu untersuchen (vgl. Seiser 2009: 151). In Österreich wurde die ländliche Fallstudie in Schönau im Mühlkreis durchgeführt. Von April bis Dezember 2005 wurden unter der Mitwirkung von Studierenden, die in diesem Kontext ein Feldpraktikum absolvierten, insgesamt 99 qualitative Interviews mit ExpertInnen und BewohnerInnen geführt. Darüber hinaus wurden weitere 40 quantitative Erhebungen zu verwandtschaftlichen Netzwerken gemacht und viele zusätzliche Daten gesammelt (vgl. ebd.).

Die Studierenden hatten die Aufgabe, quantitative und qualitative Interviews und zusätzliche Erhebungen mit Hilfe von ethnografischen Feldforschungsmethoden (z.B. Teilnehmende Beobachtung, informelle Gespräche) durchzuführen. Wir befragten ExpertInnen, Jugendliche, Ältere, Zugezogene, also Menschen quer durch die Schönauer Gesellschaft und nahmen während der Zeit unseres Aufenthaltes an Fröhshoppen, Zeltfesten, Theateraufführungen, Burgbesichtigungen oder Nachbarschaftstreffen teil und wurden von den Einheimischen zu öffentlichen oder privaten Festen und Treffen eingeladen. Kurz gesagt, wir waren in der Zeit des Forschungsaufenthaltes in den Dorfalltag integriert und wurden von vielen SchönauerInnen willkommen geheißen, in das Dorfgeschehen miteinbezogen und in so manche Geheimnisse eingeweiht.

Als eine der teilnehmenden StudentInnen kam ich im Juli und im August 2005 für jeweils

⁴ KASS (Kinship and Social Security): weitere Informationen unter www.eth.mpg.de/kass.

zwei Wochen nach Schönau. Im November fuhr ich noch ein weiteres Mal dorthin, um einerseits Recherchen für meine Diplomarbeit durchzuführen und andererseits als Forschungsassistentin die finale Feldforschung des KASS-Projektes zu unterstützen.

2.1.1. Vom Interview zur Diplomarbeit

Kurz nach meiner Ankunft in Schönau hörte ich mir aus Interesse ein ExpertInnen-Interview an, indem es um das regionale Projekte und Partizipation von SchönauerInnen in der Gemeinde ging. Als im Interview die Sprache auf die Beteiligung von Frauen im Gemeindeleben kam, wurden einige Frauen als „Pionierinnen“ genannt, als Frauen, die z.B. das Problem der „Zuagroasten“ thematisierten, weil sie selber „die von außen“ waren, oder die den Mut hatten, Neues auszuprobieren und Schwierigkeiten anzusprechen. Ich wurde bei einer der erwähnten „Rebellinnen“ besonders hellhörig: Sophie Brandstätter. (vgl. InterviewpartnerIn A, 2.6.2005):

Sie hat gegen das Lagerhaus, hat gegen alle Genossenschaften gewettert, war eine Bäuerin, eine zugezogene Bäuerin. Familienhelferin, die einen Bauern geheiratet hat [...]Auf die haben sie sich natürlich eingeschossen. [...]Es hat sich öffentlich niemand getraut zu ihr zu stehen. (ebd.)

Sie war eine „Visionärin“ und „Kämpferin“, sie war die „erste Bäuerin, die sich eine Hängematte aufhängte“ und sie war auch Obfrau der Österreichischen Bergbauernvereinigung (ÖBV), die politisch gegenüber dem Bauernbund steht, zu dem ihr Mann als Funktionär gehörte. Dieser Gegensatz von politischen Ansichten innerhalb einer Partnerschaft im konservativen bäuerlichen Kontext war eines von vielen spannenden Details, für die ich mich interessierte. Außerdem traute sie sich als Bäuerin, als Frau, diese konträren Ansichten auch öffentlich zu vertreten. Für die Leute im Ort war sie „ein rotes Tuch“ und sie hat sich den „Kopf halt blutig geschlagen“, erzählt die Interviewpartnerin weiter und beschreibt sie gleichzeitig als „volle Bereicherung“ (vgl. ebd.).

An ihrer Person wird auch eine gewisse Dramatik deutlich. Auch als Frau. Weil sie keine Unterstützung gehabt hat von den Frauen da. Und wenn, dann nur heimlich oder so. Es war gewagt mit ihr aufzutreten. [...]Es war ein Wagnis, das habe ich auch gespürt. (ebd.)

Nachdem mein Interesse geweckt war, führte ich meine ersten Interviews und erhielt von der Interviewpartnerin den meiner jetzigen Arbeit zugrunde liegenden Haupttext „Zivilcourage. Ausgeliefert – Selbstbewusst entscheiden.“ in Form einer Word-Datei auf

einer 3,5"-Diskette⁵ mit, deren Inhalt ich mir kopieren durfte. Später stellte sich heraus, dass es sich dabei um eine, von Monika Brandstätter angefertigte, Transkription eines von Sophie handgeschriebenen Textes handelt (vgl. M. Brandstätter, 6.8.2012). Der Inhalt bestand noch aus weiteren Texten, die von Sophie geschrieben wurden. Überdies erhielt ich Fotokopien von veröffentlichten Artikeln und Fotografien und eine transkribierte Fassung der Reden auf der Begräbnismesse, die für die verstorbene Sophie am 7. August 2002 in Hirschbach im Mühlkreis gehalten wurde. Mir liegen einige weitere Interviews mit Bekannten und FreundInnen von Sophie vor – teilweise auch im KASS-Projekt entstandene Aufzeichnungen, die ich verwenden darf. Darüber hinaus führte ich einige informelle Gespräche, die ich in meinem Feldtagebuch (FTB) festgehalten habe. Am Ende der Feldforschung in Schönau habe ich auch Florian Brandstätter – den Ehemann von Sophie – auf dem Bauernhof besucht und durfte ihn den ganzen Tag bei verschiedenen Tätigkeiten am Hof begleiten. Zum Zeitpunkt des Treffens war er schon schwer krank, dennoch erzählte er mir einiges von seinem Leben mit Sophie und überreichte mir am Ende ein großes eingerahmtes Bild vom indischen Guru Sai Baba, das Sophie zu ihren Lebzeiten, und nicht unbedingt zu seiner Freude, in der Küche über dem Esstisch aufgehängt hatte (FTB, 5.10.2005). Florian Brandstätter starb am 22. Juli 2006.

2.1.2. Beschreibung des biografischen Materials

An dieser Stelle werde ich mich zuerst der Beschreibung der Hauptquellen widmen, da sich daraus nach einer ersten Analyse der biografischen Daten die Struktur und die Fragestellungen der Arbeit entwickelt haben. Die zusätzlichen Dokumente und Interviews sind im Anhang der Arbeit verzeichnet. Eine genauere Beschreibung bzw. die Analyseergebnisse des zusätzlichen biografischen Materials, von und über Sophie, finden sich im empirischen Teil der Diplomarbeit. Die Hauptquellen meiner biografischen Rekonstruktion sind eine autobiografische Erzählung mit dem Titel „Zivilcourage. Ausgeliefert – Selbstbewusst entscheiden.“ (Brandstätter 2002) sowie Berichte und Anekdoten von der Messe für Sophie, mit dem Titel: „Gedanken zum Leben unserer Schwester und Mutter“ (Messerreden 2002).

Zivilcourage. Ausgeliefert – Selbstbewusst entscheiden.

⁵ Sony stellt 1981 die 90 mm (3 5")-Diskette mit ihrem starren Gehäuse vor und entwickelt sie zum Standard. Aufgrund der heutzutage anfallenden großen Datenmengen wurde die Diskette mittlerweile von anderen Datenträgern (CD/DVD) verdrängt und wird nicht mehr neu hergestellt. (Lexikon Uni-Protokolle, 7.6.2012)

Der Text mit dem Titel „Zivilcourage. Ausgeliefert – Selbstbewusst entscheiden.“ ist eine lebensgeschichtliche Erzählung von Sophie Brandstätter und kann zu der umfassenden Quellengattung der Ego-Dokumente⁶ gezählt werden. Entstanden ist der Text vermutlich im Zusammenhang (vgl. Brandstätter 2002: 1) mit dem Frauen- und Bäuerinnenseminar „Einmischkultur“⁷, das vom 8. bis 10. Februar 2002 in St. Virgil in Salzburg stattgefunden und an dem Sophie teilgenommen hatte (vgl. Pühringer-Rainer 2002: 17).

Das Schriftstück *Zivilcourage. Ausgeliefert – Selbstbewusst entscheiden.* habe ich ausgewählt, weil Sophie in Form einer biografischen Erzählung beschreibt, welchen Widerständen sie seit Beginn ihres Lebens ausgesetzt war – im Zusammenhang mit dem Thema „Mut“. Dadurch wird deutlich, wo sie in ihrem Rückblick an Grenzen gestoßen ist, sich „ausgeliefert“ fühlte und wie und wo sie Grenzen benennt und verortet. Darin beschreibt sie ihr eigenes Leben, den Mut, den sie für manches aufbringen musste, was vermutlich der Intention des Schreibseminars zuzuschreiben ist. Sie erzählt von den Hemmnissen und Schwierigkeiten, denen sie in ihrem Leben begegnet ist, bis hin zur biografischen Reflexion, wer oder was ihrer Meinung nach verhindert hat, dass ihr als Frau und Bäuerin Gerechtigkeit widerfuhr.

Gedanken zum Leben unserer Schwester und Mutter

Am 7. August 2002 wurde Sophie beigesetzt und bei der Messe für die Verstorbene wurden die Messereden „Gedanken zum Leben unserer Schwester und Mutter“ (Messeden 2002) in Form von Lebensbeschreibungen, Gedichten und Fürbitten von Verwandten und FreundInnen vorgetragen. Diese Textsammlung, die von der Tochter Monika Brandstätter aufgenommen und transkribiert wurde (vgl. M. Brandstätter, 6.8.2012), stellte mit der biografischen Aufschichtung der Erinnerungen über Sophie eine sehr nützliche Quelle für die Arbeit dar.

Zusätzliches biografisches Material

⁶ Ego-Dokument: Unter diesem Begriff lassen sich all diejenigen Textsorten zusammenfassen, in denen ein Individuum sich in seiner spezifischen Subjektivität und mit seinen individuellen Wahrnehmungen und Deutungen zum Gegenstand seines Schreibens macht (vgl. Götsch 2007: 21f.).

⁷ Veranstaltet wurde das Seminar vom „Arbeitskreis Bäuerinnen“ der Österreichische Berg- und KleinbäuerInnenbewegung (ÖBV - via campesina austria) in Kooperation mit anderen Organisationen (vgl. Die Bergbauern 2001: 25).

Im Laufe der Recherche habe ich insgesamt viele Texte⁸ in Form von Artikel und Gedichten gesammelt, die von Sophie selbst geschrieben und in weiterer Folge veröffentlicht wurden. Diese stellten sich auch als wertvolle Ego-Dokumente heraus, da sie sehr stark autobiografisch die individuelle Wahrnehmung von Sophie ausdrücken. Gleichzeitig thematisiert sie aktuelle Debatten, die sie auch als Frau und Bäuerin betreffen und die einen kritischen Blick auf die Gesellschaft darstellen. Ich gehe jedoch davon aus, dass dies bei Weitem nicht alle von Sophie verfassten Texte, Gedichte und Artikel sind. Viele der veröffentlichten Texte beziehen sich in ihrer Kritik an verschiedenen Institutionen auf ihre eigenen Erfahrungen.

Die Texte erscheinen auf den ersten Blick oft weniger sachlich, da sie die eigene Lebenserfahrung zwar reflektiert, daraus dann aber häufig allgemeine Schlüsse zu ziehen scheint. Bei der Analyse wird schnell deutlich, dass viele ihrer Argumente durchaus nicht falsch sind und sich der „Wahrheitsgehalt“ auch überprüfen lässt. Infolgedessen zeigt sie den LeserInnen zwar *ihre* Welt, macht aber auch deutlich, dass sie die herrschenden Strukturen dieser Welt erkannt hat. Nichtsdestotrotz setzt sie sich im Rahmen ihrer schriftlichen Äußerungen sehr stark mit ihrer eigenen Identität und Herkunft auseinander (was sich für den chronologischen Aufbau der Arbeit als sehr wertvoll erwies) und setzt wie gesagt Persönliches und Gesellschaftliches miteinander in Beziehung, um ihre Ansichten zu unterstreichen. Die meisten Themen werden von ihr sehr emotional beschrieben, sodass sie manchmal auch zu „unsachlich“ oder zu „verstrickt“ wirken können. Vermutlich fehlte es an diesen Stellen an Distanz zum Thema, vor allem dann, wenn sie selbst gerade stark involviert und betroffen von diesem war. Infolgedessen geben die Texte einen recht umfassenden Einblick in ihre Lebenswelt als Bäuerin, mit dem kritischen Blick einer betroffenen Frau und dem Verweis auf so manche gesellschaftspolitischen Entwicklungen im 20. Jahrhundert.

Gespräche mit Verwandten

Im August 2012 war ich in Hirschbach im Mühlkreis und traf einige Verwandte von Sophie. Einige Tage später besuchte ich die jüngere Tochter aus der Verbindung von Sophie und Florian, Monika Brandstätter und ihren Ehemann Bryce Bates, in München und durfte dort das vor kurzem geborene Enkelkind von Sophie kennenlernen. Zum Abschluss traf ich mich noch mit der ältesten Tochter, Christine Brandstätter. Neben den geführten Interviews,

⁸ Die Texte sind im Anhang unter „Biografisches Material“ chronologisch angeführt.

bekam ich auch Fotos, von denen sich einige in der Diplomarbeit wiederfinden.

Bei den Interviews und Gesprächen spielte auch immer wieder die Tatsache eine Rolle, dass Familiengeschichte sehr persönlich ist. Ich habe versucht, mich mit einem hohen Maß an Sensibilität an die Gespräche heranzutasten und auch immer wieder darauf hingewiesen, dass es ganz klar um das öffentliche Leben der Sophie geht – weniger um die privaten Geschichten und Details oder das Aufdecken von vermeintlichen „Familiengeheimnissen“. Natürlich spielt zu einem wesentlichen Teil auch die „private Sophie“ eine Rolle, aber lediglich in dem Maß, als dass diese zur Erläuterung der Lebensumstände und ihrem Lebensverlauf dient. Als Erhebungsmethode entschied ich mich vorwiegend für das narrative Interview, wobei ich am Ende auch gezielte Fragen zu Daten und Unklarheiten stellte. Das Thema der Diplomarbeit und somit der Grund für meinen Besuch war klar und nach einigen Einstiegsfragen erzählten mir die Interviewten recht frei, was ihnen über Sophie einfiel und was sie mir erzählen wollten. Mir war es wichtig, dass ich sie selber auswählen lasse, was für sie von Bedeutung ist und auch die Auswahl der Fotos überließ ich hauptsächlich ihnen. An dieser Stelle kommt die Tatsache zu tragen, dass Wirklichkeit subjektiv gestaltet wird und es nicht um die Menge der Daten, sondern um die situative Auswahl der biografischen Daten geht. Um eine Eigenlogik der biografischen Konstruktionsprozesse aus der Perspektive der ErzählerInnen möglichst frei und angemessen erfassen und wissenschaftliche Vorannahmen und Suggestion minimieren zu können, sind Erhebungsverfahren von Vorteil, die die Strukturierung der Daten, wenn möglich, den Befragten überlassen (vgl. Dausien 2008: 360f.).

Die Frage, warum ich mich erst am Ende der Arbeit an die Verwandten gewandt habe, ist durchaus berechtigt und ich versuche, die Beweggründe dafür zu erläutern. Meiner Meinung nach handelt es sich um eine sehr sensible Aufgabe, über einen Menschen zu schreiben, der noch lebt oder erst vor kurzem gestorben ist, da das Leben einer Person immer auch mit anderen zusammenhängt und sich daher vieles nicht anonymisieren lässt. Was schreibt man, was nicht? Ein richtiges Maß an Sensibilität ist gefragt und ich wollte erst sicher gehen, dass ich die Diplomarbeit auch beende, bevor ich mich mit den Kindern und weiteren Verwandten treffe. Ein weiterer Aspekt ist die Tatsache der eigenen Emotionalisierung und Nähe, die entsteht und bei EthnologInnen durchaus immer wieder thematisiert wird, weil sie die wissenschaftliche Distanz zum Thema erschwert. Da ich sehr viel Material bereits im Voraus recherchiert und analysiert habe, war mir sehr bald klar, dass es mir im Wesentlichen mehr darum ging, das Konstrukt *Sophie und Gesellschaft* zum

Thema zu machen, als *Sophie und Familie* in den Vordergrund zu stellen. Natürlich sind auch die Familiengeschichten sehr wichtig, jedoch hauptsächlich für die Umrahmung und die Absicherung der Fakten.

Neben den schriftlichen Verweisen über sie in Büchern und Zeitschriften liegen mir auch einige Audioaufzeichnungen vor, in der Sophie selber zu Wort kommt.

Zum Schluss, nachdem ich Sophie im durch die Recherche kennengelernt habe, Verwandte traf und ihre Lebensgeschichte mir schon vertraut war, zeichnete sich ab, dass es noch sehr viel mehr biografisches Material über Sophie gibt. Viele Information konnte ich im Rahmen dieser Diplomarbeit nicht unterbringen, auch wenn ich persönlich gerne noch viel mehr über ihr Leben erfahren hätte, musste ich schließlich „Mut zur Lücke“ beweisen, um im wahrsten Sinne des Wortes nicht den (roten) Faden zu verlieren.

2.1.3. Zentrale Forschungsfragen

Die Fragestellungen hatten sich bereits in der Anfangsphase entwickelt. Wobei nicht nur die Beantwortung der Fragestellungen, sondern im Speziellen die Beschreibung des Lebens von Sophie an sich eine Herausforderung darstellte. Mit den Methoden, die mir die Biografieforschung anbietet, versuche ich diese Fragen weitgehend zu beantworten. Am Ende dieses Kapitels möchte ich auch noch auf einige Schwierigkeiten hinweisen, die sich bei der Bearbeitung des Themas ergeben haben. Die Herleitung der Fragestellungen ergab sich schon aus den ersten Interviews, die mein Interesse geweckt haben und sich auf Geschichten über sie als „Kämpferin“ und „Rebellin“ bezogen haben.

- Welche sozialen Funktionen wurden im Kontext der Dorfgemeinschaft wirksam, dass Sophie als Person und ihre Themen in der Öffentlichkeit nicht anerkannt wurden und welche Auswirkungen hatte diese „Ausgrenzung“ auf ihr Leben bzw. wie nahmen sie und andere diese wahr?
- Welche konkreten Beweggründe könnte sie gehabt haben, entgegen allen privaten und öffentlichen Widerständen, laut Kritik zu üben in einer dörflichen Gemeinschaft, in der es absolut nicht üblich war (ist), dass Frauen (vorwiegend patriarchale Macht-) Strukturen hinterfragen und so die Grenzen der geduldeten „Normalität“ überschreiten?

Um diese Fragen zu beantworten ist es einerseits notwendig, die dörflichen Strukturen zu beschreiben und die damit zusammenhängenden Regeln und Normen. Andererseits geht es

mir darum, ihre persönliche Wahrnehmung zu erfassen und den vorhandenen Normen gegenüberzustellen, um einen Eindruck davon zu vermitteln, was es für alle Beteiligten bedeutet, wenn das vorherrschende Weltbild in Frage gestellt wird. Ihr politisches und soziales Engagement und ihre Kritik am herrschenden System fand in ihrem Wohnort, Schönau, keine öffentliche Unterstützung und führte überdies immer mehr zur sozialen Ausgrenzung durch Leute aus dem Ort und zu Spannungen innerhalb der Familie. Besonders interessant dabei ist, dass es auch in einer dörflichen Struktur kein Unterstützungsnetzwerk unter Frauen – im Gegensatz zu Männern – außerhalb der festgeschriebenen Norm gibt. Werte wie Zusammenhalt, Unterstützung und ein gutes Miteinander werden groß geschrieben, doch es gibt eine Grenze, die nicht überschritten werden darf. Sophie hat sie überschritten und das Wie und das Warum versuche ich in dieser Arbeit zu klären.

Schon zu Beginn habe ich mich sehr schnell als Frau mit den Themen von Sophie identifizieren können und mich mit ihrem Widerstand teilweise solidarisiert. „Die Anderen sind schuld“ und werden vorerst in ein stereotypes emotionales Licht gerückt – für das erste Interesse am Thema war der emotionale Zugang nicht unwesentlich. Diese „Vorverurteilung“ bedeutet jedoch nicht, dass ich ihr Leben nicht mit der wissenschaftlichen Distanz betrachtet habe, die notwendig ist, um sich unvoreingenommen der Analyse und Beschreibung widmen zu können. Im Gegenteil: diese kritische Selbstreflexion von Distanz und Nähe zum Thema ist in der Biografieforschung ein wesentlicher Aspekt bei der Analyse. Ich konnte mich nach der ersten Distanzierung und einem objektiveren Blick der Analyse widmen und die erste Befangenheit wurde ausgiebig von mir reflektiert. Durch das Heranziehen der unterschiedlichen methodischen, theoretischen und empirischen Kontexte bei der Rekonstruktion ihres Lebens, biete ich den LeserInnen die Möglichkeit, die Lebensgeschichte so objektiv wie möglich zu betrachten.

Für mich war auch der Aspekt das „Forschens Daheim“ – in Bezug auf Österreich - sehr spannend, da es die besondere Konsequenz in der Forschungs- und Analysesituation erfordert, eine distanzierte Perspektive zur Forschungsthematik einzunehmen und aufrecht zu erhalten. Kollektives Wissen erleichtert zwar die Erhebungssituation, dennoch sind viele Handlungen und Äußerungen nicht als selbstverständlich wahrzunehmen, sondern sollten in das Blickfeld der Forschung gerückt und reflektiert werden.

Ein weiterer wesentlicher Punkt für die Beantwortung der Fragestellung ist die Fülle und die Verschiedenheit des gesammelten biografischen Materials und der sich daraus

ergebende induktive Ansatz für eine Analyse. Aufgrund dieses Ansatzes stieß ich im weiteren Verlauf auf *die* Biografieforschung, die unterschiedliche qualitative Methoden für die Analyse historischen Datenmaterials zur Verfügung stellt, aber grundsätzlich induktiv bei der Analyse vorgeht. Genaue Textanalyse, Inhaltsanalyse, Quellenkritik und der spezielle wissenschaftliche Erkenntniswert der Biografieforschung, den ich zu nutzen versuchte, eröffneten sich mir. Darauf möchte ich nun im folgenden Kapitel konkreter eingehen.

2.2. Biografieforschung – Methodenvielfalt und Theorieansätze

'Lebensgeschichte' bezeichnet jene sinnhafte Perspektive des Handelns, Erlebens und Reflektierens konkreter Subjekte, die in je konkreten sozialen Handlungsumwelten ihre Biografien leben und diese – Welt und Biografie – re-konstruieren. (Dausien 2008: 356)

In diesem Kapitel werde ich eine Übersicht über die Biografieforschung geben und die von mir gewählten methodischen und theoretischen Ansätze, die ich mir zur Beantwortung der Fragestellungen zunutze gemacht habe, grundlegend beschreiben. Biografieforschung bezieht sich in ihrem Vorgehen auf zentrale Aspekte von Biografie(n) als theoretisches Konzept, als historisch-empirischen Gegenstand und als komplexe method(olog)ische Strategie (vgl. Dausien 2008: 354).

In den Unterkapiteln erläutere ich die historische Entwicklung der Disziplin Biografieforschung und gehe auf die Methodenvielfalt, Methodologie, erkenntnistheoretischen Ansätze, sowie auf Genderaspekte im Besonderen ein. Überdies versuche ich den Forschungsstand der Biografieforschung in der Kultur- und Sozialanthropologie darzustellen, wobei hier die Ethnografie in der Ethnologie und die Oral History im Kontext der Cultural Studies Erwähnung finden. Am Ende fasse ich die meiner Meinung nach wichtigsten Aspekte zusammen und verbinde die von mir ausgewählten erkenntnistheoretischen Methoden der Biografieforschung mit jenen der Kultur- und Sozialanthropologie.

Der Sinn meiner konkreten Ausführungen zur Biografieforschung liegt in der Anführung der Methoden und methodologischen und theoretischen Konzepte, die der Analyse zugrunde liegen. Mit der Beschreibung des Lebens von Sophie soll nicht der Eindruck einer für sich allein stehenden Analyse hinterlassen werden. Mir geht es darum, die Qualität einer interdisziplinären Biografieforschung im Allgemeinen hervorzuheben und die wesentlichen Zugänge meiner Arbeit explizit anzuführen. Die Notwendigkeit der „empirischen Gegenstandsbestimmung“ und des „Explizierens des Biografiebegriffs“ ist für eine Arbeit im Rahmen der Biografieforschung unumgänglich und *stellt*, so Dausien (2008: 356): „die erste methodologische Regel biografischer Forschung [dar]“.

Die Biografieforschung als geschlossene wissenschaftliche Disziplin gibt es nicht. Insofern gibt es auch nicht die *eine* Methode dafür. Die Methoden im Kontext dieser Forschung sind so vielfältig wie ihre Zugänge. Ansätze der Biografieforschung sind übergreifend im interdisziplinären Feld angesiedelt: Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie, Soziologie, Lebenswissenschaften, Geschlechterforschung und Erziehungswissenschaften, um nur einige zu nennen. „Individuelles und Gesellschaftliches wird in der

Biographieforschung gleichermaßen in den Blick genommen“ (Dausien et al. 2005: 8). Diese grundlegende Aussage fasst nicht nur den wesentlichen Anspruch zusammen, den alle Disziplinen der Biografieforschung gemein haben, sondern verdeutlicht auch jene besondere Herausforderung, die ich mir in dieser Arbeit gestellt habe. Was die Biografieforschung in den unterschiedlichen Disziplinen außerdem gemein hat, ist der qualitative Zugang und das Interesse daran, sich auf die Lebensgeschichte einzelner Personen einzulassen, um folglich neue Einblicke in gesellschaftliche Zusammenhänge und Strukturen zu bekommen.

Im Fall *biographischer Forschung* handelt es sich in der Regel um einen Text^[9] der – mündlich oder schriftlich, mit oder ohne Einfluss der Forschenden erzeugt – als Dokument der Artikulation biographischer Erfahrungen eines oder mehrerer Subjekte gelesen werden kann. (Dausien 2005: 208)

Grundsätzlich kann man sagen, dass Biografie einen sehr vielschichtigen Begriff darstellt, der im Alltag, sowie in der Wissenschaft mit unterschiedlichen Bedeutungen Verwendung findet (vgl. Dausien 2001: 12).

2.2.1. Von der Lebenslaufforschung zur Biografieforschung – ein Überblick

Im Folgenden möchte ich einen kurzen Überblick über die historische Entwicklung der Biografieforschung geben und eine wissenschaftstheoretische Unterscheidung zwischen Lebenslauf und Biografie vornehmen.

Der Ansatz der Biografieforschung ist im Vergleich zu anderen Disziplinen sehr jung. In den 1920er Jahren im Rahmen der „Chicago School“ etabliert, entwickelte sie sich hauptsächlich im internationalen Austausch. William I. Thomas, Florian Znaniecki, Clifford Shaw mit der „life history method“ (vgl. Dausien/Kelle 2005: 189) oder Alfred Schütz trugen in ihrem jeweiligen wissenschaftlichen Kontext zur Theorieentwicklung bei. Dieser Austausch ist bis heute auch wesentliches Element der sozialwissenschaftlichen Biografieforschung (vgl. Dausien et al. 2005: 8). Im Umfeld der „Chicago School“ entstand die bekannteste, nicht nur in der Soziologie einflussreichste biografische Studie: „The Polish Peasant in Europe and America“ von W.I. Thomas und Florian Znaniecki, die 1920 veröffentlicht wurde (vgl. Spülbeck 1997: 25). Dieses Werk ist ebenso relevant für die Entwicklung der Biografieforschung, wie für die Entwicklung der Peasant Studies, die bei manchen theoretischen Beschreibungen einiger meiner Daten per se von Bedeutung sind,

⁹ Text: Transkript von biografischem Material wie Briefe, Videos, Fotos, u.ä. (vgl. Dausien 2005: 210).

da sich mein Thema im bäuerlichen Kontext bewegt.

Zu Beginn der biografischen Ausrichtung ging es eher um Lebenslaufforschung. Standardisierte Erhebungen und quantitative Auswertungen dienten den WissenschaftlerInnen dazu, gesellschaftliche Strukturdaten auf bestimmbare Gruppen und deren Entwicklung zu beziehen. Gleichzeitig entwickelte sich auch ein methodisch qualitativer Ansatz zur Analyse von einzelnen Biografien, mit dessen Ergebnis anfangs allerdings auch generelle Aussagen eruiert werden sollten (vgl. Faulstich et al. 1996: 7). Heute gilt die Biografieforschung quasi als Pendant bzw. Ergänzung zur in gleicher Tradition entstandenen Lebenslaufforschung, von der sie systematisch unterschieden wird (vgl. Dausien 2008: 354f.).

Lebensverläufe von Individuen oder sozialen Gruppen werden in der überwiegend mit quantitativen Methoden arbeitenden ‚Lebenslaufforschung‘ als objektive Daten erfasst und als Indikatoren für die Sozialstruktur einer Gesellschaft behandelt. In dieser Logik kann auch die strukturelle Geschlechterdifferenz einer Gesellschaft erschlossen werden (Dausien 2008: 355).

Der Lebenslauf als Institution bietet nach Alheit und Dausien (vgl. 2002: 10) ein formales „Gerüst“, woran sich vor allem die Bildungsprozesse der Individuen orientieren, unabhängig davon, wie die persönliche Orientierung aussieht (z.B. den Vorgaben nachstrebend oder mit ihnen brechend, usw.). Ein sogenanntes „gesellschaftliches Curriculum“ für das individuelle Leben, angefangen bei der Geburt bis zum Tod, ist „in Gesetzen und Sanktionen, in Normen und Erwartungsstrukturen mehr oder weniger festgelegt [...], [das] immer wieder neu ausgehandelt wird und sich historisch verändert“ (Alheit/Dausien 2002: 10). So stellt auch die Unterteilung von Normalbiografien in „weiblich“ und „männlich“ eine zu einfache Unterscheidung dar, wie statistische Analysen der Lebenslaufforschung deutlich machen, auch wenn die Analysen geschlechterbezogene Differenzen aufzeigen. Die Bedeutung geschlechtsbezogener Typisierungen von Lebensläufen einzelner Subjekte, oder auf welcher Basis Sinnkonstruktionen biografischen Handelns „messbare“ Entscheidungen im Lebenslauf bereithalten, können mit quantitativen Methoden nicht eruiert werden, sondern erfordern qualitative Forschungen (vgl. Dausien 2008: 355).

In der *Biografieforschung* werden Lebensläufe nicht als empirische Ereignissequenzen, sondern als voraussetzungsvolle und methodisch hergestellte Produkte einer bestimmten historisch-gesellschaftlichen Situation betrachtet. ‚Lebensläufe‘ verweisen auf historische Modi der Vergesellschaftung, mit denen Gesellschaften das Problem lösen, ihre Mitglieder funktional einzubinden. (ebd.)

Das Konzept „Lebenslauf“ ist für eine qualitativ-empirische Biografieanalyse insofern bedeutsam, da es Aspekte der „gesellschaftlichen Vorstrukturierung“ und „kulturelle

Präskription individueller Biografien“ bereithält (vgl. Dausien 2008: 356).

2.2.2. Das Konzept Biografie

Der Lebenslauf ist ein Insgesamt von Ereignissen, Erfahrungen, Empfindungen usw. mit unendlicher Zahl von Elementen. Er kann überdies (und ist dies in stärkerem oder geringerem Maße in jeder Gesellschaft) sozial institutionalisiert sein, z.B. indem bestimmte Karrieremuster oder Positionssequenzen normiert werden. Aber die Biographie macht für ein Individuum den Lebenslauf zum Thema. (Hahn 1995: 140)

In diesem Unterkapitel stelle ich das Konzept Biografie und den theoretischen Rahmen, in dem ich mich bei der Auswertung bewegt habe, vor. In einem weiteren Schritt gebe ich einen Überblick über die Methoden und die jeweilige Methodologie und schließe das Kapitel mit Definitionen von Begriffen.

An dieser Stelle möchte ich noch eine Abgrenzung der wissenschaftlichen Biografie im Rahmen der Biografieforschung zu jenen Biografien machen, welche die Verkaufsränge in Büchergeschäften nahezu überschwemmen. Die eigene Lebensgeschichte in Szene zu setzen boomt mehr denn je: Das eigene Leben – ein Kassenschlager. Im Zugang und vor allem im Interesse unterscheidet sich die populärliterarische (Auto-)Biografie jedoch deutlich von einer wissenschaftlichen Biografie im Rahmen der Biografieforschung. Bei der populärliterarischen Biografie handelt es sich auch um eine subjektive Lebenserzählung, jedoch dient sie in erster Linie keinem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse. An dieser Stelle ist auf den „Doppelcharakter“ von Biografie zu verweisen: einerseits das Alltagskonzept (Handeln, Selbst- und Fremddeutung der Individuen) und andererseits das wissenschaftliche Konzept, das eben diese alltagsweltlichen Leistungen unter bestimmten theoretischen oder disziplinären Blickwinkel thematisiert (vgl. Dausien 2001: 12).

Die Biografie ist ein Konzept, das besondere methodologische Überlegungen notwendig macht, da es sich auch in der Alltagssprache wiederfindet. Der Begriff selbst lässt sich vom griechischen „bios“ (das Leben) und „graphein“ ((be)schreiben) ableiten und heißt „Lebensbeschreibung“. Er verweist einerseits auf das erzählte, gelebte Leben konkreter Individuen in spezifischen historisch-sozialen Kontexten, andererseits auf eine kulturelle Praxis des „Leben (Be-)Schreibens“ und erst die Reflexion dieses vielschichtigen Bezuges ist für den wissenschaftlichen Begriff signifikant (vgl. Dausien 2008: 354). Ich teile den Standpunkt mit Spülbeck (vgl. 1997: 8), dass Biografie auch als Produkt von Interaktion gesehen werden kann, da sie in Hinblick auf ein (imaginäres) Gegenüber entsteht. Überdies

wird in den wissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit der Biografieforschung beschäftigen, das Konzept „Biografie“ nicht als „individuell-psychologische Kategorie“, sondern als „soziales Konstrukt“ verstanden und folgendermaßen definiert: Das soziale Konstrukt bringt Muster der individuellen Strukturierung und Verarbeitung von Erlebnissen in sozialen Kontexten hervor, verweist dabei aber immer auf gesellschaftliche Regeln, Diskurse und soziale Bedingungen, die strukturell beschrieben und „re-konstruiert“ werden können. Wie diese „Dialektik“ (Individuum/ Gesellschaft) von den ForscherInnen im Einzelnen ausformuliert wird, hängt davon ab, für welche methodologischen Konzepte und Bezugstheorien sie sich entscheiden und in welchen wissenschaftstheoretischen Rahmen sie sich bewegen. Hinzu kommt auch die unterschiedliche Wahl der methodischen Mittel, die von Verfahren der Linguistik, über die Soziologie, bis hin zu ethnografischen Beobachtungsmethoden und Ansätzen der Diskursanalyse reichen. Neben den individuell gewählten unterschiedlichen sowie vielfältigen Zugängen am konkreten Forschungsvorhaben, gibt es dennoch breitere, gemeinsam verwendete, Theorieansätze in der jeweiligen Forschungstradition (vgl. Dausien et al. 2005: 7f.).

Eine Lebensgeschichte setzt sich aus vielen einzelnen Episoden, Begebenheiten oder Prozessen auseinander, die jeweils um ein bestimmtes Thema kreisen (Spülbeck 1997: 9). Im Prozess von lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtungen werden die institutionellen und gesellschaftlichen Erfahrungsbereiche integriert und zu einer (neuen) Sinngestalt zusammengebaut. Alheit und Dausien (vgl. 2002: 10) fassen diese Leistung mit dem Begriff der „Biografizität“ zusammen.

Dennoch erleben wir das Geschehen nicht als eine Reihe von unverbundenen Ereignissen. Schon im Alltagshandeln stellen wir den Zusammenhang zwischen Früherem, Jetzigem und Künftigem her, auch wenn wir manche der ad hoc konstruierten Zusammenhänge (Geschichten) später revidieren und reformulieren. Sowohl die eigenen als auch die Handlungen anderer Akteure erleben wir in der Regel als Sequenzen eines zusammenhängenden Geschehens. (Sieder 1999: 247)

Mein Ziel ist es, ausgewählte Ausschnitte der erzählten Lebensgeschichte von Sophie so zu re-konstruieren, um daraus auf zeithistorische Begebenheiten und gesellschaftliche Zusammenhänge verweisen zu können. Durch das induktive Vorgehen bei der Analyse haben sich neue Perspektiven und Fragen ergeben. Es geht in erster Linie um den subjektiven Prozess des Neu- oder Wieder-Aufbauens (Re-Konstruktion) der Lebensgeschichte. Dieser Prozess wird von mir erläutert, um die Rekonstruktion nachvollziehbar zu machen. Ich versuche einzelne Bilder zu vervollständigen, indem sie in

den zeithistorischen Kontext der Gesellschaft eingebettet werden. Es bleibt nicht aus, dass Fragen offen bleiben, oder für die RezipientInnen der Erzählung neue Perspektiven interessanter erscheinen. Manche Erfahrungen, Erinnerungen oder Daten sind verloren gegangen, andere sind der subjektiven Entscheidung des/der AutorIn zum Opfer gefallen, sie nicht zu verwenden. Dennoch, *am Ende* von Erzählungen können schon die Ausschnitte ein Gesamtbild des Lebens einer Person vor unserem inneren Auge erscheinen lassen. Kurz: Eine biografische Rekonstruktion über eine Person beinhaltet also immer subjektive Selektion. Diese Selektion ist auch wichtig, da ein Leben mit seiner Komplexität nur mit Reduktion auch reflektiert und erzählt werden kann (vgl. Lehmann 1983: 22).

Der Forschungsprozess (und die Forschenden) selbst, die eingebrachten Fragestellungen und Interessen, die Theorien und methodischen Verfahren sind Teil des Rekonstruktionsprozesses und deshalb systematisch in die Analyse einzubeziehen. Das Problem der Reifikation wird damit nicht gelöst, kann aber expliziert und reflexiv bearbeitet werden. (Dausien 2008: 361)

Dausien (vgl. ebd.f.) führt drei (analytische) Kontexte von Biografie an, die auf die jeweiligen Quellen bezogen und systematisch reflektiert werden sollen. Ein erster Interpretationskontext ist der Verweis auf den Kontext einer konkreten Biografie, der sich aus einem lebensgeschichtlichen Text ergibt, mit dem Hinweis auf das sozialwissenschaftliche Interesse der/des ForscherIn, wobei auch unterschiedliche theoretische Konzepte (z.B. sozialer Raum) herangezogen werden. Ein zweiter Kontext ist nach Dausien (vgl. ebd.: 261f.) die „Interaktion und ihre symbolischen Repräsentationen“, der interaktive Prozess, oder das „interaktive setting“ (Dausien/Kelle 2005: 208), in dem ein biografischer Text hervorgebracht wird: „doing biography“, als Reflexion der Aspekte von Interaktion zwischen ErzählerIn und ForscherIn. Aus der ethnografischen Perspektive – auf eine kulturelle Praxis der Selbst- und Fremdtypisierung – wird die interaktive Erzeugung biografischer Thematisierungen herausgearbeitet (vgl. ebd.: 200). Ein weiterer Kontext von Biografie sind die „kulturellen Muster und sozialen Regeln“, wie narrative Muster, Biografiegeneratoren, Erzähltraditionen und andere informelle oder formale Regeln und Normen institutionalisierter Praxis zur Biografisierung (vgl. Dausien 2008: 362).

Unabhängig von der konkreten Beschaffenheit des empirischen Materials bleibt [...] festzuhalten, daß sich eine empirisch-biographische Analyse nicht in einer „Nacherzählung“ subjektiver Erfahrungen bzw. im Nachzeichnen der Selbst-Deutungen der (Auto-) BiographInnen erschöpft. (Dausien 2001: 25)

Biografien sollten also nicht „naiv“ abgefragt und gesammelt werden, da es sich um „soziale Konstruktionen“ handelt, bei denen auch die ForscherInnen beteiligt sind. Die

sozialen Konstruktionsprozesse, die am Zustandekommen beteiligt sind, müssen reflektiert werden, um „biographietheoretische Vor-Urteile nicht unter der Hand“ zu reproduzieren (vgl. Dausien 2001: 25).

2.2.3. Biografieforschung in der Kultur- und Sozialanthropologie

What matters to people keeps getting told in their stories of their life. Listening carefully to these stories may well be one of the cornerstones of ethnographic enquiry. (Plummer 2007: 395)

Für mich spielt im Großen und Ganzen die interdisziplinäre Forschungshaltung eine bedeutende Rolle. Methodisch bewege ich mich zwischen der Biografieforschung und der Kultur- und Sozialanthropologie. An dieser Stelle möchte ich daher auch dem kultur- und sozialanthropologischen Anspruch auf *ihre* theoretischen Konzepte von „life histories“ genüge tun und werde in aller Kürze die historische Entwicklung von biografischer Forschung in der Kultur- und Sozialanthropologie darstellen.

Der biografische Ansatz begleitet die Kultur- und Sozialanthropologie seit und auch schon vor der Institutionalisierung des Faches. Mit dem Beginn ethnologischer Arbeit begann auch die Verwendung biografischen Materials (vgl. Spülbeck 1997: 18). Bis heute wird im Rahmen ethnologischer Forschungen nach den Lebensgeschichten von Menschen – in allen ihren Facetten – gefragt. Im Folgenden möchte ich einen kurzen historischen Überblick über die Biografieforschung in der Kultur- und Sozialanthropologie geben.

Spülbeck (vgl. ebd.: 16ff.) weist darauf hin, dass die Auseinandersetzung mit der Biografieforschung in der US-amerikanischen Ethnologie wesentlich mehr Einfluss auf das Fach hatte als in der deutschsprachigen. Franz Boas war maßgeblich an der Entwicklung des Interesses an biografischer Forschung beteiligt. Auch wenn er selbst nicht mit biografischem Material gearbeitet hatte, beschäftigten sich seine SchülerInnen intensiv mit persönlichen Dokumenten von Einzelpersonen. Der Boas-Schüler Kroeber hat laut Kluckhohn die erste systematische Dokumentation¹⁰ biografischen Materials 1908 veröffentlicht und versuchte die subjektive Darstellung durch Vergleiche und zahlreiche Anmerkungen kritisch zu beleuchten. Viele veröffentlichte Biografien verschiedener EthnologInnen am Anfang des 20. Jahrhunderts dienten mehr als illustrative Rahmen und die Menschen wurden als „typische Kulturträger“ repräsentiert, um ethnologische

¹⁰ „War Experience of Individuals“ (vgl. Spülbeck 1997: 16).

Forschung dem Publikum besser veranschaulichen zu können.

Der erste Ethnologe, der konsequent die Auswertung biografischen Materials propagierte war laut Spülbeck (vgl. 1997: 18) Paul Radin, der sich ab 1933 hinter die Sichtweise der Kultur- und Persönlichkeitsforschung stellte, deren Schwerpunkt die „Entwicklung der Persönlichkeit in verschiedenen Kulturen“ war und die die Einflüsse verschiedener Faktoren auf die Analyseergebnisse immer wieder thematisierte. So forderte er 1966 die strikte Trennung des erhobenen biografischen Materials von der Interpretation der EthnologInnen (vgl. ebd.: 18f.). Spülbeck kritisiert zwar, dass bis heute diese „Anweisung“ von Radin in der neueren Biografieforschung in der Ethnologie nicht befolgt wird und „das Primärmaterial unkenntlich mit der Bearbeitung vermischt wird, bevor es den Leser erreicht“ (ebd.: 19), jedoch bin ich der Meinung, dass die Trennung zwar bei der Analyse vollzogen werden muss, am Ende jedoch durchaus vermischt werden kann, wobei die Reflexion der Interpretation Teil der Beschreibung sein sollte. Die bereits vorhin erwähnte Kultur- und Persönlichkeitsforschung entwickelte sich in etwa Mitte der 1930er Jahre in den USA. Bekannte BegründerInnen waren unter anderen Ruth Benedict, Margret Mead, Clyde Kluckhohn und George P. Murdock. Die Disziplin hatte auch starke interdisziplinäre Bezüge zur Soziologie und zur Psychologie, was vor allem für die Entwicklung der Biografieforschung in den USA große Bedeutung hatte (vgl. ebd.: 19ff.).

Mitte der 1950er Jahre begannen die EthnologInnen über ihr persönliches Erleben während der Feldforschung zu reflektieren und ein grundlegend neuer Aspekt wurde in der ethnologischen und somit auch in der biografischen Forschung in der Ethnologie diskutiert, eingeleitet durch die Ethnologin Bohannan. Die Tagebücher von Malinowski, die 1967 veröffentlicht wurden, waren ein Skandal, wurden jedoch zum Auslöser für mehr Transparenz der bisher ausgeblendeten Selbstreflexivität. Die Interaktion mit den InformantInnen rückte verstärkt in den Mittelpunkt und der Einfluss der EthnologInnen auf die Forschungssituation wurde immer mehr thematisiert. Die symbolische Interaktionsforschung und die Diskursanalyse sind theoretische Richtungen, die sich in der Ethnologie damit beschäftigen (vgl. ebd.: 39f.). In der Europäischen Ethnologie und den Geschichtswissenschaften entwickelte sich in den 1970er Jahren eine Forschungsrichtung, die biografisches Material in Hinblick auf seine historische Bedeutung untersucht. Hierbei spielte Albrecht Lehmann eine große Rolle (vgl. ebd.: 53). Es kam auch zur Weiterentwicklung der theoretischen Grundlagen der Kultur- und Persönlichkeitsforschung; an dieser Stelle zu erwähnen sind Hans Bosse mit seinem Ansatz der Ethno-Hermeneutik und

David G. Mandelbaum mit seinen theoretischen Konzepten Dimension und Adaption (vgl. Spülbeck 1997: 57f.). In der neueren Biografieforschung in der Ethnologie – vor allem im deutschsprachigen Raum – gibt es sehr starke Bezüge zur Soziologie, eine Richtung, die sich auf hermeneutisch-interpretative Verfahren bezieht.

Ethnografie und Biografieforschung

On the border, between the naturalistic life story and the researched life story, is the ethnographic auto/biography: many ethnographies may be seen as partly composed of the stories people tell of their lives. (Plummer 2007: 397)

Laut Dausien und Kelle (vgl. 2005: 209), die einen sozialkonstruktivistischen Ansatz mit Schwerpunkt auf Geschlechterforschung vertreten, überschneiden sich die beiden Forschungsrichtungen Ethnografie und Biografieforschung vor allem bei der Erhebung von Daten. Diese können an ihren „Schnittstellen“ zur wechselseitigen Kontextualisierung genutzt werden: „Geschichten werden in Situationen erzählt, aber Situationen haben auch ihre Geschichte(n).“ (ebd.). Dieses Zitat verweist darauf, dass die ethnografische Perspektive den Blick auf das Situative wirft, auf die Interaktionen und auf die kulturellen Praktiken im Gegensatz (oder als Ergänzung) zur Biografieforschung, die längerfristige Prozesse der Erfahrungsbildung erforscht. Die Biografieforschung arbeitet bevorzugt mit der Methode des narrativen Interviews, mit dem Anspruch, dass die Erzählenden den Sinnzusammenhang ihrer Lebensgeschichte konstruieren, lässt jedoch die sozialen Interaktionsprozesse, die in der ethnologischen Perspektive eine wesentliche Rolle spielen, meist in den Hintergrund rücken (vgl. ebd.: 190). Die Autorinnen (vgl. ebd.: 191) gehen von einer ethnologischen Perspektive im Rahmen der Erziehungswissenschaften aus. Da in der Kultur- und Sozialanthropologie das narrative Interview ebenso eine wesentliche Methode zur Erforschung sozialer und kultureller Praxis darstellt, sehe ich den grundlegenden Unterschied zwischen den beiden Disziplinen in der Auswertung der narrativen Interviews. Die Unterschiede der beiden Forschungsansätze werden von den beiden Autorinnen expliziert; sie sehen einen gegenseitigen Vorteil für beide Richtungen, wenn man diese Ansätze in der Forschungspraxis miteinander verbindet, sodass sie sich ergänzen können. Diese methodologischen Überlegungen habe ich in meiner Arbeit umgesetzt. Und auch die theoretischen Zugänge überschneiden sich immer wieder.

Für mich geht klar hervor, dass sich die Kultur- und Sozialanthropologie bei der Analyse von biografischem Material mit der (interdisziplinären) Biografieforschung sehr gut

ergänzt, da es viele Überschneidungen in der Erforschung und bei den Methoden gibt. Zusätzlich ist zu erwähnen, dass bereits ein umfangreiches empirisches und theoretisches Wissen über Struktur und Funktion biografischer Selbstthematization vorliegt (Dausien/Kelle 2005: 202), das ich auch für meine Arbeit sehr gut nutzen konnte.

2.2.4. Genderaspekte in der Biografieforschung

Biographische Dokumente können mit den Methoden historisch-biographischer Analyse ‚zum Sprechen‘ gebracht werden und lassen auch hintergründige, beiläufige oder widersprüchliche [...] Aspekte des gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisses sichtbar werden, wenn wir nicht nur den Text einer Lebensgeschichte, sondern auch die Regeln und Kontexte ihrer Konstruktion zum Gegenstand der Analyse machen. (Dausien 2001: 26)

Wie bereits im vorangegangenen Kapitel erwähnt, dienen Lebensgeschichten häufig als „Untermalung“ von Forschungen. Vor allem im Forschungsprozess wurde nicht weiter nach den Bedingungen ihrer Produktion gefragt (vgl. Dausien 2008: 357). Durch die intensive Auseinandersetzung in den Sozialwissenschaften mit den qualitativen Methoden und ihre zunehmende Differenzierung und fortschreitende Etablierung profitiert auch die biografische Forschung von dieser Professionalisierung – was sich speziell auch in der Frauen- und Geschlechterforschung als nicht unerheblich zeigte. Bei der rekonstruktiven Biografieanalyse – aus der Perspektive der Geschlechterforschung – wird deutlich, dass gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse nicht nur in die Lebensgeschichte und den Lebenslauf einer Person eingeschrieben sind, sondern dass Biografie selbst – als (gesellschaftliches) Format – zur Geschlechterkonstruktion beiträgt (vgl. ebd.: 359).

Für Dausien (vgl. ebd.) eröffnet „Biografie“ einen multiperspektivischen Forschungsansatz, der Geschlecht im Kontext und in Kombination mit anderen Differenzierungskonstruktionen erforscht. So kommen in der Beschäftigung mit Biografien „Geschlecht“, genauso wie „Ethnizität“, „Milieu“ oder andere Kategorien nicht „rein“ vor, sondern sind eingebunden im jeweiligen Zusammenspiel unterschiedlicher sozialer Ordnungen und in konkreten historischen Kontexten und Welten. In der Frauen- und Geschlechterforschung kamen von Anfang an biografische Methoden zur Anwendung, die sich im Laufe der Zeit weiterentwickelt haben. In den 1970er Jahren, die als Gründungsphase der Frauenforschung gesehen werden, gab es Gegenperspektiven zur herkömmlichen Wissenschaft. Frauen und deren Biografien sollten sichtbar gemacht werden (vgl. Dausien 2001: 13).

Die Aufgabe der Biografieforschung sieht Dausien darin, „die sozialen Herstellungsprozesse von Differenz auf Ebene der Alltagspraxis wissenschaftlich [zu]

rekonstruieren“ (Dausien 2001: 17). Dafür sind Konzepte notwendig, die einerseits die Methoden und andererseits die wissenschaftlichen Begriffe im Forschungsprozess reflektieren. In der „jüngeren Geschlechterforschung“ gelten *Re-Konstruktion* und *Reflexivität* als methodologische Leitprinzipien (vgl. ebd.). Zwei spezifische Rekonstruktionsstrategien werden in der Geschlechterforschung vorgeschlagen, die sich mit der Biografieforschung verbinden lassen: Strategien der *Historisierung* und der *Kontextualisierung* (vgl. Wetterer 1992, zit. nach ebd.). Die historische Rekonstruktion von Geschlechterverhältnissen und Geschlechterkonstruktion bedeutet, die „Verschränkung“ und „Verwobenheit“ von Lebens- und Gesellschaftszeit aufzuzeigen (vgl. ebd.: 17).

2.2.5. Zur Kritik an der wissenschaftlichen Aussagekraft von Biografien

Eine qualitativ-rekonstruktiv verfahrenende Biografieforschung, die nicht von vornherein ihre Kategorien festlegt, sondern sie abduktiv aus der Auseinandersetzung mit der Empirie entwickelt, ist mit ihrem empirischen Material („Lebensgeschichten“) auf eine Weise konfrontiert, die Komplexität nicht ohne weiteres reproduzierbar macht. (Dausien 2008: 359)

Es bleibt nicht aus, kurz auf die Kritik einzugehen, der VerfasserInnen biografischer Arbeiten im wissenschaftlichen Feld immer wieder ausgesetzt sind. Diese Kritik ist bei jenen Arbeiten gerechtfertigt, in denen lediglich allgemeine Aussagen getroffen werden ohne den methodischen und erkenntnistheoretischen Hintergrund der Analyse annähernd transparent zu machen (z.B. Quellenkritik oder entsprechende Einbettung in historische Kontexte). Trotz zahlreicher guter Artikel über den Nutzen, den die Biografieforschung bei der Aussage über gesellschaftliche Vorgänge bietet, fehlt auch in diesem Fach etlichen Arbeiten (noch immer) der methodologische und theoretische Hintergrund (vgl. Rosenthal 2005: 47). Dieses Fehlen der Beschreibung des wissenschaftlichen Prozesses von der Erhebung über die Analyse bis hin zur Interpretation, kann bei der Rezeption der fertigen Arbeit erst Recht wieder zu der Annahme führen, dass das Material nicht ausführlich reflektiert wurde und „für sich allein“ ohne relevante wissenschaftliche Erkenntnis steht, obwohl diese Kontexte zwar durchaus Teil der Analyse sind, jedoch nicht Einzug in die fertige Arbeit finden (vgl. ebd.). Ferner wird mit der fehlenden Beschreibung der Analyse und der Reflexion, sowie zumeist sehr vielfältigen zusätzlichen Datenmaterials und den damit verbundenen konkreten theoretischen Konzepten, die für die Beantwortung der Fragestellungen wesentlich sind, dieser Eindruck noch verstärkt. Hier wird es auch den KritikerInnen der Biografieforschung leicht gemacht, den wissenschaftlichen Wert solcher „unvollständigen“ Arbeiten zu hinterfragen. Rosenthal (vgl. Rosenthal 2005: 47) erklärt

dieses Fehlen damit, dass viele ForscherInnen in der Biografieforschung ihr methodologisches und methodisches Wissen als „selbstverständlich“ impliziert haben und dabei den Wert einer expliziten Beschreibung über das methodische Vorgehen bei ihrer Forschung schlicht unterschätzen. Das teilweise implizite Wissen und das reflektierte Vorgehen in den jeweiligen Forschungsarbeiten sollte transparent gemacht werden. Dazu gehören all die zusätzlichen Recherchen, die bei der Auswertung von Texten und Interviews erforderlich sind. Hierzu gehören auch gezielte historische Recherchen und Quellenstudien, die Verwendung von weiteren Dokumenten, oder auch weitere Erhebungen wie Feldnotizen, teilnehmende Beobachtung und, wenn nötig, zusätzliche Interviews.

Erst die konzeptuellen Ausführungen zur Bearbeitung der Daten ermöglichen es den LeserInnen, die Beschreibungen und Interpretationen der ForscherInnen nachzuvollziehen und aufgrund der Kontextualisierung den wissenschaftlichen Wert eines vermeintlichen „Einzelfänomens“ ernst zu nehmen. Die ausführliche methodologische Erklärung, die Analyse der Empirie mit unterschiedlichen Methoden und die reflektierte Ergänzung mit den entsprechenden Theorien der Kultur- und Sozialwissenschaften machen die Interpretationen der AutorInnen nachvollziehbar. Rosenthal (vgl. ebd.: 46) betont in ihrer Reflexion über die Biografieforschung, dass die kritischen Einwände der Nicht-Verallgemeinerbarkeit von Einzelfallanalysen insofern nicht gerechtfertigt sind, da gerade in der Biografieforschung großer Wert auf die theoriebasierte Reflexion und infolgedessen auf den kontextualen Zusammenhang zur Gesellschaft gelegt wird:

Auch können wir [BiografieforscherInnen, Anm. d. A.] mit Recht den Anspruch vertreten, dass fundierte soziologische Biografieanalyse auf der methodischen Ebene immer auch die Einbeziehung der Gesellschaftsgeschichte bzw. Rekonstruktion des Zusammenhangs zwischen individuellen lebensgeschichtlichen und kollektivgeschichtlichen Prozessen bedeutet. (ebd.: 46f.)

Durch die Re-Konstruktion des einzelnen Falles und dessen Einbettung in die sozialen und zeithistorischen Kontexte ist es möglich, die Wechselbeziehung zwischen Individuellem und Allgemeinem und zwischen Individuum und Gesellschaft aufspüren zu können (vgl. ebd.: 50). Die in der Gesellschaft eingebettete Person ist fokussierter Ausgangspunkt für einen analytischen Blick auf die sie umgebende Gesellschaft. In dieser Wechselbeziehung können sich neue Perspektiven und somit neue gesellschaftsrelevante Fragen einer rekonstruierten Biografie ergeben.

2.2.6. Methodologie und theoretische Ansätze

Eine Gliederung der Ereignisse des Lebens, eine subjektive Ordnung des eigenen

Lebenszusammenhanges ist Grundlage der Selbstreflexion und auch Grundlage des Erzählens aus dem eigenen Leben. Denn Selbstreflexion geht jeder lebensgeschichtlichen Erzählung voraus und bildet im Erzählvorgang die Basis der Geschichte. Dieser Zusammenhang von Denken und Sprechen muß immer im Auge behalten werden. (Lehmann 1983: 18)

Bei der Inhaltsanalyse der Texte und der transkribierten Interviews ging es mir im ersten Schritt darum, inhaltliche Zusammenhänge und Übereinstimmungen zu lokalisieren. Bei dieser biografischen Analyse, die von mir im Kontext einer kollektiven Geschichte angeschaut wird – spielen dementsprechend auch kollektive Erinnerungen eine Rolle, die es mir als Rekonstrukteurin einer Biographie ermöglichen, die unterschiedlichen Daten chronologisch richtig und somit sinnvoll miteinander zu verknüpfen.

Im Folgenden möchte ich auf die von mir angewandten theoretischen und methodologischen Aspekte eingehen, die wesentlich bei der Analyse und zur Erkenntnisgewinnung beigetragen haben.

Biografische Erzählung

Life stories today come through many sources – biographies, autobiographies, letters, journals, short interviews, photos, video diaries, home web pages and the like. They exist in many forms: long and short, past and present, specific and general, fuzzy and focused, surface and deep, ordinary and extraordinary stories. And they are denoted by a plethora of terms: self stories, life stories, life histories, (auto)biographies, personal documents, life documents, life narratives, oral histories, ‘documents of life’. (Plummer 2007: 396)

Sieder (vgl. 1999: 248f.) führt vier Funktionen von Erzählungen an: Eine erste Funktion von Erzählungen ist, dass sie Erfahrung organisieren, indem einzelne Erlebnisse in einen Rahmen gefügt werden und somit eine Bedeutung und einen Erinnerungswert erhalten. Die zweite Funktion ist, dass Erfahrungen auch wieder neu gerahmt werden können oder notwendigerweise auch müssen. Die dritte Funktion des Erzählens organisiert Affekte, die mit Gefühlen an Erinnerungen verbunden sind und durch diesen Affekt wird die Erinnerungsarbeit ausgelöst und es wird versucht, das Geschehene in die Gestalt einer Erzählung zu bringen. Eine vierte Funktion kann die sozial integrative sein, da ErzählerIn und ZuhörerIn jeweils an der Erzählsituation beteiligt sind (vgl. ebd.). Bei Erzählungen, Gesprächen und anderen direkten Kommunikationsformen zwischen Menschen geht es darum, diese als Beziehungen zu begreifen, da der/die ErzählerIn stets die eigene Position gegenüber einer anderen Person berücksichtigt (vgl. Lehmann 1983: 30).

Biografische Erzählungen unterliegen bestimmten Regeln, wie etwa dem Bemühen um Detaillierung (Verständlichmachung), der Kondensierung (Nicht-Abschweifen) und der

Gestaltschließung (Geschichten zu Ende bringen). Daher geschieht biografisches Erzählen zunächst auch in einem Zeitraum, der nicht zulässt, dass alles erzählt wird (vgl. Spülbeck 1997: 106). Bei Erzählungen über das eigene Leben finden sich häufig dominante normative (politische, ethische, religiöse, etc.) Diskurse der Lebenswelten¹¹ wieder und können als „Protokolle von Übersetzungen“ begriffen werden, da sich die ErzählerInnen neben dem Eigenen auch mit dem Anderen auseinandersetzen – meistens mit dem Normativen, vor allem dort wo ein Handeln, eine Norm oder ein Wert problematisch geworden sein könnte, oder auch geglückt ist oder komisch erschien. So erscheint der Erzählaufwand nur dann wert zu sein, wenn eines davon gegeben ist (vgl. Sieder 1999: 245).

Die Wertungen, mit denen die Erzähler das Geschehen moralisch, ideologisch oder ästhetisch einschätzen, können [...] in die Geschichten, Berichte und Beschreibungen eingeschrieben werden; dann finden wir sie in vielen Details und Tönungen des Gesagten: in der Art, wie eine Erzählung angelegt ist, in der Wortwahl und im Tonfall [...]. (ebd.: 245)

In der biografischen Erzählung ergeben sich unendlich viele Kontexte und es gibt unzählige Variationen lebensgeschichtlicher Verlaufsformen, die alle Ausschnitte einer größeren Sozialstruktur sind und ihrerseits wiederum zahlreiche „typische Karrieren“ erzeugen (vgl. Lehmann 1983: 26f.).

Leitlinien des Erzählens

Weil alle Erlebnisse und alles Erzählen von Erlebnissen eingefügt sind in die Zeitenfolge, gibt es dabei weder einen absoluten Anfang noch ein absolutes Ende. Jede Geschichte geht aus einer anderen Geschichte hervor [...]. (ebd.: 22)

Die Darstellung der Abfolge aufeinander bezogener Ereignisse kann als übergreifende lebensgeschichtliche Erzählstruktur begriffen werden. Die einzelnen Teile der erzählten Chronologie werden als „Leitlinien des lebensgeschichtlichen Erzählens“ bezeichnet und zeigen sich als fortlaufende Linie mehrerer aufeinander bezogener Ereignisse. In der Praxis zeigt sich, dass eine lebensgeschichtliche Gesamterzählung im Allgemeinen aus einer Fülle von Leitlinien besteht (vgl. ebd.: 19). Die Leitlinien des Erzählens helfen bei der analytischen Strukturierung von Erzählungen, stellen sich als subjektive Gliederung der vergangenen Lebenszeit dar und unterstützen die persönliche Einteilung der Lebensgeschichte. Außerdem dienen sie der Verleihung subjektiver Bedeutung von

¹¹ Deutungshorizonte und Kommunikationswelten von AkteurInnen (vgl. Sieder 1999: 245).

vergangenen Ereignissen in den jeweiligen Erzählsituationen und sind abhängig von gesellschaftlichen Erfahrungen – persönliche Erlebnisse, die ein Mensch in seinen sozialen Kontexten für sich selbst macht (vgl. ebd.: 22ff.).

Die theoretischen Überlegungen zu den „Leitlinien des Erzählens“ waren bei der Analyse sehr hilfreich. Einerseits haben sie mir bei der Strukturierung der Daten weitergeholfen, andererseits haben sie sich als sehr wertvoll erwiesen, um die strukturierte Aufschichtung biografischer Erfahrungen besser zu erkennen.

Erinnerung

Der Vollzug der Erinnerung kann ja nur als Vergegenwärtigung von etwas erfolgen, das aktuell gerade nicht präsent ist. Die damit verbundene Schwierigkeit der Vergangenheitspräsentation zeigt sich zunächst schon an der Unmöglichkeit, die Gesamtheit des Vergangenen in der vergegenwärtigenden Form unterzubringen. (Hahn 1995: 146)

Personen erinnern sich prozesshaft. Die Erinnerungsarbeit ist ein dialogischer Vorgang in Bezug auf Zeit und Raum, zum Zeitpunkt der Erzählung ist sie schon nicht mehr präsent. Die ErzählerInnen geben ihren Erlebnissen Bedeutung, die jedoch im Lauf des Lebens wieder fragwürdig oder einfach unbedeutend werden können. Die Erlebnisse können aus einer anderen Perspektive betrachtet werden, die AdressatInnen wechseln oder die Interessen verändern sich und somit die Aufmerksamkeit für bestimmte Aspekte einer Erzählung (vgl. Sieder 1999: 241).

Tatsache ist: die Erfahrungen des Arbeitslebens, der gemeinsam erlebten politischen, ökonomischen und militärischen Geschichte, des gleichen Lebensalters und Geschlechts führen häufiger zu gleichartigen Erlebnissen und zu gemeinsamen gruppenspezifischen Erinnerungen und Deutungen. (Lehmann 1983: 25)

An welche Handlungen ich mich selbst oder andere sich erinnern, ergibt sich aus den Sinnzusammenhängen der sozialen Gruppe, aber auch aus den Darstellungsgelegenheiten, die bereitgestellt werden, in denen sich ein Individuum in der entsprechenden Form „ausdrückt“ – dabei handelt es sich um sogenannte Biografiegeneratoren (vgl. Hahn 1995: 131).

Biografiegeneratoren

So spielt es z.B. eine Rolle, welche Darstellungsformen eine Gesellschaft für den

biographischen oder autobiographischen Diskurs überhaupt zur Verfügung stellt. Welche Modi des Sagens oder Schreibens gibt es jeweils? Wo liegen die Grenzen des Ausdrückbaren oder des Kommunizierbaren? (Hahn 1995: 137)

Beispiele für Biografiegeneratoren sind die Psychoanalyse, Beichten oder Tagebücher, aber auch bestimmte Formen der Anamnese oder Gerichtsgeständnisse (vgl. ebd.: 137). Ob der/die ErzählerIn über Formen des Gedächtnisses verfügt, die ein ganzes Leben symbolisch thematisieren, hängt vom Vorhandensein sozialer Institutionen ab und inwiefern sie eine Rückbesinnung auf das eigene Dasein ermöglichen (vgl. ebd.). Das Begräbnis kann als Rahmen für einen Biografiegenerator betrachtet werden. Bei der Messe für Sophie wurden die biografischen Daten und Erinnerungen im Rahmen des Begräbnisses erzählt und liegen mir transkribiert vor. In Österreich werden bei katholischen Begräbnissen häufig die Lebensgeschichten der Verstorbenen vorgetragen. Vor allem die positiven Erinnerungen an die Person, die Leistungen oder „Schicksalsschläge“ werden von den ErzählerInnen hervorgehoben und von der Geburt bis zum Tod aufgeschichtet.

Auch die Darstellung des Selbst ist abhängig von den institutionellen Selbstthematisierungsmöglichkeiten, die von der jeweiligen Gesellschaft zur Verfügung gestellt werden (vgl. ebd.: 132).

[...] die institutionellen Kontexte, in denen Biographie oder Autobiographie, Bekenntnisse oder Geständnisse verankert sind, [können] die Selektionsmuster *determinieren*. Es macht eben einen Unterschied, ob das Leben im religiösen, gerichtlichen, medizinisch-therapeutischen, beruflichen, privaten, wissenschaftlichen oder ästhetischen Zusammenhang thematisiert wird. (ebd.: 138)

Menschen legen dann über ihr Leben Rechenschaft ab, wenn sie die Möglichkeit dazu haben. Ob sie es tun und in welcher Form hängt von den Institutionen ab, die Individuen zwingen oder es zulassen, die eigene Vergangenheit zum Thema zu machen oder nicht (vgl. ebd.: 139). Nach Hahn (ebd.: 137) können die Diskursformen, welche soziale biografische Thematisierungen zulassen, entweder geheim, öffentlich, freiwillig oder erzwungen sein. Ein wichtiger Aspekt bei der Analyse von Biografiegeneratoren ist auch die Frage nach den dahinterstehenden literarischen Ausdrucksmöglichkeiten, die sich in der biografischen Reflexion erkennen lassen (vgl. ebd.: 138). In der empirischen Lebensbeschreibung über Sophie spiegeln die jeweiligen Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Selbstthematisierungen den jeweiligen Lebenskontext wider. Durch das systematisch angewandte Wissen um die Biografiegeneratoren in der Analyse konnte ich den Zusammenhang zwischen Geschriebenem und Erlebtem deutlicher herausarbeiten.

Gedächtnis und Identität

Gedächtnisse produzieren Identitäten.[...] genauer gesagt, das personale, das kollektive und das gesellschaftliche Gedächtnis stellen Zusammenhänge und Unterscheidungen zwischen Vergangenen, Gegenwärtigem und Künftigem her, die personale, kollektive und gesellschaftliche Identitäten konstituieren. (Sieder 1999: 234f.)

Das Bewusstsein eines Menschen von der eigenen Kontinuität und die Vorstellung von Kohärenz der eigenen Handlungen und Erlebnisse werden als *personale Identität* verstanden. Hingegen wird unter *kollektiver Identität* die Identifizierung von Menschen untereinander verstanden; Gleichsein, Ähnlichkeit und bestimmte Erfahrungen werden geteilt. Diese kollektiven Identitäten werden durch Geschichten, Mythen und Diskurse konstituiert und äußern sich in gemeinsamen Symbolen, Architektur, Namen und vielem mehr (vgl. Sieder 1999: 235f.).

In welchem Maß und in welcher Art die Diskurse, Mythen, Riten und Feste – das Gedächtnis der Gesellschaft – genutzt und aktualisiert werden, entscheiden die Kollektive und die einzelnen *praktisch*, durch ihr Wissen, Deuten und Handeln. Sie entscheiden dies innerhalb von Entscheidungsspielräumen [...]. (ebd.: 238)

Gesellschaftliche Identitäten sind Resultate eines interaktiven Prozesses. Diese werden durch Deutungen und Handlungen von AkteurInnen und kollektiv reproduziert, sind aber für die einzelne Person in der Historizität und Kontingenz oft nicht mehr erkennbar und werden als natürlich angesehen; z.B. die Annahmen über die „fremden Völker“ (vgl. ebd.: 235f.).

Brüche

In vielen Fällen verläuft die Entwicklung aber nicht bruchlos. Dann sieht sich der einzelne genötigt, sein Leben neu zu interpretieren und nun Vergangenheit und Gegenwart in ein stimmiges Ganzes zu bringen. (Lehmann 1983: 29)

Im biografischen Material von Sophie sind zahlreiche „Brüche“ zu finden, die sich analytisch unterscheiden lassen. Sieder (vgl. 1999: 255) definiert mehrere Formen von Brüchen, da ErzählerInnen unterschiedliche Möglichkeiten haben mit Themen umzugehen, die sie nicht in einen Zusammenhang mit ihrem erinnerten Leben bringen können. Erstens gibt es die sogenannten *Kontinuitätsbrüche* oder laut Rosenthal (1995: 161f.) *Lebensbrüche*, die vom jeweiligen Standpunkt aus „bearbeitet, erläutert, eventuell auch geglättet“ und auch „repariert“ werden können. Eine zweite Form von Brüchen, sind

historische Brüche, die durch Kriege, Zusammenbrüche von Staaten u.ä. in das Leben der Personen eingreifen und sie zu schnellen Anpassungen ihrer Handlungs- und Deutungsmuster zwingen, was eine Reformulierung der Lebensgeschichten bedeuten kann (vgl. Sieder 1999: 255).

Eine weitere Form sind die Erzählbrüche, die auf eine „noch nicht abgeschlossene *Umwertung* eines Geschehens, auf problematisch Gewordenes, auf die *Spaltung von Denken und Wissen* [...], auf die *Externalisierung* oder *Verdrängung* unangenehmer oder belastender Teile eines Zusammenhangs und ähnliches [hinweisen].“ (ebd.: 256)

Diese Brüche und Widersprüche können während des Erzählens hervorgebracht werden, vor allem wenn sich Details nicht zu einer nachvollziehbaren Geschichte zusammenführen lassen, oder wenn die der Beschreibung eingeschriebenen Bewertungen und die vom Erzähler angebotene Einschätzung nicht zusammenpassen (vgl. ebd).

Wahrheit oder Lüge – über die Wirklichkeit in lebensgeschichtlichen Erzählungen

Vielleicht will der einzelne durch seine Korrekturen der Wirklichkeit zunächst nur sein Publikum fesseln. Vielleicht gründet sein Erzähleifer aber auch deutlicher in dem Wunsche nach wirkungsvoller Selbstdarstellung. (Lehmann 1983: 31)

Wenn autobiografische Dokumente als historische Quellen herangezogen werden, stellt sich unweigerlich die Frage nach deren Wahrheitsgehalt. Hier ist besonders auf die subjektive Auswirkung der erlebten Geschichte hinzuweisen und in diesem Sinne sollten alle Formen lebensgeschichtlicher Erinnerungen in ihrem Quellenwert sehr kritisch beurteilt werden. Einerseits kann eine Entwicklung für eine Person besonders günstig oder kontinuierlich verlaufen, dann kann Vergangenes mühelos mit der Gegenwart in Übereinstimmung gebracht werden. Wenn dies nicht der Fall ist, dann wird unter Umständen „gelogen“ und viele andere „Korrekturen der Wirklichkeit“ kommen direkt beim Erzählen (Interaktion) zustande. Auch wenn jemand „objektiv“ die Unwahrheit erzählt, gibt es laut Lehmann immer eine „einleuchtende lebensgeschichtliche Begründung“ (vgl. ebd.: 27ff.). Die eigene Geschichte wird zurechtgerückt und den jeweiligen Umständen, Fragen, Notwendigkeiten angepasst. So stellt auch das Lügen in biografischen Erzählungen sowie in quantitativen Verfahren keine Besonderheit dar und die „Lügen“ können – wenn sie als solche „enttarnt“ werden – genauso aufschlussreich sein, wie die „Wahrheit“ (vgl. Spülbeck 1997: 93). Biografische Wirklichkeit ist die subjektive Wirklichkeit, die die ErzählerInnen mit der eigenen Lebensgeschichte darstellen. Im Gegensatz dazu steht die faktische Wirklichkeit, die eine Grundlage für nachvollziehbare Aussagen bietet. Um der Beziehung zwischen

faktischer Wirklichkeit und biografischer Erzählung gerecht zu werden, ist es wichtig sie zu untersuchen. Faktische und subjektive Wirklichkeit müssen demnach nicht identisch sein. Biografisches Erzählen geschieht aus der aktuellen Perspektive der Erzählsituation und verändert sich, da Lebenssituationen neu gedeutet werden und auch anders erzählt werden (vgl. Spülbeck 1997: 86f.). „Die Besonderheit biographischer Erzählung liegt gerade in dem weitgehend vom Informanten strukturierten Text, den sie produziert.“ (ebd.: 92)

2.3. Zusammenführung und Ausblick

Der Fokus bei der Analyse war darauf gerichtet, bestimmte Themen entlang der Lebensgeschichte von Sophie ausfindig zu machen, bestimmte (für diese Arbeit relevante) Aspekte auszuwählen und in ihren eingebetteten Kontexten zu beschreiben, um dadurch einen groben Überblick über das soziokulturelle und historische Umfeld ihres Lebens zu erhalten. Wobei ich selektiv jene Themen stärker herausgearbeitet habe, die größeren Einfluss auf ihr Leben genommen haben könnten und infolgedessen auch für die Beantwortung der Fragestellungen mehr Relevanz besitzen. Wesentlich dabei sind jene, mit der Lebensgeschichte von Sophie verbundenen, gesellschaftlichen Diskurse, das überlieferte historische Wissen zu jener Zeit und an jenem Ort und das vorherrschende Gesellschaftsbild, das auch in politischen Entscheidungsprozessen und Verordnungen seinen Ausdruck gefunden hat.

Um der Beantwortung der Fragestellung am Ende der Arbeit eine nachvollziehbare Struktur zu geben, habe ich den Vorschlag von Dausien (vgl. 2005: 208) herangezogen, indem sie für die Re-Konstruktion der Lebensgeschichte (mindestens) vier Felder empfiehlt, die als relevante Kontexte „mehr oder weniger“ systematisch in die Analyse einbezogen werden sollten; dabei handelt es sich jedoch auch um eine Art Zusammenfassung der im Vorfeld vorgeschlagenen Method(ologi)en und Theorien:

- Der Kontext des *Forschungsprozesses*; mit den theoretischen, methodischen und praktischen Aspekten.
- Der Kontext der *Lebensgeschichte*; d.h. die Gesamtheit der biografischen Erfahrungen im sozialen Raum, auf die sich der jeweilige Text bezieht.
- Der Kontext *kultureller Muster* und *sozialer Institutionen* der Biografisierung, auf die sich die ErzählerInnen und die Forschenden beziehen.
- Das *interaktive Setting*, in dem der relevante biografische Text hervorgebracht wurde.

Diese Kontexte werden bei der Beschreibung durch die ethnografische Perspektive ergänzt, „womöglich empirisch differenzierter und systematischer als bislang üblich“ (ebd.: 208); wobei Dausien dies vor allem auf die Rekonstruktion der interaktiven Rahmung eines Interviews und das Wissen um alltagskulturelle Muster biografischer Selbstthematierungspraktiken bezieht. Für mich sticht besonders die historische Perspektive in der Biografieforschung heraus, die in Hinblick auf die Genderaspekte in der Analyse wesentlich von Bedeutung ist. Dausien betont drei Erkenntnismöglichkeiten, die Geschlechterkonstruktionen in der Analyse mit Blick auf die historischen Kontexte aufzeigen können (vgl. Dausien 2001: 17) und die für mich die Geschlechterdimension in der Lebensgeschichte von Sophie systematisch aufarbeiten ließ:

- Durch die geschichtliche Perspektive wird Geschlecht als *historisch variable Konstruktion* erkennbar. Die Kategorien „männlich“ und „weiblich“ unterliegen einem (historischen) Wandel und die Bedeutungen können sich verschieben. Die Regeln der Geschlechtszuschreibung und der geschlechtsgebundenen Teilnahme- und Handlungsmöglichkeiten wechseln. In Biografien – im historischen Kontext beleuchtet – zeigen sich die Veränderungen geschlechtlicher Zuschreibungen (vgl. ebd.: 18).

Die soziale Akzeptanz und Interpretation einer ausgeprägten Berufsperspektive einer Frau wird in Relation zu ihrer biographischen Situation, insbesondere der Frage, ob sie Familie und Kinder hat, different beurteilt, als Aspekt eines modernen Frauenlebens akzeptiert oder als „männlich“ (und damit unpassend) aufgefaßt. (ebd.: 18)

- Geschlecht ist eine *relationale Konstruktion* und wird in der Interaktion beider Geschlechter hergestellt, mit den Symbolen, die zur Verfügung stehen. Keine „Frauengeschichte“ ohne „Männergeschichte“ – die Biografieforschung knüpft methodologisch an diese „Verschränkung“ und „Verwobenheit“ an (vgl. ebd.: 18).
- Im historisch-rekonstruktiven Rahmen ist auch wichtig, nicht von Frauen als „Opfer“ der Verhältnisse zu sprechen. Frauen sind handelnde Akteurinnen und demzufolge aktiv an Geschlechterkonstruktionen beteiligt (vgl. ebd.). Dausien stellt hier ein grundlegendes Argument in den Raum, das sich deutlich mit meinem Anspruch an die Biografie von Sophie deckt:

Die Frage, wie und in welchem „Sinne“ Frauen, und zwar konkrete Frauen in konkreten historisch-sozialen Kontexten, zu Akteurinnen werden, verlangt eine differenzierte historische Fallrekonstruktion, die letztlich bis auf die Ebene der einzelnen Biographie gehen muß (ebd.: 18f.).

Zusätzlich zu den vorangegangenen Vorschlägen für die Beantwortung der Fragestellung sind es für mich die theoretischen Konzepte der Kultur- und Sozialanthropologie, die die analysierten biografischen Daten ergänzen und zur Beantwortung der Fragestellungen beitragen.

Im Laufe der Recherche und Analyse habe ich mich aufgrund der bereits beträchtlichen Menge an vorhandenem Material dafür entschieden, die Recherchen zu begrenzen, da die Analyse und Bearbeitung des zusätzlichen Datenmaterials den Rahmen einer Diplomarbeit bei Weitem gesprengt hätten. Bis heute treffe ich Menschen in unterschiedlichen Kontexten, die Sophie Brandstätter gekannt haben, oder von ihr gehört haben und mir anbieten, ein Interview zu diesem Thema zu geben. Leider musste ich aufgrund der notwendigen

Eingrenzung des Öfteren dankend ablehnen, obwohl ich gerne noch mehr über Sophie erfahren hätte.

Zusätzlich möchte ich an dieser Stelle noch explizit erwähnen, dass der Anspruch auf Vollständigkeit im Sinne einer lückenlosen Aufzählung des Erlebten, nicht Ziel der Arbeit ist und auch nicht sein kann. Bei Biografien handelt es sich um „selektive Vergegenwärtigungen“, wobei sich die Auswahl dieser nicht nur auf die objektiv gegebenen Daten des empirischen Lebenslaufes beziehen, sondern auch subjektiv Erlebtes in die Erzählungen mit einfließt und aufgrund der „Unendlichkeit der den Lebenslauf konstituierenden Elemente“ ein Gesamtbild der Darstellung des Erlebten unmöglich ist (Hahn 1995: 140f.). Will der/ die ErzählerIn einem „unendlichen Regreß entgehen“, ist es unvermeidlich, einzelne Ereignisse bzw. einzelne Geschichten auszuwählen (vgl. Lehmann 1983: 22). Das Wissen um diese selektive Auswahl der Ereignisse bei Erzählungen ist wichtig für die Analyse der Daten.

Neben der Beantwortung der Fragen, ist es mir im Wesentlichen darum gegangen eine – im Rahmen der Diplomarbeit – möglichst breite Lebensbeschreibung der rebellischen Bäuerin Sophie wiederzugeben.

Leben.

48

*Leben ist gehen,
Leben ist reisen,
fahren,
fliegen,
träumen,
das Weite suchen.*

Sophie Brandstätter 1941-2002



Die folgenden Fotos wurden mir, wenn nicht anders gekennzeichnet, von Monika und Christine Brandstätter, Rosa Fischerlehner und Elisabeth Freudenthaler zur Verfügung gestellt.

3. BIOGRAFIE VON SOPHIE BRANDSTÄTTER

Am 10. Jänner 1941 wurde am Hofwieserhaus den Eltern Josef und Christine Mossbauer das

dritte Kind – eine Tochter – geboren und auf den Namen Sophie getauft. (Fischerlehner: 2002: 1)

Mit diesen Worten begannen die Reden der Verwandten und FreundInnen bei der Begräbnismesse zu Ehren der verstorbenen Sophie am 7. August 2002. Ausgehend von der Geburt wurden die Erzählungen entlang ihres Lebens aufgebaut und endeten mit Fürbitten und Abschiedsworten der Trauernden. Auch meine Rekonstruktion des Lebens von Sophie – eingebettet in die Geschichte *einer* Gesellschaft – beginnt bei ihrer Geburt, wird chronologisch entlang ihrer Lebenszeit aufgebaut und schließt mit ihrem Tod. Sie starb am 2. August 2002 im Alter von 61 Jahren und wurde am 7. August in Hirschbach im Mühlkreis beerdigt.

Der Ort ihrer Geburt ist auch der Ort, wo sie begraben wurde. Die Orte ihres Lebens waren auch andere – einerseits im Sinne von physischer „Lokalisierung“, andererseits bezogen auf die Wechselbeziehungen der gesellschaftlichen AkteurInnen im jeweiligen zeithistorischen „Sozialraum“. Der Sozialraum ist in räumlichen Strukturen, sowie in Denkstrukturen eingeschrieben und ist daher auch der Ort, wo Macht sich offenbart. Verflochten innerhalb alltäglicher, normierter Strukturen, bleibt Macht als „symbolische Gewalt“¹² jedoch weitgehend unbemerkt (vgl. Bourdieu 1997: 160).

Die AkteurInnen in sozialen Feldern handeln kreativ und erfinderisch, allerdings nicht beliebig. [...] Die von Bourdieu entwickelten Konzepte zur Analyse der sozialen Welt setzen an der sozialen Praxis an. (Engler 2008: 258)

Sophie hat diese „unsichtbaren“ Machtverhältnisse, eingebunden in die starren Strukturen dörflicher, kirchlicher und staatlicher „Herrschaft“, beharrlich kritisiert. Vorwiegend jene, die sich ihr in ihrem unmittelbaren Umfeld als patriarchale und gesellschaftlich legitimierte Strukturen zum Nachteil von Bäuerinnen zu erkennen gaben. Diese Kritik drückt sie in literarischer Form und in politischen Aktionen und vehementen Auftritten in der Öffentlichkeit an unterschiedlichen Orten (und Sozialräumen) aus. Es sind die Institutionen wie Kirche und Staat, in denen sie versucht die „symbolische Herrschaft“ aufzudecken und zu benennen, die in Wechselwirkung mit der Zustimmung der Mehrheit der „Beherrschten“ reproduziert werden. Dieses „Aufbegehren entgegen der und gegen die Norm“ findet sich auch in den Erzählungen über sie wieder und zeigt deutlich, dass die Reaktionen darauf recht unterschiedlich waren und sind. Diese kritische Haltung und der Wunsch nach mehr

¹² Bourdieu verwendet die Kategorien „symbolische Gewalt“ synonym mit „symbolischer Herrschaft“ und „symbolischer Macht“ (vgl. Moebius/Wetterer 2011: 2).

Selbstbestimmung hat sich in vielen Bereichen ihres Lebens manifestiert und fand ihren bleibenden Eindruck und Ausdruck unter anderem in ihren Texten und den Berichten über sie, und hält nun auch Einzug in diese Arbeit. Die folgende selektive, aber umfassende Auswahl der historischen Fakten und Daten sollten dem/ der LeserIn eine Vorstellung vom Umfeld vermitteln, in dem Sophie aufwuchs und sozialisiert wurde, Erfahrungen, die sich in ihrem Leben einschrieben und die in ihrem Handeln wiederum Ausdruck fanden.

Lebensgeschichte als Strukturzusammenhang verbindet Elemente sehr verschiedener Art miteinander. Im individuellen Schicksal hängen Ereignisse aus der großen historischen Entwicklung mit bestimmten Daten aus unserem privaten Dasein zusammen. (Lehmann 1983: 18)

Der empirische Teil der Arbeit umfasst die *re-konstruierte* Biografie über Sophie Brandstätter. Ihr selbstverfasster Text „Zivilcourage. Ausgeliefert – Selbstbewusst entscheiden.“ (Brandstätter 2002) und die Messereden (2002) „Gedanken zum Leben unserer Schwester und Mutter“, die bei ihrem Begräbnis gehalten wurden, bilden gemeinsam den inhaltsrelevanten roten Faden, mit dem das weitere Datenmaterial und die entsprechenden Reflexionen miteinander verknüpft wurden. Meine Beschreibung beinhaltet das Thema der Sozialisation, verstanden als „kontextgebundener wechselseitiger Prozess“ (vgl. Nestvogel 2008: 161), der Fokus liegt dabei auf der Betrachtung des bäuerlichen (patriarchalen) Milieus in einem katholisch-konservativen Ort in Oberösterreich. Zusätzlich erläutere ich die Möglichkeiten und den Zugang zu (Aus)Bildung, die Frauen im Laufe der Geschichte gehabt haben und beleuchte darauf aufbauend die politischen Hintergründe für das Entstehen von systemkritischen Institutionen.

Sozioökonomische Strukturen, politische Kultur und Sozialisation sowie Institutionen sind drei miteinander verbundene Bestimmungsfaktoren für politische Beteiligung, die das konkrete Handeln politischer Akteurinnen beeinflussen. Umgekehrt können diese versuchen, Einfluss auf diese Umstände zu nehmen, um ihre Partizipation und Repräsentation zu erhöhen und ihre Ziele durchzusetzen. (Fuchs 2010: 541)

3.1. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes 1941-1944

*Wie wäre das, wenn ich nicht getauft wäre? Wenn ich einfach so wild aufgewachsen wäre?
[...] Wo würden sie mich begraben, wenn ich nicht katholisch wäre? (Brandstätter 1989f: 12)*

Dieses Zitat aus „Du sollst dir (k)ein Bild machen“, ist richtungsweisend für dieses Kapitel. Es geht mir darin im Wesentlichen darum, die historischen und soziokulturellen Kontexte zu jener Zeit zu umreißen, in der Sophie geboren wurde. Ausgehend von den physischen und sozialen Orten (vgl. Bourdieu 1997: 160), in denen sie sich am Anfang ihres Lebens bewegte und die sie umgaben, beginne ich mit der Rekonstruktion ihres Lebens. Nationalsozialismus, katholisch-konservative „Verortung“ und Geburt sind jene – mit dem Leben von Sophie zusammenhängende – analytischen Kategorien, denen ich mich bei der Beschreibung dieses Abschnitts ausführlicher gewidmet habe. Diese Kategorien stellen auch unterschiedliche Perspektiven im zeitlichen Kontext der Geburt von Sophie dar und dienen einer Erweiterung des Blickwinkels, um Zusammenhänge besser nachvollziehbar zu machen. Gleichzeitig werden die einzelnen Themen – in Bezug auf die Fragestellungen und den roten Faden – auf der individuellen Ebene der Sozialisierung von Sophie betrachtet, auf einer weiteren Ebene widme ich mich dem systematischen Aufbau der historischen Entwicklung und dem Wandel des Frauenbildes und der soziokulturellen Dimension struktureller Benachteiligungen von Frauen (in Österreich) in Bezug auf Staat und Kirche.

Im Jänner 1941 erblickte Sophie Mossbauer¹³ das Licht dieser Welt. Hineingeboren in eine katholisch-konservative Dorfgemeinschaft, in der das Ritual der Taufe den ersten Schritt auf einem festgeschriebenen, vermeintlich religiösen, Lebensweg vorzugeben schien. Das Motiv, das Eltern bis heute ihre Kinder taufen lässt, ist stark durch die Überlieferung des Katechismus geprägt, was bedeutet, dass die Taufe absolut notwendig ist um ChristIn zu werden und man folglich nur dadurch das erstrebenswerte Heil, die Erlösung, erlangen kann. Nicht die Initiation in die Gemeinschaft der Glaubenden ist Ziel der Taufe, sondern die versprochene „Erlösung am Ende des Lebens“ (vgl. Wiebel-Fanderl 1993: 121ff.). Auch die kleine Sophie wurde „im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes“ getauft um zu einem sogenannten „Kind Gottes“ zu werden. Bis heute werden diese und andere im katholischen Kontext weitergegebenen „katechetischen Weisungen“ im Religionsunterricht vermittelt und sind im Alltag österreichischer KatholikInnen mehr oder weniger fest verankert und integriert. Auch Sophie wächst in einem vom Glauben geprägten Umfeld auf und ihr Alltag ist geprägt vom katholischen Glauben, mit den ihm innewohnenden religiösen Traditionen, Begriffen, Symbolen, Anschauungen und Ritualen,

¹³ Der Name *Mossbauer* wird in den von mir verwendeten Quellen manchmal *Mofsbauer* geschrieben.

die auch geschlechtsspezifisch geprägt sind.

Im Lauf der Geschichte wurde [...] die hierarchische Geschlechterbeziehung oder sogar die Minderwertigkeit von Frauen gegenüber Männern immer wieder religiös untermauert. (Heller 2008: 706)

Diese sogenannte *patriarchale* Religion¹⁴ steht mit den Geschlechterrollen, Stereotypen und dem Selbstverständnis von Frauen und Männern in Wechselwirkung, die sich gegenseitig reproduzieren (vgl. ebd.: 705). Die getaufte Sophie erlebte und erlernte im Alltag in ihrem Umfeld viele der katholisch-konservativen Anschauungen und wurde darin sozialisiert – worauf auch der programmatische Titel des Kapitels verweisen soll.

3.1.1. Hirschbach im Mühlkreis



Hirschbach im Mühlkreis 2012 (E.Wascher)

„Das stille Mühlviertler Dörflein Hirschbach“ befindet sich geografisch inmitten des aus Granit und kristallinem Schiefer aufgebauten Grundgebirges¹⁵ (vgl. Pammer 2002: 11). Wenn man ins Mühlviertel kommt, finden sich überall die sogenannten „Stoanblossn“ Gebäude – aus Granit und Kalk gemauert, sind diese Häuser kennzeichnend für das Landschaftsbild des Granit und Gneishochlandes. Das „Tal der kleinen Gusen“ gehört zum

¹⁴ Da sich die „großen Weltreligionen“ der Gegenwart im Kontext patriarchal organisierter und strukturierter Gesellschaften entwickelt haben und im weiteren Verlauf die männlich dominierte Sozialstruktur immer wieder legitimiert worden sind, kann man sie als „patriarchale Religionen“ bezeichnen. (vg. Heller 2008: 706)

¹⁵ In Oberösterreich gehören Mühlviertel, Machland, Sauwald und Kürnberger Wald zum kristallinen Grundgebirge (vgl. Pammer 2002: 11).

Landschaftsschutzgebiet in Oberösterreich¹⁶ und zeichnet sich durch die seltene Mischung von Schwarzerlen- und Eschenwäldern aus (vgl. Land OÖ, 17.8.2012).

Geboren wurde Sophie im kleinen Ortsteil Oberhirschgraben, der mit 13 weiteren Ortschaften¹⁷ – darunter auch Hirschbach – die Gemeinde Hirschbach im Mühlkreis¹⁸ bildet. Die Gemeinde ist Teil des Bezirks Freistadt in Oberösterreich und liegt im Unteren Mühlviertel. Die Bezirkshauptstadt Freistadt ist 8 km südöstlich vom Ort Hirschbach gelegen, zur tschechischen Grenze im Norden sind es in etwa 17 km, die Landeshauptstadt Linz liegt ca. 32 km südlich und 14 km westlich findet man den nächst größeren Ort Bad Leonfelden. Egal aus welcher Himmelsrichtung man nach Hirschbach fährt, der Kirchturm kommt sofort ins Blickfeld. Die Kirche steht zentral und etwas erhöht – daneben der Friedhof. Die umliegenden Hänge mit ihren Wiesen und Wäldern umrahmen den Ort nahezu malerisch und überragen den Kirchturm höhenmäßig, daher hat man von allen Seiten einen guten Blick auf Hirschbach und die Kirche und es führen einige Wege von der Ortsmitte weg – auch der gekennzeichnete „Kräuterwanderweg“. Hirschbach liegt in einem Tal, durch das sich die Kleine Gusen ihren Weg bahnt, der als kleiner Quellfluss die Gusen nährt, die wiederum in die Donau mündet. Schafe und Rinder grasten auf den Wiesen und rundeten das idyllische Bild ab, das ich mir zu diesem Zeitpunkt bereits gemacht habe (natürlich ohne den notwendigen „Forscherinnenblick“ darüber zu vergessen), als ich im Sommer 2012 nach Hirschbach kam. Kommt man von Südosten entlang der Freistädterstrasse in Richtung Ortsmitte, überquert man die Brücke der Kleinen Gusen, die ihrem Namen alle Ehre macht, da sie tatsächlich sehr klein ist.

Im Jahr 2012 leben 1124 Menschen in der Gemeinde Hirschbach (Land OÖ, 12.9.2012), in der es 40 Vereine gibt, eine Volksschule, als touristischen Anziehungspunkt die *Kräuterkraftquelle* und thematisch damit verbunden, zahlreiche Wanderwege. Die Gemeinde ist heute auch in unterschiedlichen regionalen Projekten vertreten, so im *Mühlviertler Kernland* oder in der *Genuss Region Mühlviertler Bergkräuter*, daneben gibt es noch die *Bergkräutergenossenschaft Hirschbach*, im Rahmen welcher die

¹⁶ Zum „Tal der kleinen Gusen“ gehören die Gemeinden Alberndorf i.d.R., Hirschbach i. M., Neumarkt i. M. und Unterweikersdorf, es umfasst 346 Hektar und ist ein FFH (Fauna Flora Habitat)-Schutzgebiet im Natura 2000-Gebiet (Europaschutzgebiet) (vgl. Land OÖ, 17.8.2012)

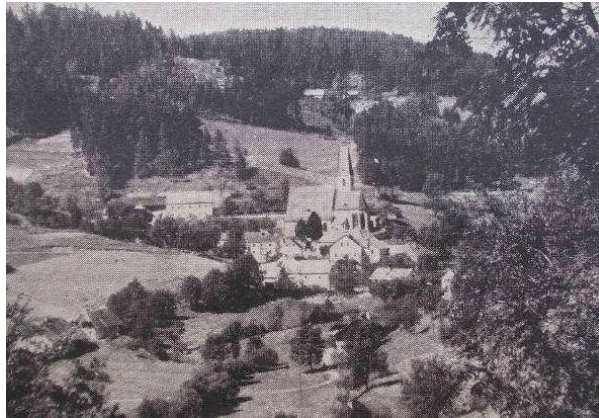
¹⁷ „Eine Ortschaft sagt nichts über die Struktur der Siedlung aus. Sie kann vielmehr jede Siedlungsform, ausgehend von geschlossenen Siedlungen wie Städten, Märkten, Dörfern und Weilern bis zur reinen Streusiedlung sowie alle möglichen Kombinationen dieser Siedlungsformen umfassen.“ (Statistik Austria, 15.8.2012)

¹⁸ Der Name „Mühlkreis“ ist Teil der Ortsbezeichnung. Im weiteren Verlauf der Arbeit halte ich mich an die *geografisch* geläufigere Bezeichnung „Mühlviertel“, als eine von vier Landschaftsregionen in Oberösterreich.

Kräuterakademie Hirschbach gegründet wurde (vgl. Hirschbach, 25.8.2012).

Historische Entwicklung von Hirschbach

Als die ersten Siedler vom Süden her entlang der Kleinen Gusen dieses Gebiet im Nordwald betraten, scheuten die hier äsenden Hirsche auf und flüchteten über den Bach. Die Kolonisten, die sich hier niederließen, nannten den Ort Hirschbach. (Land OÖ, 15.8.2012)



Hirschbach im Mühlkreis, Postkartenmotiv

Den Inhalt dieser lokalen Sage, in der man erfährt wie Hirschbach zu seinem Namen gekommen sein soll, möchte ich im Folgenden mit einigen historischen Details erläutern. Im 10. und 11. Jahrhundert begann die systematische Erschließung des Mühlviertels vom Süden her und es entstand als Babenbergisches Territorium das Landgericht Riedmark. 1150 wird „Hirschbach an der kleinen Gusen“ das erste Mal erwähnt. Jedoch scheint ein Stillstand im weiteren Verlauf des 12. Jahrhunderts in der Erschließung Richtung Norden eingetreten zu sein, da bei der Betrachtung der Flureinteilung entlang der Gusen fast nur Einzelgehöfte vorzufinden sind und Blockfluren im Landschaftsbild vorherrschen, was auf eine zweite größere Besiedlungswelle erst im 12./13. Jahrhundert hinweist. Eine dritte Besiedlungswelle setzte im 13. Jahrhundert vom Norden her durch den Böhmenkönig Ottokar II. Premysl ein. Vom Süden her entstanden Rodungen, die mit dem Miesenwald abgeschlossen wurden. Zu diesem Gebiet der Riedmark gehörte unter anderem die Ortschaft Oberhirschgraben, die im Gericht Schenkenfelden lag und zum Hofwieseram¹⁹ gehörte (vgl. Pammer 2002: 11ff.). Der Bau der heutigen Pfarrkirche dürfte Ende des 15. Jahrhunderts erfolgt sein (vgl. Himmelbauer 2002: 23).

Hirschbach war mehrere Jahrhunderte lang geprägt von kleinbäuerlichen Strukturen und

¹⁹ Vom „Hofwieseram“ lässt sich vielleicht auch der Name „Hofwies“ ableiten, das Geburtshaus von Sophie (siehe Kap. 3.1.2).

Subsistenzwirtschaft, einschließlich kleiner Wirtschaftseinheiten im handwerklichen Bereich. Die bäuerlichen Betriebe waren verpflichtet, Abgaben finanzieller Art und in Naturalien an die Grundherren zu leisten. Die Bauernbefreiung 1848 beendete diese Abhängigkeit von der Grundherrschaft. Am Ende des 19. Jahrhunderts hatte die Gemeinde Hirschbach zwar einen Anschluss an die Eisenbahn über Freistadt, jedoch brachte dies auch wirtschaftliche Nachteile, da die Zahl der Handwerksbetriebe sukzessive abnahm. Seit dem Zerfall der Donaumonarchie 1918 war Hirschbach aufgrund der grenznahen Lage wirtschaftlich benachteiligt (vgl. Bach/Polivka 1976: 14ff.). Überdies lässt sich die Landschaft aufgrund der geografisch hohen Lage, den ungünstigen Bodenqualitäten, dem eher rauen Klima und der damit verbundenen späten Reifezeit schwer bewirtschaften (vgl. ebd.: 24ff.). 1939 lebten in der Gemeinde 1056 Menschen (vgl. Land OÖ, 12.9.2012).

3.1.2. Die Eltern und der Hofwieserhof

Der Bauer ist ein Mann, der sucht sich eine Frau, die hat er dann für sein Lebtag, außer sie stirbt ihm. So war es bei meinen Eltern [...]. Die Frau ist Gehilfin, ein verlängerter Arm des Bauern. Die Frau wird von zwei Seiten gefordert: Mitarbeit am Hof, Kinder und Haushalt. Sie hat die Kinder denen sie Arbeit anschaffen kann oder nicht. (Brandstätter 1988c: 19)

„Ja, unsere Familie... wir waren net arm. Unser Vater hat ein Vorleben gehabt.“
(Fischerlehner 30.7.2012)

Der Vater, Johann Mossbauer, wurde am 8.4.1904 beim „Vorhölzl“²⁰ geboren, die Mutter am 22.6.1912, als Christine Elmecker, im 13 km entfernten Ort Stiftung bei Reichenthal. Johann Mossbauer machte in Schlierbach (Oberösterreich) eine landwirtschaftliche Ausbildung. Und „dort ist geworben worden für die Schweiz“, erzählt eine seiner Töchter und „da er nicht Hoferbe war“ meldete er sich an und arbeitete bei einem Bauern in Winterthur in der Schweiz (ebd.). Die Töchter erinnern sich, dass er erzählte, dass die Zeit dort „nicht sehr schön gewesen ist“ und er es „halt ausgesessen“ hat (Fischerlehner/Freudenthaler/Schramm 30.7.2012).

²⁰Vermutlich beim Vorhölzl in Unterhirschgraben (Gemeinde Hirschbach).



Die Eltern Christine und Johann bei ihrer Hochzeit

Christine und Johann heirateten am 31. Jänner 1938 nur einige Monate vor Kriegsbeginn (vgl. Brandstätter 1988a: 8). Der Vater kaufte den „Hofwieserhof“ in Hirschbach wahrscheinlich im Alter von 36 Jahren (1940). Dabei handelte es sich um jenen Hof, auf dem schon die Mutter von Christine aufgewachsen war: „Die Großmutter hat nach Reichenthal weg geheiratet, die Tochter hat wieder zurück geheiratet.“ (Fischerlehner 30.7.2012). Das Haus gehörte dem Onkel [Johann Graser, Anm. d. A.] von Sophies Mutter und dieser konnte vermutlich die Schulden nicht mehr bezahlen, nachdem er es nach einem Brand am 26.12.1930 (vgl. Glasner 2002: 445) wieder neu aufbauen musste:

Da hat es familiäre Probleme gegeben, dann ist das Haus abgebrannt und dann hat er es so schön aufgebaut und dann hat er es finanziell nicht mehr geschafft. Der Sohn hätte es übernehmen sollen, aber dann ist es versteigert worden. (Fischerlehner, 30.7.2012)

Der Vater erzählte den Kindern, dass das Haus bereits von jemand ersteigert wurde, bevor er es zehn Tage später selbst kaufte. Der Hof wurde dann „relativ gut abbezahlt“, denn der Vater verdiente sein Geld gemeinsam mit seinem Bruder, der einen Lastwagen hatte, durch den Handel mit „Landesprodukten“ (vgl. ebd.) und vermutlich bekam die Mutter eine gute „Mitgift“ bei ihrer Hochzeit: „Und er hat ja Geld gehabt, weil er ja gehandelt hat vorher. Und was ich so herausbekommen hab, war meine Mutter auch nicht arm.“ (ebd.)

Der Hofwieserhof

Aus Granit und Holz ist mein Elternhaus gebaut, das erste Bauernhaus, an dem die Kleine Gusen vorübergurgelt. Sie entspringt zwei Kilometer weiter hinten in der Au. Braun schimmert das Wasser auf dem Grund der braun gesprenkelten Steine und des braun-weißen Sandes. (Brandstätter 1990g: 16)



Hofwieserhaus Innenhof mit den „Stoanblossn“ Mauern (E.Wascher)

Der „Hofwieserhof“, „Hofwiesergut“ oder das „Hofwieserhaus“ in der kleinen Siedlung Oberhirschgraben ist Geburts- und Wohnort der jungen Sophie und ihrer Familie. Die unterschiedlichen Bezeichnungen des Bauernhofes beziehen sich alle auf den Vulgonamen²¹, die „Hofwies“ wie aus dem Hirschbacher Heimatbuch hervorgeht (vgl. Glasner 2002: 441)²². Wie bereits erwähnt gehörte die Ortschaft Oberhirschgraben im 13. Jahrhundert zum „Hofwieseram“ im Gericht Schenkenfelden (vgl. Pammer 2002: 12f.). Die Annahme liegt nahe, dass sich der Hausname „Hofwies“ davon ableiten könnte.

Nach Oberhirschgraben gelangt man, wenn man den Ort Hirschbach Richtung Norden verlässt, rechts direkt an der Kirche vorbei auf der Schulstrasse dem Straßenverlauf etwa 2 km lang folgt. Zuerst geht es ein Stück weit stetig bergauf, auf der linken Seite erhebt sich ein Steilhang mit Weide, danach durchquert man ein Waldstück und kommt zu den ersten Häusern der Siedlung Oberhirschgraben, der Weg führt durch die erste Siedlung hindurch, die hauptsächlich von Feldern umgeben ist. Kurz vor der Kreuzung zur Landstrasse steht auf der linken Seite ein alter hoher Baum, der den Einfahrtsweg zum Hofwieserhof

²¹ Der Haus- oder Vulgoname kann sich auf den Beruf früherer erster BesitzerInnen und ErbauerInnen oder auf den geographischen Ort, an dem sich das Haus befindet, beziehen.

²² Glasner (2002) bezieht seine Daten aus Quellen wie Pfarrchronik, Feuerwehrchronik u.a. und hat sie im Buch chronologisch oder themenzentriert zugeordnet.

kennzeichnet. Seit 2010 liegt unter dem Baum ein großer Stein, auf dem mit einem Metallschriftzug der Name „Hofwieser“ geschrieben steht. Der „Vater hat schon gewusst, was er sich da kauft“ (Fischerlehner, 30.7.2012).



Abb.: Hofwieserhof Zufahrt

Danach führt ein gerader asphaltierter Weg zum Dreiseithof, mit den dazugehörigen 25 ha Grund. Der von der Vorderseite betrachtete linke, unbewohnte Teil des Hofes und der Mittelteil sind noch jene, die auch in Sophies Kindheit so bestanden haben. Ein Marienbildnis mit dem Jesuskind ist auf der zur Vorderseite gewandten Hausmauer gemalt und wurde 2011 restauriert (vgl. Mossbauer, 31.7.2012). Darunter befindet sich ein „Birnbaum“, der so hoch gewachsen ist, dass die Äste mit den fast reifen Birnen das Bild etwas verdecken. Dieses Marienbildnis und der davorstehende Birnbaum erinnern mich an das Bild von der *Maria am Birnbaumfosten*, das Sophie Jahre später für die Kapelle vor ihrem Hof in Schönau im Mühlkreis gemalt hat.



Marienbild auf der Hauswand vom Hofwieserhaus(E.Wascher)

Im Nordosten vom Bauernhof erhebt sich ein hoher alter Baum, der „Hofwieserbaum“, und markiert die Grundstücksgrenze (vgl. Mossbauer, 31.7.2012). Die kleine Guse entspringt nur 150 Meter südwestlich vom Hof entfernt, in einem kleinen etwas höher gelegenen Wäldchen und windet sich die kurze Distanz an Haus und Hof vorbei, um weiter nach Südosten in Richtung Hirschbach zu fließen. Die Familie baute großflächig Kartoffel an und hatte eine „Zuchtsauhaltung“ – die bis heute besteht.



Hofwiesergut, Luftaufnahme

Die beliebig wechselnde Namensgebung für den Bauernhof ist in den folgenden Beschreibungen im nächsten Absatz besonders auffällig, wobei die Recherche an dieser Stelle noch einen zusätzlichen Einblick in die Familiengeschichte offenbart:

Das Hofwieserhaus fand erstmals im Jahr 1689 in der Feuerwehronik von Hirschbach Erwähnung, die Aufzeichnungen sind gesammelt im Hirschbacher Heimatbuch (Glasner 2002) vorzufinden: „Am 28. April 1689 verkaufte Philipp Khäär, Leinenweber auf der Hofwies, sein Gut, welches erst ‚vor ainem Jahr Völlig abgeprunen und in die Aschen gelegt Worden‘, an Hanß Haydter, Zimmermann.“ (ebd.: 440) Der Bauernhof wurde nach dem oben beschriebenen Brand laut Zitat im Hirschbacher Heimatbuch noch drei weitere Male zum Raub der Flammen²³: „In der Nacht vom 5. auf 6. November [1875] ist das Haus des Johann Graser, Hofwiesergut in Oberhirschgraben, samt Nebengebäuden, Futter und Getreide Vorräthen aus bisher unbekanntem Ursachen ein Raub der Flammen geworden.“ (ebd.: 441 f.). Am 26.12.1930: „In der Nacht um 11.30 Uhr brannte das

²³ Das Feuerwehroniksystem in Österreich wurde erst im 20. Jahrhundert flächendeckend ausgebaut und nicht immer reichten die Gerätschaften für die Brandbekämpfung aus (vgl. Schinnerl 2004: 1).

Hofwiesergut ab. Brandursache unbekannt“ (Glasner 2002: 445). Bei der Recherche ist aufgefallen, dass das Hofwiesergut im Vergleich der Brandeinsätze in Hirschbach am Häufigsten in der Feuerwehrchronik von der Gemeinde Erwähnung fand.

1953 wurde Sophies Vater zum Kommandanten der Feuerwehr Hirschbach gewählt. Diesen Posten behielt er bis 1968. Sechs Jahre später, am 2.6.1974 wird er selbst Opfer der Flammen. Und zwar im eigenen Haus, wie in folgendem Bericht im Hirschbacher Heimatbuch (ebd.: 446) beschrieben wird; der bis dahin letzte Feuerwehreinsatz am Hofwieserhof:

Am Pfingstsonntag brannte der Wohntrakt des Hofwiesergutes nieder. Dabei verbrannte der Altbauer Josef Moßbauer (70 Jahre). Als Brandursache wurde von den Erhebungsbeamten folgendes festgestellt: Herr Moßbauer kam um 20.45 Uhr von mehreren Gasthausbesuchen heim, setzte sich auf das Sofa, zündete sich eine Zigarette an und schlief ein. Die Zigarette setzte das Sofa in Brand. Als der Bauer erwachte, wollte er anscheinend nach dem Kleinkind der Tochter, welches er im Oberstock vermutete, sehen und rannte hinauf und erstickte und verbrannte teilweise oberhalb der Stiege. Das Kleinkind war aber am Abend zu Verwandten gebracht worden, da die Hausbewohner das Feuerwehrkränzchen in Hirschbach besuchten. Ein sehr tragischer Fall. Die Frau des Verunglückten kam vor mehreren Jahren bei einem Traktorunfall ums Leben. Über den Hergang des Brandunglückes gehen in der Bevölkerung viele Gerüchte um. Den tatsächlichen Hergang wird man wohl kaum mehr rekonstruieren können.

Die Vermutungen, dass der Vater sich angeblich nach mehreren Gasthausbesuchen auf das Sofa setzte und mit der brennenden Zigarette in der Hand einschlieft oder dass er scheinbar nicht wusste, ob das Enkelkind im Haus war, lassen viele Fragen offen und es verwundert kaum, dass die Gerüchteküche im Ort brodelte. Auch in der Familie herrscht über den Hergang noch immer Ungewissheit und die Beschreibung in der Feuerwehrchronik, insbesondere „das mit dem Glimmstengel“ (Fischerlehner, 30.7.2012), wird nicht von allen geteilt: „Es ist eine dubiose Sache und es ist bis jetzt nicht geklärt, was schuld war.“ (ebd.)

Bei diesem letzten Brand im Jahre 1974 ist der rechte Teil – der Wohntrakt – des Hofes abgebrannt und wurde vom jüngsten Sohn, an den er den Hof übergeben hatte, wieder aufgebaut. Der neue Anbau wurde aufgestockt und die Mauer und das Einfahrtstor wurden abgetragen, da man mit den Maschinen nicht durchfahren konnte. Mit Hilfe der NachbarInnen, der Familie und mit der Auszahlung der Versicherung, war dies möglich (vgl. Mossbauer, 31.7.2012). Ein altes Bild zeigt den Hof noch mit der Mauer und dem Tor zum Hof, so wie der Vater von Sophie ihn erworben hatte.



Hofwieserhof vor dem Brand 1974

Als ihr Vater 1974 starb war Sophie 33 Jahre alt und lebte selbst als Bäuerin im 37 Kilometer entfernten Schönau im Mühlkreis. Im Artikel „Eigenverantwortung durch Freimut“ (vgl. Brandstätter 1989c: 5) schreibt sie, dass ihr Vater vor seinem Tod noch im selben Jahr seinen Hof (an den jüngsten Sohn) übergeben und den Töchtern die zweite Hälfte der „Mitgift“ ausbezahlt hatte. Den Töchtern übergab er ihren Anteil mit den Worten: „Es wird noch einmal besser mit den Bauern, ihr werdet es schon sehen“ (ebd.). Dies lässt vermuten, dass er seine Situation als Bauer in dieser Zeit nicht als sehr gut wahrnahm, entgegen dem „Aufschwung“ in den Nachkriegsjahren, was mit der rasanten Industrialisierung in der Landwirtschaft zusammenhängen könnte. Diese Aspekte der wirtschaftlichen Entwicklung und des Wandels in der Landwirtschaft werden in den darauffolgenden Kapiteln aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet werden.

Der im obigen Zitat angesprochene Tod der Mutter, einige Jahre davor, findet in einem anderen zeitlichen Kontext (Kap. 3.4.4) noch einmal Erwähnung. Doch vorerst komme ich wieder zurück auf die Zeit um das Jahr 1941.

3.1.3. Krieg und Nationalsozialismus

Aus der zeithistorischen Perspektive befand sich der Geburtsort von Sophie im Gau Oberdonau, das ist auch der Ort wo sie aufwuchs und der den Anfang ihres Lebens prägte. An diesem Ort, im Sinne des Konzeptes des Sozialraums (Bourdieu 1997: 160), umgaben sie die vorherrschenden Diskurse zu jener Zeit – die großen Diskurse, die die „Welt“ betrafen, jene in Europa, Österreich oder Oberösterreich, oder kleinere Diskurse im Mühlviertel, der Gemeinde, im Dorf und in der Familie im Speziellen. Diese Diskurse bzw.

jene, die Einzug in ihr Leben fanden in Form von Erzählungen und Erfahrungen, haben den Lebensweg von Sophie geprägt und mit geformt. Wobei es mir hier nicht um die persönlichen inneren Auswirkungen geht – das wären lediglich anhaltlose Annahmen – sondern darum, einen kleinen Eindruck der Diskurse jener Zeit zu vermitteln, die sich in ihrem Handeln und ihren Entscheidungen widerspiegeln.



Die ersten drei Töchter 1. Reihe v.l.n.r.: Sophie, Josefine, Rosa

Das Nordlicht

Eine besondere Begebenheit dieser Zeit, die die Narrative des Krieges begleitet hat, ist die Sichtung eines außergewöhnlichen Naturphänomens, das in einer Erzählung von Sophie Eingang fand:

Am 25. Jänner 1938 erlebten meine Vorfahren ein sogenanntes Nordlicht. Es ereignete sich 6 Tage vor der Hochzeit meiner Eltern. Die Menschen empfanden es sehr sonderbar, rätselhaft und fürchteten sich. Mit Recht: in den folgenden sieben Jahren ereignete sich ein Umsturz wie ein Weltuntergang, [...]. (Brandstätter 1988a: 8)

Sophie verwendet die Sichtung eines Nordlichts und die damit assoziierte Warnung an einen bevorstehenden Krieg als Einstieg für ihren Artikel „Die Hirten zu Betlehem“ (ebd.). Das Nordlicht, als Warnung vor einem Krieg, der auch tatsächlich folgen sollte, war vermutlich ein markanter Aspekt der Erzählungen, die sie in ihrer Kindheit umgaben.

Für Lehmann (vgl. 1983: 22f.) sind es vor allem die markanten Ereignisse unseres Lebens, die wir uns merken und die dann unsere Leben für Erinnerungen und Erzählungen strukturieren. Ereignisse wie Kriegsbeginn, Hochzeit oder Todesfälle in der Familie stechen als „klare lebensgeschichtliche Markierungen“ aus den Erzählungen heraus. Einerseits sind es die persönlichen Wahrnehmungen, andererseits die Diskurse, die Einzug in das Leben

der Handelnden finden. Wissenschaftliche Diskurse, ökonomische Theorien und historisch-politische oder ethische Diskurse „wie jene über die Verbrechen des Dritten Reichs“ finden ihren Weg, in erster Linie durch Institutionen und Medien, in die Lebenswelten und ergo auch in die lebensgeschichtlichen Erzählungen. Die Handelnden diskutieren und interpretieren die jeweiligen Diskurse nach persönlichen und gruppenspezifischen Interessen und nehmen sie selektiv wahr (vgl. Sieder 1999: 242). Ein – mediales – Ereignis war das Naturereignis eines Nordlichts, das es tatsächlich gab und in mehreren Zeitungen beschrieben wurde. Eine davon war die „Rieder Volkszeitung“ (1938) mit der Titelzeile „Nordlicht überm Hausruck“. Darin spiegeln sich die damalige Unsicherheit der Menschen und die Angst vor dem Krieg wider. Und auch aus dem Pfarrblatt der Pfarre Dietmanns (vgl. 18.4.2012: 47) ist zu entnehmen, dass das Nordlicht von vielen Menschen als „unheilbringendes Zeichen“ für einen nahenden Krieg gedeutet wurde: „Am 25.I. 21.30 Uhr war in weiten Gebieten Österreichs [das] Nordlicht zu sehen, was Allgemein als Anzeige kommenden Unheils gedeutet wurde.“ Das „Nordlicht als Warnung“ wurde auch in einem Artikel der „Kleinen Zeitung“ thematisiert (vgl. Rössler 2009). Es gab aber auch jene Stimmen, die die Befürchtung eines nahenden Krieges abstritten und somit auch die Verbindung mit dem Nordlicht als Zeichen eines solchen als nicht real ansahen: „Andere wieder, die solche Dinge weniger von der wissenschaftlichen Seite her ansehen, phantasierten von plötzlichen Kriegshandlungen Deutschlands gegen die Tschechoslowakei.“ (Rieder Volkszeitung 1938) Es dauerte nicht lange und am 11. März 1938 marschierten die deutschen Truppen in Österreich ein und einige Monate später, am 1. September 1939, begann (aus der europäischen Perspektive) offiziell der Zweite Weltkrieg.

Oberösterreich wird zu „Oberdonau“

Österreich wurde in sechs Alpen- und Donaugaue eingeteilt (Oberdonau, Unterdonau, Salzburg, Kärnten, Steiermark und Tirol). Menschen, die der nationalsozialistischen Ideologie im Weg standen, wurden verfolgt und ermordet. Dazu gehörten AnhängerInnen des Ständestaates, SozialistInnen, KommunistInnen, sowie viele KünstlerInnen, die sich gegen den Nationalsozialismus äußerten. In Österreich wurden alleine 65.000 Menschen, die der jüdischen Glaubensgemeinschaft angehörten, ermordet, nachdem sie zuvor durch eine grausame politische Hetzkampagne verfolgt, enteignet und gedemütigt wurden (vgl. Vocelka 2002: 297ff.). Am 23. Mai 1938 wurde August Eigruber²⁴ von Hitler zum Gauleiter

²⁴ August Eigruber wurde im Mai 1947 zum Tode verurteilt (vgl. Fellner 1995: 156).

von „Oberdonau“ bestellt. Der „Heimatgau des Führers“ sollte das Musterbeispiel nationalsozialistischer Parteiarbeit werden. Eigruher war auch verantwortlich für das Konzentrationslager Mauthausen mit den zahlreichen Nebenlagern; „Oft ließ er sich die Gefangenen vorführen und war auch gerne bei deren Exekution anwesend“ (vgl. Fellner 1995: 155ff.). 1941 – im Jahr von Sophies Geburt – begann die Deportation von Frauen, Männern und Kindern in die Vernichtungslager (vgl. Klamper 1998: 36).

Der geschichtslose Name „Oberdonau“ konnte sich bei den OberösterreicherInnen nicht durchsetzen und wurde von der Bevölkerung größtenteils abgelehnt (vgl. Merl 1989: 13). Gleichzeitig waren in Oberdonau aber die meisten – bis zum Kriegsende standhaftesten und eifrigsten – NationalsozialistInnen vorzufinden, was sich dadurch erklären lässt, dass es sich um den Lieblingsgau von Hitler handelte (vgl. Fellner 1995: 290ff.).

Hirschbach im Nationalsozialismus

„Beim Anschluß haben die Hirschbacher Nazi einen Fackelzug veranstaltet“, erzählt eine Zeitzeugin aus Hirschbach (vgl. Steinmaßl 1988: 225). Der Ortsgruppenleiter der „NSDAP Hirschbach“ war Franz Kienzl²⁵ (vgl. ebd.: 226). Dieser denunzierte Johann Winklehner (ein Nazigegner und vor dem Krieg Bürgermeister von Hirschbach) beim damaligen Landrat in Freistadt laut folgenden (zusammengefassten) Aufzeichnungen:

Verschiedene Handwerker, die entweder Parteigenossen, SA-Leute oder überzeugte Anhänger unserer Bewegung sind, beklagen sich, daß sie bei den Gesinnungsgenossen von Winklehner keine Arbeit mehr bekommen... [...] die Ortschaft Kirchberg von Winklehner ständig politisch zu einer oppositionellen Haltung bearbeitet wird [...] so ist es doch absolut nicht einzusehen[,] daß nach der Machtergreifung des Nationalsozialismus die Gegner von einst mit derart unerhörter Frechheit zu Werke gehen. [...] Ich habe auf meiner Fußwanderung durch das Altreich Sommer 1938 wiederholt erzählen gehört, daß man draußen mit solchen Leuten kurzen Prozeß macht. (ebd.)

Kurz darauf wurde Johann Winklehner wegen Verdachts auf „Gründung einer staatsfeindlichen Vereinigung“ verhaftet, jedoch nach ca. fünf Monaten im November 1938 wieder entlassen. Nach Kriegsende wurde Johann Winklehner wieder als Bürgermeister eingesetzt, jedoch kurz darauf, am 12. August 1945, von einem Besatzungssoldaten

²⁵ Franz Kienzl, oder Kinzl (geb. 2. Juli 1895): 1933 Eintritt in die NSDAP, er wurde 1934 aufgrund eines Disziplinarverfahrens wg. NS-Betätigung an die (Volks-)Schule von Hirschbach strafversetzt. Dort gründete er illegal eine NS-Ortsgruppe, die er ab dem „Anschluss“ offiziell leitete und den damaligen Bürgermeister seines Amtes enthob und dieses selbst übernahm. 1938 wurde er als Lehrer nach Linz versetzt. 1945 kam er in amerikanische Kriegsgefangenschaft, wurde jedoch entlassen. Im April 1946 wurde er angeklagt und trotz vieler Beweise stritt er seine Schuld ab, so dass seine Haft „außer Verfolgung“ gesetzt wurde und er sich weiterhin als Maler und Künstler betätigen konnte. Er starb 1978. Das Land Oberösterreich verleiht bis heute die 1969 eingeführte jedoch umstrittene „Prof.-Franz-Kinzl-Medaille“. (vgl. Thumser 2008)

ermordet (vgl. Fellner 1995: 302). In Hirschbach dürfte es immer wieder Widerstand gegen die Ortsgruppenleiter gegeben haben:

In der Gemeinde Hirschbach hat sich das Verhältnis zwischen der Ortsgruppenleitung der NSDAP und der Mitgliedschaft (zumeist Bauern) der Freiwilligen Feuerwehr noch nicht ganz gebessert. (Steinmaßl 1988: 227)

Im Nationalsozialismus musste die katholische Kirche öffentlich zwar viel von ihrer Macht einbüßen, da sie im Nationalsozialismus verdrängt wurde, nahm jedoch durch viele engagierte Pfarrer eine bedeutende Rolle im Leben der Menschen ein.

In der katholischen Bevölkerung klingt die Sorge um die Religion aus zahlreichen Stimmungsberichten durch. Zu einem massiven Stimmungseinbruch kam es in Zuge der Fronleichnamsprozession 1938: zahlreiche Gendarmerieposten berichten, daß die Bevölkerung zumindest enttäuscht, aber auch verärgert und empört auf die behördlichen Einschränkungen reagierte. In Mönchdorf kam es im Anschluß daran sogar zu massiven Auseinandersetzungen im Wirtshaus, die mit Anzeigen geahndet wurden. (ebd.: 48)

Während des Krieges konnte, entgegen der nationalsozialistischen Ideologie, der Glaube in der „kriegsgebeutelten“ Gesellschaft gestärkt werden und die katholische Kirche in Österreich ihren vorherrschenden Stellenwert in der Bevölkerung beibehalten. Nach dem Krieg war die Kirche sehr schnell organisiert, was sich in Form der Caritas-Hilfe, der Katholischen Landjugend oder in der Unterstützung der „ländlichen „Entwicklung“ und die (aus Wirtschaftsinteressen entstandene) Emporhebung der dörflichen Gemeinschaft und des „Bauerntums“ zeigte. Damit wurde die Herausbildung und Festigung „traditioneller“ Rollenbilder von Frau (und Mann) forciert, wobei durchaus Zuschreibungen aus der Zeit des Nationalsozialismus übernommen und fortgeführt wurden. Da es mir darum geht ein Verständnis für die Zeit, in der Sophie geboren wurde, zu erzeugen, möchte ich im Folgenden die nationalsozialistische Ideologie in Bezug auf Frauen aufzeigen.

3.1.4. Exkurs: Die Frau im Nationalsozialismus

Es waren die Männer, die den nationalsozialistischen Staat lenkten – Frauen hatten keinen Anspruch auf höhere Leitungspositionen, demnach handelte sich dabei um einen – Frauen ausschließenden – Männerbund (vgl. Pospichal 2010: 429f.). Wie bereits der „Ständestaat“ baut auch das nationalsozialistische Regime in den meisten Bereichen der Frauenideologie auf die „bürgerlich-konservative“ und „patriarchalische“ Familienstruktur auf (vgl. ebd.: 428). Das nationalsozialistische Frauenbild basiert auf dem Sozialdarwinismus des 19. Jahrhunderts und wird in den nationalsozialistischen und völkischen Ideologien neu belebt.

Diese Ideologien stehen für eine extrem frauenfeindliche Position und wollen den Einfluss von Frauen allgemein verhindern. Beiden Ideologien ist die Grundlage der „geschlechtlichen Polarität“ gemein, d.h. es gibt „Werte des Mannes“ und „Werte der Frau“. Die männerbündische Meinung ist zwar verknüpft mit einer „allgemeinen patriarchalischen Tradition“, zeichnet sich jedoch darüber hinaus durch einen sehr stark Frauen verachtenden Zugang aus (vgl. Pospichal 2010: 438). In vielen Texten von den „Männerbündlern“ wird laut Pospichal (ebd.: 431ff.) deutlich, dass sich dieser extreme „Frauenhass“ aus einem „Gefühl des Bedrohtseins“ durch die Frau ernährt:

Die Frau tritt in der Öffentlichkeit zu stark in Erscheinung, das gesamte gesellschaftliche Leben ist zu sehr von ihr geprägt, sie wird als Verführerin, die den heroischen Mann herabzieht, empfunden. Auch die Demokratie, im Gegensatz zum „Ständestaat“, wird als etwas Weibliches empfunden, denn in ihr ist es so weit gekommen, dass Frauen und Männer als „gleichwertig“ angesehen werden. (ebd.: 433)

Ziel der nationalsozialistischen Frauenideologie ist die totale Verdrängung der Frau aus der Öffentlichkeit, hin zu einem „wesensgemäßen“ Privatbereich. Mit Hilfe von Kampagnen wird ein „romantisierender Mutterschaftskult“ propagiert (vgl. ebd.: 438ff.). Die Unterrichtsinhalte sehen eine Vorbereitung der Mädchen auf die Mutterrolle vor. Neben dem allgemeinen Unterricht findet diese hauptsächlich in den „Fächern des Frauenschaffens“ (Hauswirtschaft, Handarbeit und Pflege) statt – Haushaltsführung und Kinderbetreuung und die Versorgung des Mannes stehen im Vordergrund (vgl. ebd.: 500). Ein für die Frauen vorgesehener und forciertes Beruf im Nationalsozialismus, der auch mit Sophies Geburt in unmittelbarem Zusammenhang steht, ist jener der Hebamme. Auf diesen möchte ich im Folgenden eingehen, unter anderem weil dieser Beruf den Status von Frauen in Bezug auf ihre Rechte und Möglichkeiten auch nach Ende des nationalsozialistischen Regimes veranschaulicht und als Beispiel sehr gut verfolgen lässt, inwieweit sich der Status in Bezug auf Frau und Beruf bis heute verändert hat.

3.1.5. Rund um die Geburt von Sophie und die Bedeutung der Hebammen

Ihre Mutter Christine brachte Sophie im Jahre 1941 inmitten der Kriegswirren und dem nationalsozialistischen Regime mit seinem vorherrschenden Gesellschaftsbild – mit Hilfe der Hebamme Rosa Fenzl – im Hofwieserhaus zur Welt (vgl. Fischerlehner, 30.7.2012). Auch die Geschwister von Sophie erblickten mit Hilfe dieser Hebamme das Licht der Welt.

Geschwister von Sophie

Im November 1938 wurde der erste Sohn, Josef, geboren und starb – vermutlich an den Folgen einer Vergiftung – im ersten Lebensjahr. Das nächste Kind, eine Tochter, kam am 9.2.1940 auf die Welt und da es „Brauch“ war das nächste Kind „nach dem verstorbenen Kind nachzutaufen“ wurde sie Josefine getauft. Ein Jahr darauf wurde Sophie am 10.1.1941 geboren, am 6.2.1942 die dritte Tochter Rosa Maria, dann am 20.2.1943 die vierte Tochter Christine und noch ein Jahr darauf, am 11.5.1944, wurde ein Sohn geboren und Ernst getauft. Am 10.8.1945 erblickte die fünfte Tochter, Elisabeth, das Licht der Welt und ein gutes Jahr darauf, am 29.11.1946, die sechste Tochter Aloisia. Am 10.11.1948 wurde ein weiterer Sohn geboren, Karl-Hubert, dieser verstarb aber kurz nach der Geburt. Am 5.5.1950 wurde wieder ein Sohn und der spätere Hoferbe Johann geboren. (vgl. M. Brandstätter, 6.8.2012)

Mein Vater war ja immer daheim, weil das war so, wenn am Hof genug Sachen erzeugt werden und die Sachen abgeliefert werden und kein alter Bauer da war und das war in dem Fall nicht, nachdem er das Haus gekauft hat, dann haben die Männer nicht einrücken müssen. (Fischerlehner, 30.7.2012)



v.l.n.r.: 1. Reihe: Kinder: Sophie, Josefine, Christine, Rosa
2. Reihe: Vater, Großmutter, Mutter

Die Großmutter (mütterlicherseits, siehe Foto oben) ist, nach ihrer Hofübergabe an einen ihrer Söhne, zu ihrer Tochter nach Hirschbach auf den Hofwieserhof gekommen. Sie hätte zwar in Stiftung bei Reichenthal ihr Ausgedinge gehabt, ist aber lieber bei der Tochter gewesen und hat darauf verzichtet (vgl. ebd.). „Mutter und Tochter mit einem eingehateten Ehemann ist leichter, als mit der Schwiegertochter. Da gibt es öfter Probleme“ (ebd.). Gleichzeitig war die Mutter von Sophie auch froh darüber, dass sie von ihrer Mutter im Haushalt und mit den Kindern unterstützt wurde (vgl. ebd.).

Die Hebammen in Hirschbach

Die Geschichte der Hebammen in Hirschbach lässt sich bis 1658 zurückverfolgen. Ab diesem Jahr gibt es in der Pfarre Hirschbach Aufzeichnungen im Tauf- bzw. Totenbuch, aus denen hervorgeht, dass Hebammen auch Taufen vorgenommen haben. Dabei wurde jedoch nicht der Name der Hebamme genannt sondern die Eintragung mit „Ab obstetrice bapt. est“ (a. d. Lat.: „Von der Hebamme getauft“) vorgenommen (Glasner 2002: 145). Die Taufe war nach tradierter gläubiger Auffassung unabdingbare Voraussetzung für die „ewige Seligkeit“ und da Geburten immer wieder tödlich enden konnten, war es Hebammen erlaubt ein sogenanntes „Taufklister“ für Nottaufen einzusetzen, mit dem das abgekochte Weihwasser in den Unterkörper der Frau gespritzt wurde (vgl. Wiebel-Fanderl 1993: 122ff.). Ab 1745 werden die Hebammen auch namentlich genannt und ab dem frühen 19. Jahrhundert kamen auch „Wundärzte“ (Chirurgen) und „Bader“ (ausschließlich Männer) bei Entbindungen in Hirschbach zum Einsatz, hauptsächlich dann, wenn es zu Komplikationen kam. Stiegen die Entbindungen von Ärzten bis zum Zweiten Weltkrieg an, gab es währenddessen nur wenige Geburten, bei denen ein Arzt anwesend war (vgl. Glasner: 2002: 145). Dies lässt sich einerseits durch den Krieg und den erhöhten Bedarf an ÄrztInnen für Kriegsverletzte, aber vor allem auch durch die besondere Hervorhebung des Berufes der Hebamme während des Nationalsozialismus erklären, wie der folgende Exkurs zeigt:

3.1.6. Exkurs: Hebammenberuf und Hausgeburt im Nationalsozialismus

Viele Hebammenorganisationen wurden in der „Reichsfachschaft Deutscher Hebammen“ – 1939 dann „Reichshebammenschaft“ – zwangsvereinigt, die Genossenschaften wurden verboten (vgl. Kerschbaumer 1999). Das seit 1890 geforderte Reichshebammengesetz wurde vom nationalsozialistischen Regime übernommen und trat in Österreich 1939 als „Verordnung über die Einführung des Hebammengesetzes“ in Kraft (vgl. Schwarzenberger 2008: 26). Dieses war – mit Nivellierungen – in Österreich bis 1994 gültig (vgl. Kerschbaumer 1999). Mit dieser Verordnung wurde eine nachhaltige Neustrukturierung des Hebammenwesens angestrebt. Der Beruf der Hebamme kann schon vor der Zeit des Nationalsozialismus als *der* Frauenberuf schlechthin bezeichnet werden, erfuhr aber in dieser Zeit eine gesetzliche Aufwertung. Der zuständige Ministerialrat für das Hebammenwesen im Reichsinnenministerium erarbeitete das erste reichsweite Hebammengesetz (vgl. Schwarzenberger 2008: 26f.). Hier zu beachtende Neuerungen

waren die Hinzuziehungspflicht von Hebammen zu jeder Geburt und Fehlgeburt, Anspruch auf Hebammenhilfe und freie Hebammenwahl (vgl. Schwarzenberger 2008: 27). 1939 kam es zur Eskalation zwischen Gynäkologen und dem Reichsminister des Inneren – Leonardo Conti. Entbindungen sollten nur mehr bei ärztlicher Notwendigkeit und bei sehr schlechten Wohnungs- und Pflegeverhältnissen im Krankenhaus stattfinden. Die Ärzte wehrten sich vehement gegen das Gesetz und 1940 lenkte Conti ein und ließ die schwangeren Frauen „selbst wählen“ (vgl. Kerschbaumer 1999). Somit wurde ab diesem Zeitpunkt die institutionelle Distanz zwischen Ärzten und (wenigen) Ärztinnen und den Hebammen wiederhergestellt, die großteils bis heute Bestand hat (vgl. Schwarzenberger 2008: 27).

Die Hausgeburten in Hirschbach nahmen ab Kriegsende rapide ab, da immer mehr Frauen es vorzogen nach Freistadt in die Klinik zu gehen (vgl. Glasner 2002: 147). Diese Tendenz ist in ganz Österreich vorzufinden und ist auch in anderen Staaten zur Praxis geworden. Schnitzer (vgl. 2004: 9f.) beschreibt in ihrer Arbeit über den Wandel der Geburt, dass es zwar schon Mitte des 18. Jahrhunderts die ersten Gebärhäuser in großen Städten wie Paris und Wien gab, jedoch 97 Prozent der Geburten nach dem ersten Weltkrieg in Deutschland (in Österreich sehen die Zahlen ähnlich aus) außerhalb der Krankenhäuser stattfanden. Dieser Prozentsatz stellt sich heutzutage umgekehrt dar, was sich durch die strukturelle Schlechterstellung des Hebammenberufes, den vermehrt Frauen ausübten, gegenüber einer Emporhebung des hauptsächlich von Männern besetzten Arztberufes nach Kriegsende erklären lässt. Die rechtliche Situation der Hebammen hat sich ab diesem Zeitpunkt wieder verschlechtert. Die im Nationalsozialismus gesetzlich festgelegten Niederlassungsverordnungen wurden außer Kraft gesetzt und somit der Hebammenberuf wieder zum freien Gewerbe degradiert. Bis heute dauert der Kampf für Gebührenordnungen, Mindesteinkommen, Altersversorgung und bessere Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten an (vgl. Kerschbaumer 1999). Diese rechtliche Schlechterstellung des Hebammenberufes kann als bezeichnend dafür angesehen werden, wie sich der Umgang der herrschenden Politik mit „typischen Frauenberufen“ darstellt. Die Arbeit von Hebammen ist eine Tätigkeit, die in Europa lange Zeit hauptsächlich nur von Frauen ausgeübt wurde²⁶ und die sich historisch sehr weit zurückverfolgen lässt.

²⁶ In Österreich gibt es (noch) keine männliche Hebamme (in Deutschland: Geburtshelfer) und auch keine rechtlich gültige Bezeichnung (vgl. Fadler 2011).

3.2. Die Kindheit 1945 – 1955

Unser Vater, unsere Erziehung war nicht die Erziehung der damaligen grundsätzlichen Zeit. Unser Vater hat uns sehr gern gehabt. [...] Er hat für uns alles getan und er war sehr fortschrittlich und unsere Mutter auch. (Fischerlehner, 30.7.2012)

Anhand der Erzählungen aus der Kindheit von Sophie und ihren eigenen Wahrnehmungen und Reflexionen darüber, beginne ich mit dem zeithistorischen Kontext, um einen weiteren Eindruck davon zu vermitteln, welche Diskurse zur Zeit des Nationalsozialismus, Krieges und der darauffolgenden Besatzungszeit, mit der Lebensgeschichte von Sophie verknüpft sind. Dabei gehe ich auf den Kindergarten, die zeithistorischen Entwicklungen des Schulsystems in Österreich – vorwiegend im ländlichen Raum in Oberösterreich – und im sozialräumliche Kontext auf die Bildungsmöglichkeiten mit Blick auf die Geschlechterdisparitäten ein. Anhand der „Bildungsgeschichte“ von Sophie lassen sich – im sozialräumlichen Kontext verstanden – die hemmenden und fördernden Strukturen ausmachen, die sich im persönlichen Bildungsweg offenbaren (lassen).



Sophie

Aus der Kindheit von Sophie gibt es einige wenige Erzählungen von ihr in ihren Texten und von ihren Geschwistern. ‚Die Sophie hot is Rean und Lochn in an Häferl beinand‘ hat die Mutter oft über die kleine Sophie gesagt, erzählten mir die jüngsten Schwestern von ihr und dass sie ‚halt früher schon sehr emotional‘ gewesen sei (Freudenthaler/Schramm, 30.7.2012). Die Geschwister betonten auch, dass der Vater sie gern gehabt hat und auch sehr ‚liebepoll‘ war und mit ihnen gespielt hat. Dennoch war er auch sehr streng ‚mit sich

und mit anderen“ (Freudenthaler/Schramm, 30.7.2012). Der Vater hat den älteren Kindern, die am Hof schon mehr machen mussten, auch bei den Hausaufgaben am Abend geholfen. „Uns hat er nie Aufgab machn gholfn“, erzählen die Schwestern, weil „mir san jo die klan Zwoa gwesn.“, aber wenn sie sich nicht ausgekannt haben bei der Aufgabe, dann haben sie die Sophie gefragt, weil „sie hot eh ois gwisst“ (vgl. ebd.). Die Mutter „war ja eine sehr großzügige Frau“ und nach dem Krieg sind „ja die Bettler kommen und die Hausierer“, denen sie was gab oder etwas abkaufte (vgl. Fischerlehner, 30.7.2012):

Ich kann mich erinnern, dass wir alleweil schirch angezogen waren. Da hats drei vier Kleidl auf einmal gegeben, da ist die Schneiderin gekommen, die ist oben gesessen und hat genäht. (ebd.)

3.2.1. Kriegsende und Besatzungszeit im Mühlviertel – Hirschbach

Von den Kämpfen im zweiten Weltkrieg war Hirschbach nicht unmittelbar betroffen, es fielen zwei Bomben auf freies Feld und richteten somit keinen weiteren Schaden an. Jedoch sind 46 Hirschbacher Soldaten gefallen, weitere 25 blieben als vermisst gemeldet (vgl. Bach/Polivka 1976: 22). Der Chronik Wenzelskirchen (vgl. Fellner 1995: 64f.) ist zu entnehmen, dass am 14. Februar 1945 der erste Flüchtlingstransport aus Schlesien in Hirschbach ankam. Es mussten Unterkünfte und Verpflegung besorgt werden und geschlossene Kolonnen des Flüchtlingsstromes zogen vorbei. Laut Merl (vgl. 1989: 21) erhielt die Bevölkerung vom Bezirk Freistadt Anfang April einen „Vorgeschmack“ auf die kommende Besetzung der Alliierten; ungarische Heeresverbände wurden im Bezirk einquartiert und in Hirschbach „holten sie sich was sie brauchten“ von den Landwirten. Und „die jungen Mädchen mußten sich vor den ‚feurigen Ungarn mit dem kohlschwarzen Haar‘ wie später vor den Sowjets im Heu verstecken“ (ebd.).

Am 7. Mai 1945 – Sophie war zu diesem Zeitpunkt gerade vier Jahre alt – wurde die Demarkationslinie wirksam, die mitten durch das Mühlviertel verlief und die sowjetischen und amerikanischen Truppen voneinander trennte. Vorerst entlang der Eisenbahnlinie Freistadt – Linz, danach die Bundesstraße neben der Donau und südlich der Donau der Enns entlang (OÖ Geschichte, 12.6.2012). Einen Tag später, am 8. Mai 1945, endete offiziell der Krieg. In der Nacht auf den 9. Mai 1945 rollten amerikanische Panzer durch Hirschbach und amerikanische Soldaten wurden im ersten Stock der Schule einquartiert (Fellner 1995: 205ff.). Für ein paar Monate gehörte die Bezirkshauptstadt Freistadt zur russischen, das 9 km entfernte Hirschbach zur amerikanischen Besatzungszone – Freistadt war somit für die Hirschbacher Bevölkerung nicht mehr erreichbar (vgl. Bach/Polivka

1976: 22). Viele Menschen befürchteten, dass das gesamte Mühlviertel zur russischen Besatzungszone werden sollte (vgl. Merl 1989: 21). Am 9. Juli wurde das endgültige Zonenabkommen beschlossen und ab Anfang August 1945 besetzte die Rote Armee das gesamte Mühlviertel. Die Donau war die Zonengrenze, die das gesamte Mühlviertel vom restlichen Oberösterreich trennte (vgl. OÖ Geschichte, 12.6.2012). Eine Schwester von Sophie erinnert sich wie die Russen durchmarschiert sind und „in der Nähe vom Haus sind die Flüchtlinge gelagert, oder die Zigeuner“ (Fischerlehner, 30.7.2012). „Am Waldrand hatten sie die Wagen abgestellt, wo sowieso nicht viel wächst. Wir haben nur scheu hingesehen“ (Brandstätter 1989f: 12).

Im ganzen Mühlviertel ist in großen Mengen Kriegsmunition zurückgeblieben und lag auf den Wiesen, Feldern, in Bächen und Teichen. Viele Gefahrenquellen wurden bereits durch die amerikanischen und russischen Besatzungsmächte weggebracht; da nicht alles gefunden werden konnte, sind vor allem viele Kinder verletzt oder getötet worden, wobei die meisten Opfer im Bezirk Freistadt gemeldet wurden (vgl. Fellner: 402f.). Bei einer Bürgermeisterkonferenz in Freistadt am 18. August 1945 wurde mitgeteilt, dass seit Kriegsende im Bezirk Freistadt 712 Vergewaltigungen gemeldet wurden, eine Zahl, die sich im Laufe der Zeit noch erhöhte und grundsätzlich wurde von einer weitaus höhere Anzahl an nicht gemeldeten Vergewaltigungen ausgegangen. Die meisten Vergewaltigungen fanden in den ersten paar Monaten, ab Beginn der Besatzungszeit, statt (vgl. Merl 1989: 179ff.). Die Angst vor Vergewaltigungen wird in vielen historischen Berichten vorwiegend mit der russischen Besatzungsmacht – der „Russengefahr“ verbunden (vgl. ebd.: 21). Es gab Gegenden, wo es weniger oft zu Vergewaltigungen kam oder die Einheimischen sich mit den russischen BesatzerInnen (es gab auch Frauen) verständigen konnten. Oft waren es auch die russischen Frauen, an die sich die einheimischen Frauen wandten, die ihren Schutz anboten (Praher 2005: 233f.). Auch in Hirschbach kam es vermutlich zu Vergewaltigungen. Dennoch mussten sich die Geschwister und Sophie nicht fürchten, da sie „noch zu jung waren“ und „hübsche Mädchen waren wir ja noch nicht“. Das Haus wurde einmal „von den Russen geplündert“ und „da haben sie die Sau gestohlen und erschossen“, ein anderes Mal hat der Vater sie vertrieben. Aber für die Kinder waren sie nicht gefährlich (vgl. Fischerlehner, 30.7.2012). Merl (vgl. 1989: 179) schreibt hingegen, dass „keine Altersklasse verschont“ wurde. Jedoch gibt es auch einige Berichte, wo die MühlviertlerInnen gut mit „den Russen“ ausgekommen sind (Praher 2005: 229). An ein besonderes Erlebnis dahingehend erinnerte sich auch eine Schwester von Sophie:

Ich kann mich erinnern, dass die Russen bei uns im Haus waren und nach Butter verlangt haben, und meine Mutter hat sich nix geben lassen und die haben das Geld dann uns Kinder gegeben. Unsere Eltern haben uns nie da Angst gemacht. (Fischerlehner, 30.7.2012)

Am 25. November 1945 gab es die erste Nationalratswahl nach dem Krieg. In Hirschbach wählten von 596 wahlberechtigten HirschbacherInnen 541 die ÖVP und 46 die SPÖ. Die ÖVP machte zu dieser Zeit in vielen Teilen von Oberösterreich erfolgreiche Wahlwerbung für ihre Partei, indem sie sich in subtilen Botschaften gegen die Besatzer ausdrückte (vgl. Fellner 2005: 269). Die Entwicklung sah so aus, dass 1955 von 647 Wahlberechtigten 543 die ÖVP wählten und 53 die SPÖ, hinzu kam die „Freiheitliche Wahlgemeinschaft“ mit 14 Wählerstimmen. Bis heute hält sich die ÖVP in der Gemeinde an der Spitze (vgl. Land OÖ, 22.5.2012).

Im Zweiten Weltkrieg mussten die beiden größeren Glocken des Glockenturms der Pfarre Hirschbach abgegeben werden. 1947 wurde ein Glockenkomitee gegründet und es konnten zwei neue Glocken durch „freiwillige“ Spenden bei der Glockengießerei in St. Florian bestellt werden:

Sorge macht noch die Beschaffung des nötigen Metalls, an Geld haben unsere braven Pfarrkinder schon einen großen Betrag dafür gespendet. Leider gibt es auch einige Pfarrkinder, sie sind an den Fingern an einer Hand zu zählen und Gott kennt sie gut, die für Glocken und den Herrgott keinen Groschen übrig haben, in grober Weise sogar sich äußerten und gegen diese Aktion sogar hetzten. (Glasner 2002: 31)

Sophie war sieben Jahre alt als im Juni 1948 die neuen Glocken feierlich eingeweiht wurden. Ein großer Festzug marschierte durch den Pfarrhof zum Glockenturm und begleitet von Musik und Liedern wurden die Glocken aufgezogen. Das erste „Geläute“ der neu geweihten Glocken galt den Gefallenen beider Kriege, „die zuerst einzeln, dann im gemeinsamen Geläute ihre Stimme zur Ehre Gottes und als Rufer für die Menschen erschallen ließen“ (ebd.: 32).²⁷

3.2.2. Die Landwirtschaft in der Besatzungszeit

Durch den Nationalsozialismus kam es in der heimischen Landwirtschaft zu wesentlichen Umstellungen. So verschwanden zwar die Absatzschwierigkeiten von landwirtschaftlichen Produkten, jedoch wurde zur Lenkung in die Agrarproduktion eingegriffen. 1933 wurde die

²⁷ Im Laufe der Jahre kamen noch drei weitere Glocken dazu, so dass der Hirschbacher Glockenturm bis heute mit fünf Glocken bestückt ist: Zwölf-Uhr-Glocke, Elf-Uhr-Glocke, Marien-Glocke, Sterbe-Glocke und Wandlungs-Glocke (vgl. Glasner 2002: 32f.).

österreichische Landwirtschaft in den „Reichsnährstand“ eingegliedert – so wurden jedem Bauernhof die Art und Menge der Produktion vorgeschrieben und der Absatz wurde auf die Genossenschaften übertragen. Auch das Reichserbhofgesetz wurde in der nationalsozialistischen Agrarpolitik eingeführt, dadurch wurden der freie Kauf und Verkauf und die freie Erbteilung vom bäuerlichen Grundbesitz verboten – so hatte nur der Erbhofbauer Anrecht auf Hof oder Entschädigung (vgl. Krammer/Rohrmoser 2012: 138). Dieses Gesetz wurde auch nach dem Nationalsozialismus abgeschafft und das „Erbhöfegesetz“ von 1931 wurde wieder aktiviert (Land OÖ, 13.7.2012). In Hirschbach wurde die erste Erbhoffeier, bei der 5 Urkunden überreicht wurden, nach dem Krieg am 28. Oktober 1956 abgehalten. Bis 1994 wurden 33 Urkunden für Erbhöfe im Gemeindegebiet von Hirschbach übergeben (vgl. Glasner 2002: 373ff.). Die Lebensmittelbedarfsdeckung konnte in ganz Österreich bis 1942 Aufrecht erhalten werden, ab diesem Zeitpunkt wurde die Versorgung immer kritischer. Da es zu einem Mangel an Investitionsgütern und Arbeitskräften kam, gingen die Flächenproduktivität, sowie die Gesamtproduktion zurück (vgl. Krammer/Rohrmoser 2012: 138f.).

Nach Kriegsende war es ein primäres Ziel der Besatzungsmächte, die Grundversorgung der Bevölkerung sicherzustellen. Der „kriegswirtschaftliche Reichsnährstand“ des nationalsozialistischen Regimes wurde mit den damit verbundenen Maßnahmen der Zwangsbewirtschaftung (in die österreichischen Ernährungsämter) übernommen (vgl. ebd.: 140). Flüchtlinge, Besatzungssoldaten, Kriegsheimkehrer und die einheimische Bevölkerung mussten mit dem auskommen, was die LandarbeiterInnen – das waren *zumeist* Frauen, Kinder und ältere Menschen – produzierten. Viele Anbauflächen waren durch Kriegshandlungen und auch durch rücksichtslose Handlungen der Besatzungsmacht verwüstet (vgl. Fellner 1995: 397f.).

In der Mühlviertler Post vom 30.8.1945 wurde ein „Aufruf an die Bauern!“ veröffentlicht, denen dadurch die Aufgabe, „die Ernährung des Volkes zu sichern“, *verdeutlicht* wurde, mit der Aufforderung, dass sie „schleunigst das Getreide [...] der Ablieferung zuführen“ und sich nicht durch die erhöhten Preise der sogenannten „Schleichhändler“ – meistens handelte es sich bei diesen um hungernde Menschen aus den Städten – verleiten lassen sollten. Die Situation im Ernährungssektor war 1945 sehr ernst, es war keine Besserung in Sicht. Zudem gab es Vorwürfe, dass das Mühlviertel zu wenig Getreide und Lebensmittel lieferte, was Vertreter der Mühlviertler Landwirtschaft unter anderem mit schlechten Erntergebnissen rechtfertigten (vgl. ebd.: 398 f.).

Ab 1949 wurde der Marshall-Plan wirksam, der anfänglich primär aus Lebensmittellieferungen und bald darauf auf Mittel zur landwirtschaftlichen Produktionssteigerung (Saatgut, Futtermittel und Maschinen) umgestellt wurde. (Krammer/Rohrmoser 2012: 141)

Nach dem Zweiten Weltkrieg war die „Bauerntumsideologie“ das vorherrschende ideologische Grundmuster. Dieses diente zur Rechtfertigung politischer Entscheidungen und Handlungen und zur Begründung der Agrarinteressen, die durchgesetzt werden sollten. Das Bauerntum wurde an den Sprachbildern und Symbolen des Ständestaates, aber auch auf die Blut- und Bodenideologie des Nationalsozialismus aufgebaut (vgl. (ebd.).

Der zeithistorische Kontext des Krieges, der Besatzungs- und Nachkriegszeit wurde in diesem Kapitel ausführlich besprochen. Die Kindheit von Sophie war geprägt von Erzählungen sowie ihren eigenen Erfahrungen im Nachkriegs-Österreich. Hierzu zählt auch die Bedeutung der katholischen Kirche, die sich wieder ihre Macht sichern konnte und durch kirchliche Organisationen, wie der Caritas, beim Aufbau und Ausbau von Kindergärten oder anderen sozialen Einrichtungen eine große Rolle spielte, und den „Sozialraum“ Oberösterreich mit geformt und nachhaltig beeinflusst hat.

3.2.3. Im Kindergarten

Ab 1945, nach Ende des Krieges, wurden die ersten Kindergärten von der Caritas in Oberösterreich eröffnet (vgl. Slapnicka 1992: 194). Die Kindergärten präsentierten sich als *die* Caritas-Aufgabe. Die ursprünglich überwiegenden Ordenskindergärten und die Caritas-Kindergärten wurden nach dem Krieg unter der Bezeichnung „Caritas-Kindergarten“ zusammengefasst. Im August 1945 konnten 30 und bis Oktober 1946 bereits weitere 56 Caritas-Kindergärten eröffnet werden. Bis zum Jahr 1982 wurden insgesamt 246 Caritas-Kindergärten, darunter 218 Pfarrcaritas-, 23 Ordens- und 5 Vereinskinderergärten eröffnet (vgl. Slapnicka 1992: 194). Ein Jahr nach Ende des Krieges ging die fünfjährige Sophie gemeinsam mit ihrer jüngeren Schwester Rosi in den Kindergarten in das „Puchingerhaus“ (vgl. Fischerlehner 2002: 1).



v.l.n.r.: Rosa, Christine, Aloisia(vorne), Josefine,Sophie, Ernst

Kindergarten in Hirschbach

Laut einem Schreiben der Gemeinde Hirschbach vom 24. Juli 1945 (Glasner 2002: 136) haben im Gemeindegebiet von Hirschbach nie „Dauerkindergärten“ bestanden. Von der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) wurden einige öffentliche „Erntekindergärten“ für die Dauer von je zehn Wochen errichtet. Im Juli 1945 war Paula Wimmer (vermutlich) von der Gemeinde als Kindergärtnerin²⁸ angestellt. Weitere Recherchen haben ergeben, dass das Haus, wo Paula Wimmer gelebt hat, unter dem Namen „Puchingerhaus“ bekannt war und es sich dabei vermutlich um den „Kindergarten“ handelte, in den Sophie ging. Auch Rosa Fenzl wohnte im „Puchingerhaus“. Die Kinder von den Bauernhöfen brachten dort öfters „Nahrungsmittel“ hin, „Reste, die vom Essen übrig geblieben waren“, da sie dort ärmer waren, erinnert sich eine Schwester (vgl. Fischerlehner, 30.7.2012). Auch wenn die Caritas bereits sehr viele Kindergärten in Oberösterreich eröffnet hatte, der Caritas-Kindergarten in Hirschbach besteht erst seit 1975 (Glasner 2002: 136). Sophie besuchte den Kindergarten im „Puchingerhaus“ für ein Jahr, danach (1946) ging sie im Alter von sechs Jahren das erste Mal in die Volksschule in Hirschbach (Fischerlehner 2002: 1).

3.2.4. Zeit für die Schule

[...] als Kind gab es für mich immer welche Pflichten. Das Schulgehen und Lernen war das Schönste und Angenehmste. Beim Heimgehen bin ich manchmal stehen geblieben, habe mit den Händen einen Rahmen vor de[m] Gesicht gebildet und mir angesehen, wie schön ein Foto von dieser Gegend wäre. (Brandstätter 1990g: 16-17)

²⁸ Heutige Berufsbezeichnung: KindergartenpädagogInnen



Erstkommunion Sophie

Die Kinder haben bis zum Alter von 10 Jahren noch „leichtere“ Tätigkeiten verrichtet, wie „Holz holen“ oder „Erdäpfel klauben“. Was aber nicht minder anstrengend war (vgl. ebd.). Der Weg zur Schule und das Lernen ermöglichten Sophie neben der Arbeit am Bauernhof Freizeit und Freiheit. „Denn Kinder hat man [...] damit man jemand zum Arbeiten hat“ meinte ihr Vater früher und sie erzählt weiter, dass sie im Alter zwischen 12 und 15 Jahren die Kühe darum beneidete, da diese nur „fressen und liegen“ brauchten und sie selbst „so viel arbeiten“ musste – Feierabend war, „wenn das Schimpfen und die Peitsche [bei den Pferden] nichts mehr geholfen haben“ (vgl. Brandstätter 1988b: 19).

Sie war immer auf der Suche nach Wissen, sie hat jede Zeitung gelesen. Die politischen Sachen, sie hat sich da so eini versetzt. Jo, i muß a sagn, lesen war auch großgeschrieben bei uns, aber nicht Bücher, wir haben uns die stehlen müssen. Wir haben ja damals die Kühe hüten müssen. Ich weiß noch, ich erinnere mich, es war in den Ferien, es regnet und dann bist draußen bei den Kühen und hast einen Schirm. Die Mühlviertler hats damals gegeben. Und das haben wir zerlegt und jeder hat so ein Stückl gehabt. Und es hat eine Schulbücherei gegeben in Hirschbach, da war der Herr Direktor Deibl, der war sehr gut [...] der hat alleweil gesagt: ‚Was tats denn, wenns in die Hauptschul gehen würdets?‘ (Fischerlehner, 30.7.2012)

Ihre Schwestern waren sich nicht mehr ganz sicher ob Sophie die Schule bis zur 7. oder 8. Klasse besucht hat, da es in der achten Klasse viele Beurlaubungen gegeben hat, denn im Herbst und ab Ostern „da war viel in der Landwirtschaft“ zu tun und die Eltern hatten die Möglichkeit, um die Freistellung ihrer Kinder anzusuchen, damit sie in der Landwirtschaft mitarbeiten konnten (vgl. Fischerlehner/Freudenthaler/Schramm, 30.7.2012).



v.l.n.r. 1.Reihe: Aloisia, Mutter, Hans, Vater
2. Reihe: Elisabeth, Ernst, Sophie, Josefina, Rosa, Christine

„Lesen war ihre große Liebe“ (Fischerlehner 2002: 1). Sie war „sehr gescheit“ und „im Zeugnis gabs nur Einser, soweit ich mich erinnern kann“ (ebd.). Und „so mathematisch und in jeder Beziehung war sie sehr guat [...] also i wor a net schlecht, aber sie war besser wie i“ (Fischerlehner, 30.7.2012). Der Gerechtigkeitssinn von Sophie „war schon in der Schule sehr ausgeprägt“, denn sie wollte „für uns Kinder regelmäßiges Taschengeld“, denn dann könnten sie „selber entscheiden und sparen“. Es kam aber nicht dazu (vgl. Fischerlehner 2002: 1). Deutsch war ihre große Stärke“ und an eine Begebenheit erinnerte sich die jüngere Schwester besonders gut:

[...] und da weiß i a, dass amoi a Thema war... sie haben den Lehrer kritisieren dürfen und ihr Aufsatz ist da vorgelesen worden, weil sie es so guat geschrieben hat, sie hat das so gut in Worte fassen können. I weiß, dass da unser Oberlehrer, der Herr Deibl, gesagt hat sie sollt in die Hauptschul gehen. Das war aber nicht aktuell zu der Zeit, unser Vater wollte alle um sich haben, es hat damals keine Knecht und Dirnen geben, es war eben nach dem Krieg. (Fischerlehner, 30.7.2012)

Franz Deibl unterrichtete von 1951 bis 1959 in der Volksschule Hirschbach und 1953 wurde er Volksschuldirektor (Glasner 2002: 111ff.). Er wollte Sophie dabei unterstützen, dass sie in die Hauptschule gehen darf. Er versuchte jedoch vergeblich „den Vater zu überreden“ sie dorthin zu schicken (vgl. Fischerlehner 2002: 1). Die nächste Schwester nach Sophie, die um 1 Jahr jünger war, durfte dann nach der 6. Klasse von der Volksschule in die Hauptschule wechseln, da sie laut ihrer Mutter „eh nicht so robust“ war und nachdem auch eine Freundin von ihr hingehen durfte, hat sie so „getränzt“, dass auch der Vater nach einem Tag einwilligte. Sie war die einzige der Schwestern, die später auch eine kaufmännische Lehre machte, die anderen Mädchen absolvierten eine Haushaltungsschule. – außer Sophie, die lediglich einen kurzen Haushaltungskurs machen durfte (vgl. ebd.).

Die Volksschule in Hirschbach

1878 war „der neue Schulpalast“ fertig, verkündete die Schulchronik der Gemeinde Hirschbach (Glasner 2002: 116). Ab 1884 wurde in Hirschbach die sechsjährige Schulpflicht eingeführt. Ein 1905 eingeführtes siebentes Pflichtjahr wurde in Hirschbach auf Ansuchen der Gemeindevertretung wieder als Schulbesuchserleichterung (damit die Kinder in der Landwirtschaft mitarbeiten konnten) aufgehoben und diese blieb bis 1939 aufrecht. Ab 1. Dezember 1939 wurde in der gesamten „Ostmark“ die acht-jährige Schulpflicht eingeführt. Obwohl am 17. September 1945 allgemeiner Schulbeginn im Mühlviertel war, konnte der Schulbetrieb, durch Besetzung und angerichteter Schäden der Besatzungsmacht oder Flüchtlingsbelegung noch nicht überall starten. 1961 wurde in der Volksschule Hirschbach Nr. 8 ein vierter Klassenraum eingerichtet, was dringend notwendig war, da die Schule bereits seit 13 Jahren vierklassig war. Das im Jahr 1878 fertig gestellte und dann seit 1975 leer stehende Schulgebäude wurde 1984 abgerissen (vgl. ebd.: 111).

Es erfüllte viele mit Wehmut, als sie den Abbruch der alten Schule beobachteten, hatten sie doch viele Jahre in diesem Gebäude die Schulbank gedrückt.“ (ebd.)

3.2.5. Exkurs: (Aus-)Bildungsmöglichkeit im ländlichen Raum – Überblick

In diesem Abschnitt gehe ich vorwiegend auf die Entwicklung des Schulsystems und die Aus- und Weiter-Bildungsmöglichkeiten (und ihren Wandel) im ländlichen Raum ein und möchte in dessen Verlauf auch die Geschlechterdisparitäten und den Einfluss der Religion darauf hervorheben.

Laut Alheit und Dausien (vgl. 2002: 11ff.) konstituieren Systeme institutionalisierter Bildung „typische“ Lebenslaufstrukturen und prägen infolgedessen subjektive Lebensentwürfe und –erfahrungen. Es handelt sich dabei aus der Sicht der Individuen um „Modelle für mögliches Leben“. Die AutorInnen halten außerdem fest, dass diese strukturierten Lebensläufe Chancenstrukturen ungleich verteilen und typisieren. Dies wird besonders im historischen Vergleich sozialer Strukturen erkennbar, die auch gesellschaftliche Zugehörigkeiten erzeugen (beispielsweise zu Geschlecht oder Ethnizität).

Im Raum Österreich gab es ab dem 16. Jahrhundert die „deutschen Schulen“, die sich aus den ehemaligen „Pfarrschulen“ entwickelten und rechtlich gesehen in diesem Jahrhundert zu konfessionell gefärbten Gemeindeschulen wurden, die die Verbreitung des Protestantismus vorantrieben. In dieser Zeit war es vorrangiges Ziel, die Jugend täglich im

Katechismus zu unterwiesen. Um diesen Katechismusunterricht baute sich in Folge das elementare „deutsche Schulwesen“ auf (vgl. Engelbrecht 1983: 50). Martin Luther wollte in jeder Stadt Mädchenschulen haben, in denen eine „ehrbare Matrone“ Lesen, Schreiben und vor allem Religion unterrichten sollte (vgl. Brehmer 1997: 2). Die Gegenreformation am Ende des 16. Jahrhunderts verdrängte zwar den protestantischen Glauben, jedoch wurde im Unterricht lediglich der Katechismus ausgetauscht. Grundsätzlich stellt es sich so dar, dass nicht die Bildung, sondern die jeweils gewünschte Konfession der Lehrenden bzw. Pfarrer wichtiger war (vgl. Engelbrecht 1983: 53). Im Zuge der Gegenreformation entstanden Orden, die für die Ausbildung der Mädchen sorgen sollten (vgl. Brehmer 1997: 2). Aus den Pfarrschulen im Hochmittelalter entwickelten sich später die Pfarr- und Stadtschulen, die vergleichbar sind mit der heutigen Volksschule. In diesen Schulen wurden auch ärmere Kinder unentgeltlich unterrichtet (vgl. Engelbrecht 1983: 50ff.). Am Ende des Spätmittelalters reichte das Schulwesen im Raum Österreich von Pfarrschulen und Deutschen Schulen über die Lateinschulen und Klosterschulen bis hin zu den Universitäten, darüber hinaus gab es Berufsgemeinschaften, wie die Bruderschaften, die ausschließlich Buben nach der Schule ausbildeten (ebd.: 85f.). Im 18. Jahrhundert, im Zuge der Aufklärung, kam es zur Neudefinierung der Geschlechterunterschiede. Zahlreiche Schriften erschienen, die sich mit Mädchenerziehung und Frauenbildung auseinandersetzten. Die Rollen von Ehefrau, Hausfrau und Mutter wurden darin besonders hervorgehoben (vgl. Brehmer 1997: 3).

Das patriarchale Gegenbild dazu war das Schreckgespenst der gelehrten Frau, die ihren Haushalt vernachlässigte und überall mitreden wollte. So wurden die Bildungsbemühungen von Frauen als unnatürlich dargestellt und lächerlich gemacht. (ebd.: 3)

1774 wurde unter Maria Theresia die „Allgemeine Schulordnung“ eingeführt. Diese Schulordnung galt für Mädchen und Buben, die ab diesem Zeitpunkt getrennt unterrichtet wurden. Mädchen durften jedoch nur in Ausnahmefällen die Hauptschulen besuchen (ebd.: 77). Dennoch gingen viele Kinder nicht in die Schule, da der Großteil der Eltern ihre Kinder als Arbeitskräfte benötigte, gleichzeitig gab es auch noch sehr starke Ständeschranken Kirche und Stände wurden langsam zurückgedrängt und Ende des 19. Jahrhunderts hatte der Staat die gesamte Verfügungsgewalt über den Unterricht in den Schulen (vgl. Engelbrecht 1983: 35). Der Sozialdemokrat Otto Glöckel wollte 1918, ausgehend von der Reformschulbewegung, weitreichende Reformen – die sich auch positiv auf die Mädchenbildung auswirken sollten – für den Unterricht zu entwickeln, scheiterte jedoch an den konservativen Kräften (vgl. Brehmer 1997: 5).

Auf dem Land erfuhren die Kinder erst nach dem Ersten Weltkrieg eine Verbesserung des Schulwesens, da die Donaumonarchie zerfiel und Österreich zu einer demokratischen Republik wurde. Ziel war es, auch Kindern von ArbeiterInnen und Bauernfamilien einen besseren Schulzugang zu ermöglichen. Es gab eine allgemeine Volksschule und einige höhere Schulen. Trotz der Demokratisierungsversuche war immer noch die sozial-ökonomische Stellung der Eltern ausschlaggebend, welche Schule besucht werden konnte (vgl. Engelbrecht 1983: 35ff.). In der Zeit des Austrofaschismus wurde bereits eine nationalistische Ausrichtung in der Bildungspolitik betrieben und das konservative Frauenbild forciert (vgl. Brehmer 1997: 5). Ab 1938 wurden die Schulen dem nationalsozialistischen System angepasst. Gerade in der Schule war es ein vorrangiges Ziel des Nationalsozialismus, die starke Position der Kirche auszuschalten. Die Volksschule dauerte 8 Jahre und die Mittelschule wurde zur Hauptschule umbenannt (vgl. Engelbrecht 1983: 40ff.). Die Bildungspolitik im Nationalsozialismus beinhaltete ein konservatives Frauenbild: Im „Bund Deutscher Mädel“ sollten Mädchen zu zukünftigen Müttern von tapferen Soldaten erzogen werden (vgl. Brehmer 1997: 5f.).

Nach dem zweiten Weltkrieg wurde das Schulsystem verstaatlicht, zentralisiert, und von den Alliierten stark kontrolliert. Da Schulgebäude zerstört waren oder von den Besatzungsmächten als Unterkünfte benötigt wurden, konnten viele Schulen nicht gleich genutzt werden. Zwar war allen vier Besatzungsmächten das Ziel gemein, dass die LehrerInnen-schaft entnazifiziert wurde, dies gelang jedoch nicht immer. Nun gab es nach der Volksschule die Hauptschule, eine Volksschuloberstufe und eine Unterstufe der höheren Schulen. Die Schulpflicht wurde auf neun Jahre verlängert. Die schulischen Regelungen wurden gesetzlich verankert und die Bestimmungen besagten, dass alle öffentlichen Schulen „für beide Geschlechter, egal welcher ethnischer Abstammung, welcher Stand oder auch welcher Religion, frei zugänglich“ sind und auch kein Schulgeld zu entrichten ist. Zu guter Letzt wurde mit der Kirche ein Abkommen vereinbart, das ihr eine starke Position in den Schulen zusicherte. Religion wurde wieder zu einem Pflichtgegenstand (vgl. Engelbrecht 1983: 40ff.).

3.2.6. Das „ländliche Versuchschulwesen“

1946 hat das Bundesministerium für Unterricht in einem grundlegenden Erlass zum „eingehenden Studium der Probleme der Landschule“ aufgefordert“ (Hurdes 1948: 7). So sollte vor allem die „eigenartige Gegenwartssituation der ländlichen

Gesamterziehung“ oder die „Lehrerbildung“ der Landschulen Gegenstand der Untersuchung sein. Nach dem Krieg haben die Landesschulbehörden die Arbeit schnell wieder aufgenommen. In unterschiedlichen Konferenzen mit LehrerInnenschaft, „vielfach auch unter Beiziehung von Fachleuten der Berufsstände“, wurden die gemeinsam erarbeiteten Stellungnahmen dem Ministerium vorgelegt (vgl. Hurdes 1948: 7). So kam es dazu, dass alle Landesschulinspektoren (ausschließlich Männer) für das Volksschul-, Hauptschul- und LehrerInnenbildungswesen aller Bundesländer und Landschultypen sich zu der „ersten gesamtösterreichischen pädagogischen Tagung nach der Wiedererrichtung der Republik“ zusammenfanden und in der zugleich „ersten Landschul-tagung Österreichs“ Bestrebungen zur Förderung der Landschulerneuerung wahrgenommen wurden (vgl. ebd.: 7f.). Vom damaligen Unterrichtsminister Felix Hurdes²⁹ wird in seinem Geleit (vgl. ebd.: 7ff.) auf ein besonderes Problem hingewiesen, das auf einer Konferenz landwirtschaftlicher Funktionäre besprochen wurde. Es ging um die „bedrohlich anwachsende Landflucht“ (Industrialisierung), zu deren „Überwindung vor allem eine landnahe Lehrerschaft nötig“ sei. „Dieser würde es obliegen, in der Jugend die Liebe zur Scholle und zum landwirtschaftlichen Beruf zu wecken.“ (ebd.: 7) Denn die Landschule sei „ja jene Stelle, wo sich soziale und pädagogische Fragen des ländlichen Lebens überschneiden“. Er führt dann weiter aus, dass man sich bei „Prüfung des Sachlage“ zugestehen muss, dass „die Landschule seit langem vielfach ihren eigentlichen Aufgaben nicht völlig gerecht wurde“, da die „neue österreichische Volksschule von ihrem Ursprung her, dem Reichsvolksschulgesetz von 1869, eine Schöpfung städtischen Geistes und auf die Stadtschule hin orientiert [ist], so [war] auch die Wiener Schulreform von 1918 eine auf die Stadt angepasste“. Hurdes verortet die „tiefsten Wurzeln des Problems“ in der „gegenwärtigen Situation des Dorfes“:

Wir meinen damit die „Struktur des ganzen bäuerlichen Lebens, die Zersetzung seiner Gemeinschaften, die damit neu einsetzende Landflucht und andere Erscheinungen, die letzten Endes zu einer schweren Krise des Bauerntums hindrängen. In einer solchen Lage ist es begreiflich, daß man Hilfe auch von Seiten der Erziehung und der Schule erwartet. Sie vermag zwar nicht alles, aber, richtig geführt, am gegebenen Lebenskreis orientiert und mit allem Rüstzeug versehen, das die volkscundliche und schulwissenschaftliche Forschung bereitgestellt hat, kann sie doch gewaltiges an Aufbauarbeit leisten. Sie auf diesen Weg zu führen und ihr die erforderlichen Bedingungen zu schaffen, wird eine der ersten Schritte der gegenwärtigen Landschulerneuerung sein.“ (ebd.: 9)

²⁹ Dr. Felix Hurdes (geb. 1901) war von 1945 bis 1952 Bundesminister für Unterricht. Er war in den Konzentrationslagern Dachau (1938/39) und Mauthausen (1944/55) interniert (vgl. Parlament 1990).

Dazu zählte unter anderem die „Aufstellung geeigneter Bildungswege für den heimatverbundenen echten Landlehrer“ (Hurdes 1948: 9). 1948 kommt es daraufhin zum Aufbau eines „ländlichen Versuchsschulwesens“, dabei denken die Verantwortlichen an „besonders volkskundliche und heimatliche“ Landschultypen, mit „bodenständiger Prägung“ (vgl. Hurdes 1948: 9). In den Ergebnissen der ersten österreichischen Landschultagung wird immer wieder der Unterschied vom Land zur Stadt hervorgehoben und als Beweggrund herangezogen, für eine spezifische ländliche Ausbildung zu sorgen.

Wir haben nun einmal einen ländlichen Siedlungsraum und eine ländliche Lebensform, die in ihrem Kern eine bäuerliche Lebensform ist, mit einer spezifischen Arbeitsordnung, einer eigenartigen Familien- und Festkultur, da und dort umkämpft, aber im Kern immer noch bestehend. [...] Diese ländliche Lebensform zieht sich von der Einzelsiedlung und Streusiedlung, durch den Weiler, durch das Dorf und durch den Markt, ja sie reicht bis zum Rand der Kleinstadt.“ (Lang 1948: 15)

Lang (vgl. ebd.) weist darauf hin, dass in der wissenschaftlichen „Milieupädagogik und –psychologie“ zwischen Industripädagogik und Landpädagogik unterschieden wird und damit auf die verschiedenen Bezüge von Industriekind und Landkind eingegangen werden muss. Lang differenziert in seiner Feststellung die „Landschulen“ von den „allgemeinen [städtischen] Volksschulen“. Auf die besonders dringliche Forderung der Landschulerneuerung, nämlich der „völlige Neubau eines landschuleigenen didaktischen Apparates“, wird immer wieder hingewiesen, da „landschuleigene“ Sachbücher, Wörterbücher, Lehrmittel oder Lesebücher völlig fehlen (vgl. ebd.: 21). Der Anspruch lag auch darin, eine „Leistungsschule“ mit einer „volkskundlich und heimatkundlich befruchteten Heimatschule“ zu verbinden um daraus eine „echte Erziehungs- und Lebensschule“ zu machen (vgl. ebd.: 22).

Hier laufen nun alle Bestrebungen zusammen, die, von welcher Seite immer sie aufgegriffen werden, letzten Endes darauf hinauslaufen, mehr als bisher das ländliche und das bäuerliche Leben in die Schulstube hineinzulassen, die Schule mitten hineinzustellen in das Dorfleben und ihr auch milieumäßig eine landschuleigene Form zu geben. (ebd.)

Lang (ebd.) spricht von der „Eigengesetzlichkeit dieses [bäuerlichen] Lebenskreises“ und beschreibt das Landleben als Ausgangspunkt des Unterrichtes, für die überwiegende Mehrheit der SchulabgängerInnen auch „Endpunkt und Zielbild“ der Schulbildung, wobei er sich auf das „Leben des Bauern und Kleinhäuslers bis zur Lebensform des Landarbeiters und des ländlichen Handwerkers und Gewerbetreibenden“ bezieht. Die dieses Leben tragende „Volkskultur“ soll wesentlich in die Didaktik miteingebunden werden und das „Bauernjahr“ und der „ländliche Festkreis“ sollten als Ausgangspunkte für den Unterricht

der Unterstufe und der Oberstufe gesehen werden, wobei auch „Zucht“ und „Autorität“ von Lang nicht vergessen wurden (vgl. Lang 1948: 22). Lang (ebd.: 23) zitiert Dr. Oskar Petschl³⁰ mit der Beschreibung eines „überaus charakteristischen Symptoms“ für den „Verstädterungsprozeß“ und den „ländlichen Entseelungsvorgang“, nämlich das Sinken der Kinderanzahl in den bäuerlichen Familien – so sank die Kinderzahl von vier bis fünf auf durchschnittlich zwei pro Ehepaar. Das Vordringen des technischen Denkens wird als die Gemeinschaft des Dorfes zerstörendes Element entlarvt, dem man entgegenzuwirken hatte. Lang (1948: 23) zitiert auch den Priester Martin Stur „ein guter Kenner der Verhältnisse“, der die Gemeinschaft des Dorfes in Gefahr sieht, da die „ehrfürchtige und gläubige“ Grundhaltung erschüttert wurde und dadurch ein „Schwinden“ der traditionellen Erziehungshilfen der Familie, des Hofes und des Dorfes erfolge, das „alles verstärkt durch die Überfremdungserscheinungen und wirtschaftlichen Verelendungsprozesse“.

In einem nächsten Absatz spricht Lang (vgl. 1948: 25) von der „mangelnden Sesshaftigkeit des Landlehrers“ und sieht ihn der „Verstädterung und Überfremdung“ ausgesetzt und verweist im Anschluss daran auf die „Überweiblichung“ des Lehrerstandes am Land:

Der Landlehrstand ist weiters überweiblicht: Wir haben in der gesamten Pflichtschullehrerschaft bereits mehr als sechzig Prozent Lehrerinnen und kaum vierzig Prozent Lehrer. Die Folgen für die Landschule der Einklassigen wollen wir hier nicht weiter erörtern. (ebd.: 25)

Auf diese „Überweiblichung“ des LandlehrerInnentums bzw. die immer wiederkehrenden historisch belegten bildungspolitischen Bestrebungen der „Herrschenden“ (Männer), Frauen von (Aus-) Bildung fernzuhalten und in den privaten Bereich zu verdrängen, komme ich im Kap.3.3.5 zurück. Lang (vgl. 1948: 27) fordert zudem eine gesetzliche Normierung der Fortbildung für LehrerInnen, als „Gegenstück“ zum Pädagogischen Institut der Stadt Wien, „also die Schaffung von bodenständigen Pädagogischen Instituten“ in den Bundesländern. An dieser Stelle „gedenkt“ er den „Handarbeitslehrerinnen“:

Im Drange der Ereignisse ist die ‚technische Lehrerin‘ verschwunden. Gewiß ist schon die Bezeichnung ‚technische Lehrerin‘ für diese frauliche Erziehergestalt unzutreffend. Ein ähnlicher Lehrerinnentypus wird aber notwendig bleiben, besonders in den Schulen, an denen nur männliche Lehrpersonen wirken. [...] Der geforderte Hauswirtschaftsunterricht für Mädchen und die weibliche Fortbildungsschule des Landes fordern gleichfalls einen solchen Erzieherinnentypus. (ebd.)

³⁰ Gefährliche Wandlungen. Die Ursache unseres Mangels an Landarbeitern. In: „Die Furche“, Nr. 20, 1947.

Lang unternimmt auch den Versuch, das Landschulproblem als ein rein pädagogisches darzustellen, indem er sagt, dass es kein parteipolitisches sei und in aller Deutlichkeit noch einmal betont, dass niemand eine Spaltung der österreichischen Volksschule will, jedoch auch niemand eine „zentralistisch gelenkte, lebensfremd blasse Allerweltsschule“, sondern eine „bodenständige und milieumäßige Differenzierung“ für die Landschule wichtig sei.

Niemand will, daß die Landschule in einseitigster Weise nur Bauern erziehen soll. Aber daß der Ausgangspunkt der Landschule das Land ist und daß sie an ihrem Ende wieder zum Lande strebt, dies ist wohl eine selbstverständliche Tatsache und es wäre eine völlig liberalistische und lebensfremde Form der Schule, die sich dem widersetze und glauben würde, sie müsse in ihrer Objektivität allen diesen Dingen aus dem Wege gehen. Lang (1948: 28f.)

Allerdings ist diese Trennung von Stadt und Land durchaus eine politische, ebenso wie die Trennung von Landwirtschaft und Hauswirtschaft und der Ausschluss der Frauen aus der „normalen Lehrerschaft“.

3.3. Die Jugendzeit 1955 - 1962

Wir waren ja sechs Mädchen und zwei Brüder. Es war schon Frauenpower da. (Fischerlehner, 30.7.2012)



Sophie: Zweite von Links (2. Reihe)

„Am 15. Mai 1955, zum Abschluss des Staatsvertrages, waren alle fünf Glocken [des Hirschbacher Glockenturms] eine Viertelstunde lang zu hören.“ (Glasner 2002: 33) Am 11. August 1955 kehrte das Mühlviertel wieder zur österreichischen Verwaltung zurück (Fellner 2005: 343). „Wer Geld haben will, muß in die Stadt gehen!“ sagte der Lehrer zu Sophie und seinen anderen SchülerInnen, als sie 1955 aus der Volksschule in Hirschbach entlassen wurden (Brandstätter 1989e: 12). Nach der neunjährigen Pflichtschulzeit in der Volksschule begleitete sie weiter der Wunsch, mehr lernen zu dürfen (Brandstätter 2002: 2). Die Zeit wurde hauptsächlich von der Arbeit in der Landwirtschaft und ihrem Engagement in der Landjugend geprägt.

Dieses Kapitel beschreibt das Leben von Sophie in der Zeit von 1955 bis 1961 (im Alter von 14 bis 20 Jahren). Auch hier werde ich auf besondere historische Beispiele, in Bezug auf die vorhandenen Erzählungen von ihr und über sie, näher eingehen. In *Zivilcourage* beginnt sie ebenfalls mit dem Lebensabschnitt ihrer Jugend, der für sie den Beginn ihrer persönlichen Wahrnehmung von ungerechten Verhältnissen in ihrem Umfeld markiert (vgl. Brandstätter 2000: 1). Sie erzählt auch, dass sie bereits als Jugendliche „eine Vorliebe für regelrechte, gesetzesmäßige Verhältnisse“ hatte und sie infolgedessen auf ein „bestimmtes,

als Jugendsünden bezeichnetes Verhalten“ verzichtet hat (vgl. Brandstätter 2000: 1). An diesen Satz anschließend, fließt nun auch vermehrt ihre Kritik an Staat und Kirche in ein, verknüpft mit unterschiedlichen Erinnerungen und Erfahrungen aus ihrem Leben.

In der Schule lernen wir fürs Leben! Diesem im deutschsprachigen Raum weitverbreiteten Satz konnte wohl auch Sophie nicht sehr viel abgewinnen, als sie ihre Schulzeit in späteren Erzählungen insofern kritisierte, dass sie dort weder „Selbstachtung“, noch „Selbstliebe“ gelernt und „mehr Rätsel als Antworten“ in ihrem „Schulerpack [!]“ mit nach Hause getragen hatte: „Was habe ich eigentlich in der Schule gelernt?“ fragte sie sich als 48-Jährige in „Das Bier, die Frau“ (vgl. Brandstätter 1989e: 12).



Sophie in der Mitte mit Blumenkleid

3.3.1. Landjugend

Mit 16 hat sie dann die Haushaltungsschule in Oberschlierbach gemacht, dann hat sie wieder zu Hause mitgeholfen bei der Arbeit. Beim Brückl in Waldburg ist sie fast 2 Jahre als Dirn gewesen, war lustig, hat gern getanzt und hat in der Landjugend mitgearbeitet. (Sixt 2002: 1)

Für die Jugend im ländlichen Raum gab es in der Nachkriegszeit kaum Möglichkeiten sich weiterzubilden. Das Jugendwerk der oberösterreichischen Landwirtschaftskammer unterstützte 1951 die Gründung des „Jugendwerk Hirschbach“ (vgl. Schartmüller/Kastner 2002: 460). Anfang der 1950er Jahre gab es in acht Bundesländern Landjugendorganisationen mit mehr oder weniger enger organisatorischer Bindung an die Landwirtschaftskammern, d.h. dass es noch keine engere bzw. organisierte Zusammenarbeit untereinander gab. Auch von Parteien, Kirchen und Gewerkschaften wurden Jugendorganisationen gegründet, so dass sich diese 1953 zum „Österreichischen Bundesring“ als gemeinsame Interessensvertretung zusammenschlossen, im Zuge dessen 1954 die „Arbeitsgemeinschaft für Landjugendfragen“ gegründet wurde (vgl. Landjugend 2007).

Die Schwerpunkte des damaligen „Ländlichen Fortbildungswerkes“ lagen in der fachlichen Weiterbildung der bäuerlichen Jugend. So gingen von der neu gegründeten Arbeitsgemeinschaft für Landjugendfragen „starke Impulse für die außerschulische, berufliche Weiterbildung in der Land- und Forstwirtschaft aus“ (Landjugend 2007) und die Schwerpunkte wurden von Beginn an auf die Entwicklung eines jugendgemäßen Aus- und Weiterbildungsangebotes gelegt, wobei vor allem auch ehrenamtliche Führungskräfte gestärkt werden sollten. Mit Wettbewerben auf Orts- und Bundesebene bis hin zu internationalen Jugendorganisationen wurde das Selbstbewusstsein der Jugendlichen gestärkt. Auf der Homepage der Landjugend wird explizit auch darauf hingewiesen, dass in den Landesorganisationen von vornherein die „gleichberechtigte Vertretung der Mädchen und Burschen gegeben“ (ebd.) war, was im Jahr 1966 auch auf Bundesebene in der Arbeitsgemeinschaft für Landjugendfragen verwirklicht wurde (vgl. ebd.). Dies täuscht jedoch nicht darüber hinweg, dass diese „gleichberechtigte Vertretung“ nicht gleichbedeutend ist mit einem „gleichgeschlechtlichen Zugang“ zu Weiterbildungsmöglichkeiten, wie folgender Zeitbericht aus dem Hirschbacher Heimatbuch (Glasner 2002) veranschaulicht:

Das „Jugendwerk Hirschbach“ setzte sich das Ziel, „den jungen Mädchen und Burschen fachliches Wissen und die neuesten Erkenntnisse in Sachen Landwirtschaft (sowie Forst-, aber auch Hauswirtschaft) näher zu bringen (vgl. Schartmüller/Kastner 2002: 460). Auch Sophie engagierte sich in der Landjugend und hat dort mitgearbeitet (vgl. Sixt 2002: 1). Franz Deibl, der Lehrer von Sophie, gründete im November 1954 das Katholische Bildungswerk Hirschbach (KBW) als selbständige Bildungseinrichtung der Diözese Linz (KBW Hirschbach, 26.10.2010). Die beiden Einrichtungen arbeiteten von Beginn an zusammen (vgl. Glasner 2002: 460), daher haben vermutlich viele der Hirschbacher Jugendlichen die Angebote beider Organisationen genutzt und sich auch bei beiden engagiert. In Hirschbach (vermutlich auch in anderen Orten) waren die Jugendlichen bei den Angeboten des Jugendwerkes geschlechtlich nach „Interessen“ und „Fachaufgaben“ getrennt (vgl. ebd.: 461):

So war die Burschengruppe ständig bestrebt, die jungen Männer zur fachlichen Weiterbildung im Rahmen des Jugendwerkes anzueifern. Dies geschah in Form von Fachvorträgen und Filmvorführungen über sämtliche Sparten der Landwirtschaft. Aber auch die Weiterbildung in praktischer Arbeit, bei der man bekanntlich am meisten lernt, stand immer im Vordergrund. Die zahlreichen Fachaufgaben in Pflanzenbau, Obstbau, in der Tierhaltung, Forstwirtschaft, Technik und vieles mehr wurden mit großer Begeisterung nicht nur von den Landjugendmitgliedern, sondern auch von den Landwirten des Ortes und der näheren Umgebung durchgeführt, und man war stets mit großem Einsatz und Eifer bei der Sache. (Glasner 2002: 461)

Dieser ausführlichen Beschreibung über das „Bestreben“, den „Eifer“ und die „Begeisterung“ der jungen Männer, die sogar die älteren Männer ergriff, folgt eine deutlich kürzere, über die „Fachaufgaben“, denen sich die zukünftigen Bäuerinnen widmen durften:

Bei der Mädchengruppe waren sowohl die Vorträge als auch die Kurse immer auf das praktische Arbeitsleben einer Bäuerin abgestimmt. Die Fachaufgaben lagen in den Bereichen Hauswirtschaft, Nähen, Gartenbau, Vorratshaltung, Geflügelhaltung und Kälberhaltung. (ebd.)

Kein Eifer, Bestreben oder gar Begeisterung finden sich bei der Beschreibung der „Fachaufgaben“ in der Mädchengruppe wieder. Nach dieser Beschreibung des „Hirschbacher Jugendwerkes“ wird deutlich, wie die Trennung von Hauswirtschaft und Landwirtschaft von den Landwirtschaftskammern durch ihre Bildungsangebote forciert wurde und die Rollenzuschreibungen an Frauen (Hauswirtschaft – privat) und Männer (Landwirtschaft – öffentlich) durch geschlechtsspezifische Weiterbildungsmöglichkeiten in die Vorstellung der (ländlichen) Gesellschaft in Österreich „eingepflanzt“ wurde. Schließlich waren es nicht nur die Jugendlichen, sondern auch die Landwirte die „mit großem Einsatz und Eifer bei der Sache“ (s.o.) waren. Neben der Landwirtschaftskammer sah auch die Kirche ihre Aufgabe darin, die „traditionellen“ Werte zu stärken und das Bildungsangebot stützte sich auf den christlichen Glauben, der als Basis für ein „erfülltes Leben auf dem Land“ dienen sollte und „vor allem die Landjugend sollte für ein bäuerliches Leben vorbereitet und geschult werden“ (vgl. Hubmayer 2008). Wie bereits erwähnt, waren die Grenzen zwischen den beiden Jugendorganisationen in Hirschbach verschwommen, aber es wurde dasselbe Ziel verfolgt.



Sophie: Erste von links in der Stube im Elternhaus

Sophie nahm an einem sechswöchigen Nähkurs in Oberschlierbach (Kremstal, Oberösterreich) teil, der von der Caritas Linz veranstaltet wurde (Brandstätter 2002: 1). Vermutlich bestand die „Haushaltungsschule“, von der eine Schwester berichtet, aus mehreren Angeboten der katholischen und landwirtschaftlichen Jugendorganisationen.

Es ist offensichtlich, dass die gezielte geschlechterspezifische Ausbildung nach dem Krieg nicht nur in den ländlichen Volksschulen die Menschen prägte, sondern die Landjugendorganisationen der Landwirtschaftskammer und die kirchlichen Organisationen mit ihren Weiterbildungsangeboten einen wesentlichen Beitrag zum dualen Rollenverständnis von Frau und Mann beigetragen haben.



„Ich war noch nie um mein Urteil gefragt worden!“

An dieser Stelle möchte ich explizit noch einmal auf die immanente Struktur des „Erzählens“ hinweisen, die auch Sophies Erinnerungen innewohnen. Wie schon im Methodenkapitel erläutert findet die Erinnerung als Rekonstruktion der Vergangenheit ihre Stütze in bereits weiter zurückliegenden Rekonstruktionen, d.h. was schön öfters durchdacht und erzählt wurde, fällt leicht sich in Erinnerung zu holen und ergibt in der Erzählsituation dann eine „flüssige Geschichte“ (vgl. Lehmann 1983: 23). Die einzelnen Erlebnisse und auch die Wahrnehmungen scheinen „genau so“ gewesen zu sein und auch die Reflexion darüber scheint im Moment des Erlebten bereits geschehen zu sein. Der Text *Zivilcourage* (Brandstätter 2002: 1) beginnt mit ihrer Jugendzeit und dem Hinweis darauf, dass sie „immer schon eine Vorliebe für regelrechte, gesetzesmäßige, Verhältnisse“ hatte und begründet damit ihren Verzicht „auf ein bestimmtes, als Jugendsünden bezeichnetes Verhalten“, um ihr „seelisches Gleichgewicht halten zu können“. Die Überschrift „Ausgeliefert – Selbstbewußt entscheiden!“ verweist darauf, dass es ihr auf einer Ebene darum gegangen sein könnte, die persönlichen Widersprüche in ihrem Leben zu reflektieren und zu „glätten“. *Zivilcourage* ist der einzige Text, der mir vorliegt, wo sie über

ihre Jugend erzählt. Sie schreibt über den Mut, der ihr fehlte, laut „Kritik“ zu äußern und reflektiert dies mit der Antwort: „Ich war noch nie um mein Urteil gefragt worden!“ (Brandstätter 2002: 1). Es fehlte ihr an „Ermutigung“ und es war aus ihrer Sicht (in erster Linie im Moment des Erzählens) nicht vorgekommen, dass sie (als junge Frau) um ihre Meinung gefragt wurde. „Ich war sehr erschüttert über mich. Was hat mir gefehlt, weil ich die Tür nicht öffnete?“ (ebd.).

Als Jugendliche fuhr sie gemeinsam mit anderen auf die Jugendburg Alpernstein³¹. Organisiert wurden diese Fahrten von der Katholischen Jugend. Der Treffpunkt für die Abfahrt zur Burg war die „Seilerstätte [Nr.14]“ in Linz, das Zentralbüro der Katholischen Jugend.

In der Seilerstätte

Die „Seilerstätte“ oder das „Caritashaus“³² war von 1880 bis zum zweiten Weltkrieg ein katholisches Kinderheim und war von 1938 bis 1945 Sitz der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV). Ab 1946 zog die Caritas dort ein und errichtete mehrere Einrichtungen. Neben dem Zentralbüro der Katholischen Jugend befand sich dort ab 1947 das Lehrmädchenheim und ab 1972 die Ausbildungsstätte für Familienhelferinnen, wohin es auch Sophie in ihrem späteren Leben wieder verschlagen sollte. Der Ordinariatsrat Hermann Pfeiffer³³ wurde im Mai 1945 Verwalter und 1949 Caritasdirektor der Diözese Linz in der „Seilerstätte“ (vgl. Slapnicka 1992:188).

„Als ich so wieder einmal in der ‚Seilerstätte‘ war, entdeckte ich die Tür zum Büro des Caritasdirektors [!]. Aber ich getraute mich nicht hinein.“ (Brandstätter 2002: 1). Verunsichert stand Sophie vor der verschlossenen Tür des damaligen Caritasdirektors Pfeiffer und „getraute [sich] nicht, die Türe zu benützen“. Sie wollte ihre „Enttäuschung“, die sie schon „solange“ mit sich trug, „an der richtigen Stelle anbringen“, ihre Enttäuschung darüber, dass sie bei einem von der Caritas Linz veranstalteten Nähkurs „nicht mehr lernen konnte“, weil das Programm „so locker“ war. Sie wollte ihre Meinung darüber dem zuständigen Direktor gegenüber ausdrücken. Sie traute sich nicht. Noch nicht (vgl. ebd.).

³¹ Die Burg Alpernstein dient auch heute noch als ein „Begegnungszentrum für die Katholische Jugend Oberösterreichs“ (vgl. Burg Alpernstein, 19.4.2012).

³² Das Caritashaus in der Seilerstätte Nr. 14 wurde 1980 geschlossen und wesentliche Teile der Caritas übersiedelten an einen anderen Standort (vgl. Slapnicka 1992:191).

³³ Unter seinem Wirken bis 1982 wird ihm vor allem der Ausbau des Kindergartenwesens und der Caritas Familienhilfe zugeschrieben (vgl. Slapnicka 1992: 191).

3.3.2. Landwirtschaftlicher Fortschritt in Hirschbach und am Hofwieserhof

Naja er hat die Landwirtschaft gelernt in Schlierbach und da hat es die Zweifelderwirtschaft gegeben und er hat das auf drei, i glaub Dreifelder-Wirtschaft haben sie das dann umgestellt. Und die Äcker, hat er mir erzählt, das war früher so schmal und die haben sie dann – das war dann mit den Maschinen schlecht zu bearbeiten – jetzt haben sie das viel breiter gemacht und... Wendepflüge und so. Die Landwirtschaftstechnik war da am Beginn. (Fischerlehner, 30.7.2012)

Die ersten beiden Traktoren kamen bereits 1940 zum Einsatz, einer davon „beim Mossbauer in Oberhirschgraben“ Marke „Lanz Bulldog“ (vgl. Tröbinger 2002: 379). Eine der Schwestern von Sophie erzählt, dass sie früher „nur Leiterwagen mit Holzrädern gehabt [haben] und in der Schweiz, wo der Vater gewesen ist, gab es bereits Räder aus Gummi und daher hat der Vater dann „mit der Firma Pöttig in Grieskirchen, Anhänger entwickelt, also so flache Ladeflächen. Und wir sind alleweil mit die Gummiradler gefahren und haben dort die Ross angespannt“ erzählte Rosa Fischerlehner (30.7.2012). Am 14. März 1947 wurde im Gasthaus Pammer in Guttenbrunn die Gründung eines eigenen „Stierrings“ beschlossen – der „Stierring Oberhirschgraben Vorwald“ war selbstverwaltend und ein Gründungsmitglied war Josef Mossbauer. Gemeinsam konnten sich die Betriebe so einen Zuchtstier um 2.000 Schilling kaufen. 1955 war die Familie Mossbauer eine von zehn Hirschbacher Familien, die bereits ein eigenes Auto hatten. 1962 wurde das letzte Pferd von einem Traktor ersetzt. Die „Rossmaschin“ (Pferdemähmaschine) wurde 1958 von selbstfahrenden Benzin-Motormähern abgelöst. Nur für die „Heuwender“ war noch Pferdekraft bis 1966 notwendig. Jedoch stiegen schließlich viele Betriebe auf einen „traktorgezogenen Sonnenradwender“ um, da dieser nur zusammen mit einem „Ladewagen“ effizient war, kauften sie sich ein Jahr später einen solchen. Kurze Zeit darauf kam die „Heuraupe“ auf den Markt, die sich „großer Beliebtheit“ erfreute. Der Sonnenradwender verschwand 1979 fast völlig von der Bildfläche, da er von „Kreiselheuer“ und „Kreiselschwader“ abgelöst wurde. Josef und Christine Mossbauer waren auch die Ersten die 1968 einen „befahreren Futtertisch“ errichteten und in diesem Zusammenhang auch die Ersten, die eine „Hocheinfahrt“ bauten. Für viele andere Betriebe war die Investition „wohl nicht wirtschaftlich“, da bit heute nur 26% der Betriebe einen befahreren Futtertisch haben (vgl. Tröbinger 2002: 379ff.)

Und hat dann in späterer Zeit mit Kartoffelernten, da hat er mit ehemaligen Schulfreunden Kartoffel hingeliefert [nach Eferding] mitn Traktor und zur damaligen Zeit, eine Sensation. (Fischerlehner, 30.7.2012)



Der Vater Josef Mossbauer

In der Hirschbacher Heimatchronik (Glasner 2002) finden sich viele Belege, wie innovativ der Vater von Sophie war. Unter anderem war er noch Initiator und Vertreter der „Tiefkühlgemeinschaft Hirschbach“ und meldete am 26. Juli 1960 die Fertigstellung des Baus der ersten Tiefkühlanlage, nachdem der Bescheid zum Bau dieser von der Gemeinde Hirschbach am 23. April 1958 genehmigt wurde (vgl. Glasner 2002: 392). „Jeder hat ein Fach gehabt, da hat man gezahlt dafür und das Fleisch dort eingefroren und ganz übers Jahr hat man halt Frischfleisch gehabt“ (Fischerlehner 30.7.2012). In der Zeit von 1950 bis 1973 verfügten einige Landwirte über Pferdebetriebene Sämaschinen (vgl. Tröbinger 2002: 379ff.). „Auch die händische Melkarbeit wurde im Schnitt im Jahre 1967 (fast flächendeckend) durch die Melkmaschine erleichtert“ (ebd.: 381). Die Telefone wurden erst 1975 flächendeckend installiert (vgl. ebd.).

3.3.3. Der Beginn der Industrialisierung in der Landwirtschaft

Ist das Mühlviertel nicht in erster Linie ein Land um davon und darin zu leben? Wer hat die Idee in die Welt gesetzt, es müsse ein Umschlagplatz für Chemie und Überschüsse sein? Seit 1956 produzieren wir Bauern schon für den Export zu unseren Lasten. Längst könnten wir Bäuerinnen es auch gemütlicher haben, hätten wir uns auch selbst um die Politik gekümmert. (Brandstätter 1990g: 17)

Ab dem Zweiten Weltkrieg begann die „weitgehende Integration der Landwirtschaft“ in das kapitalistisch-orientierte Wirtschaftssystem, wobei sich zwei „widersprüchliche Ideologie- und Politikstrategien“ herauskristallisierten. Die eine Strategie zielt auf die „Anpassung der Wettbewerbsfähigkeit“ in der Landwirtschaft ab und führt zum „Wachsen und Weichen“. Die andere Strategie dient der „Erhaltung bäuerlicher Existenzen“ und beinhaltet

Maßnahmen für den „Bauernschutz“. Daraus lassen sich sieben unterschiedliche Phasen „des politischen Eingriffs auf die Landwirtschaft“ ableiten (vgl. Krammer/Rohrmoser 2012: 140)³⁴.

In diesem Kapitel widme ich mich in Kürze den ersten drei Phasen der Industrialisierung. Die nächsten vier Phasen werde ich im Laufe der Arbeit chronologisch und thematisch angepasst erläutern. Die erste Phase war die „Wiederaufbau- und Stabilisierungsphase nach dem Zweiten Weltkrieg“ von 1945 bis 1953. In dieser Phase ging es darum in erster Linie die Grundversorgung der Bevölkerung zu gewährleisten. Der nationalsozialistische und kriegswirtschaftliche „Reichsnährschaft“ mit den „Zwangsbewirtschaftungsmaßnahmen“ wurde weitgehend nahtlos in die österreichischen Ernährungsämter überführt. Die Alliierten halfen mit Nahrungsmittellieferungen aus, da trotz des Ablieferungszwanges die Grundversorgung der Bevölkerung nicht erreicht werden konnte. Der „Marshall-Plan“ wurde ab 1949 wirksam, der anfangs aus Lebensmittellieferungen bestand, jedoch schon bald auf die Lieferung von landwirtschaftlichen Mitteln (wie Saatgut, Futtermittel oder Maschinen) zur Produktionssteigerung umgestellt wurde. Das vorherrschende ideologische Grundmuster um das politische Handeln zu rechtfertigen und die Agrarinteressen zu begründen war die „traditionelle Bauerntumsideologie“. Dabei wurde auf die Symbole und Sprache des Ständestaates und zum Teil auch auf die Blut- und Bodenideologie des Nationalsozialismus aufgebaut. Das Bauerntum sollte „aufgewärmt“ werden, um so schnell wie möglich wieder produktiv zu werden – dabei wurde auch ein „übersteigerter Österreichpatriotismus“ verbreitet (vgl. Krammer/Rohrmoser 2012: 140f.).

Der freie Bauer, der Familienbetrieb, auch das kleine bäuerliche Eigentum wurden so zu Leitbildern der landwirtschaftlichen Interessenspolitik und damit der Agrarpolitik. (Krammer/Rohrmoser 2012: 141)

Die zweite Phase ist die „Expansive Intensivierungsphase von 1953 bis 1961. Die Wirtschaftsentwicklung dieser Zeit kennzeichnete sich durch starkes Wachstum und steigender Beschäftigung. Dadurch zogen viele Landarbeiter in die Industrie ab und in der Landwirtschaft fehlten Arbeitsplätze. Durch die einsetzende Mechanisierung - wie bereits durch die Hirschbacher Entwicklung von mir veranschaulicht – wurden die fehlenden Arbeitskräfte ersetzt. Verbessertes Saatgut und verstärkte Mineraldüngung verdoppelten die Arbeitsproduktivität. Das primäre Ziel der Agrarpolitik in dieser Phase war nach wie vor

³⁴ Krammer/Rohrmoser beziehen sich in ihrer Beschreibung der „sieben Phasen der Industrialisierung“ hauptsächlich auf einen Beitrag von „Agrarpolitik“ von G. Hovorka und J. Hoppichler im Reader: Politik in Österreich. Das Handbuch, herausgegeben von H. Dachs u.a., Wien 2006, 701-710.

„die Erhöhung der Selbstversorgung durch Produktivitätssteigerung“. Dieser Strukturwandel stand im Widerspruch zur „Bauerntumsideologie“, war aber „erwünscht“ und wurde forciert. Durch die ersten „strukturellen Überschüsse“ und dem daraus resultierendem Einkommens- und Preisdruck stand das Bild des „traditionellen bäuerlichen Familienbetriebes“ mit seiner Autarkie und Autonomie immer mehr im Abseits, vor allem in Hinblick auf die Lebensverhältnisse anderer gesellschaftlichen Gruppen. Allen voran waren es die Klein- und Mittelbetriebe die ökonomisch „zurückblieben“. Der „Landflucht“ der Arbeitskräfte wurde weder ökonomisch noch sozial entgegengesteuert. Nun bedurfte es neuer Erklärungs- und Rechtfertigungsstrategien um den Strukturwandel zu erklären (vgl. Krammer/Rohrmoser 2012: 141f.).

Die dritte Phase wird durch die „Unternehmerideologie zur Rechtfertigung des ‚Wachsens und Weichens‘“ eingeläutet und auf 1961 bis 1971 festgelegt. Erst Anfang der 1960er Jahre wurde das Produktionsniveau für den Inlandsbedarf in Österreich erreicht, dennoch wurde die Intensivierung fortgesetzt. Dies führte zu Überschüssen und immer stärker werdendem Angebotsdruck. Trotz „Marktstützungsmaßnahmen“ kam es zu Realpreisverlusten, vor allem bei Milch und Getreide. Die Politik reagierte mit staatlichen Subventionen, hauptsächlich für größere Betriebe. Die Folgen waren eine Neuausrichtung der Leitideen der Agrarpolitik – die Bauerntumsideologie war nicht mehr brauchbar. Ab nun wurden die „technokratischen Ideen“ der AgrarökonomInnen herangezogen, die den Strukturwandel als „einzige notwendige Lösung“ präsentierten. Wichtige Begriffe für diese Phase wurden „Risikobereitschaft, flexibles Anpassungsvermögen und Innovationsfreudigkeit“, die an die BetriebsleiterInnen herangetragen wurden und zusammen mit „traditionellen Werten“ der Bauerntumsideologie wie Autonomie oder Freiheit zur einer „bäuerlichen Unternehmerideologie“ führen sollten, mit dem Ziel sich die Loyalität der Bauern und Bäuerinnen trotz schlechter Rahmenbedingungen zu erhalten. „Eigenhilfe“ und „Selbsthilfe“ wurden hervorgehoben, jedoch wurde weder auf die sozialen noch auf die zunehmenden ökologischen Probleme tatsächlich eingegangen - wie auf das systematische Zurückbleiben der Berggebiete (vgl. Krammer/Rohrmoser 2012: 142f.)³⁵.

Der Bauer vergißt im Rausch seiner Möglichkeiten die Lebensrechte seiner Familie (Frau und Kinder). [...] Der Hof ist sein Alles. Die Bäuerin und die Kinder dienen dem Hof über die Schmerzgrenze, das nennen wir Arbeit. (Brandstätter 1988c: 18)

³⁵ Fortsetzung „vierte Phase“ im Kap. 3.6.8.

3.3.4. Arbeiten am Bauernhof

Meine ganze Kindheit und Jugendzeit war ich stolz, daß mein Vater fortschrittlich gewirtschaftet und alles Brauchbare ausprobiert hat und vorne mit dabei war. Auf der Strecke blieben unsere eigenen Bedürfnisse. (Brandstätter 1989c: 5)



Pause während der Arbeit am Hof

Sophie arbeitete (auch) nach ihrer Schulzeit am elterlichen Hof und später als „Dirn“³⁶ auf einem Bauernhof, dem „Brückl“ in Marreith (Waldburg) (Schönau Aktuell 2002). In ihrem Rückblick erzählt sie, dass sie sich den „Häuslerkindern“, „die nicht soviel arbeiten müssen“, gegenüber benachteiligt fühlte, weil deren Mütter die „Kriegsrente“ der gefallenen Männer bekommen, so dass sie sich weniger Sorgen machen müssen und die Kinder sogar „Puppenwagen“ oder „Dauerwelle“ bekommen (vgl. Brandstätter 1988c: 19).

Im Elternhaus fühlte sie sich als Mädchen „nicht diskriminiert“, denn bis der erste Sohn am Hof mithelfen konnte, haben vor ihm vier Mädchen die Arbeit „geschupft“ (vgl. Brandstätter 1992e: 27). Im Gegensatz dazu schreibt sie in *Zivilcourage*: „Die Situation meiner Mutter als Bäuerin habe ich eher als Ausgeliefert sein eingeschätzt.“ (Brandstätter 2002: 2). Die Geschwister beschreiben den Vater zwar als liebevollen Vater und erzählen, dass er auch mit ihnen gespielt hat, jedoch waren sie so viele Kinder und die Mutter hätte sich des Öfteren überfordert gefühlt und zum Vater gesagt: ‚Do gehts zua und du sitzt am Tisch und tuast Zeitung lesn und hearst nix‘ (vgl. Freudenthaler/Schramm, 30.7.2012). Der Begriff des Ausgeliefert seins kommt in ihren Texten mehrmals vor, Machtlosigkeit gegenüber vorherrschender von Männern gemachter Gesetze ist vorrangiges Ziel ihrer schriftlichen Kritik. Rosa Fischerlehner (vgl. 30.7.2012) erzählte, dass Sophie in dieser Zeit „eine gewisse Frömmigkeit“ entwickelt hätte.

³⁶ Dirn: (bayrisch, österreichisch mundartlich) Bauernmagd (Duden).

Die Konflikte, die sie als Töchter auszutragen haben, sind anders gelagert als die von Söhnen. Mädchen sind von geschlechtlicher Arbeitsteilung doppelt betroffen: Sie erfahren zum einen die Autoritätsstruktur in der elterlichen Beziehung, der zu Folge die Mutter [...] den größten Teil der Hausarbeit übernimmt [...]. Das könnte in der Zukunft auch ihr Schicksal sein. [...]. Viele Mädchen reagieren hierauf mit Ambivalenz. Einerseits wollen sie mit ihrer Mutter solidarisch sein, andererseits versuchen sie, sich von ihr abzugrenzen. [...] Die Beziehung zu den männlichen Familienmitgliedern ist ebenso ambivalent. Gefühle der Benachteiligung wecken Aggressionen, aber auch Widerstand gegen die Beschneidung der eigenen Freiräume. (vgl. Becker-Schmidt 2008: 68f.)

3.3.5. Exkurs: Frauenbild(ung) im Wandel – Überblick

Mit diesem Exkurs möchte ich neben Aspekten der relativ jungen „Frauengeschichte“ auf jene der ideengeschichtlichen Konstruktion von Weiblichkeit (Frauenbild) eingehen, die sich in ihrem Bezug auf die bereits erforschte „weibliche“ Bildungsgeschichte (Frauenbildung) gut darstellen lässt, mit dem Hinweis, dass es nach wie vor sehr viele Lücken und Themen gibt, die (bis heute) noch nicht behandelt wurden (vgl. Brehmer 1997: 11). Im Verhältnis zur „Männergeschichte“ betrachtet, kann bei weitem noch nicht von einer „egalitären Geschichtsschreibung“ gesprochen werden. Gleichzeitig sehe ich diesen Exkurs als Fortsetzung zu den Ausbildungsmöglichkeiten von im Kap. 3.2.5 beschrieben (Aus-)bildungsmöglichkeiten im ländlichen Raum.

Bildung wird in der Literatur je nach Kontext als Orientierungs-, Klassifizierungs- oder Reflexionsbegriff gebraucht, um Unterschiede im Zugang, Prozess und Niveau menschlicher Kulturfähigkeit und moralischer Integrität feststellen zu können. Der Begriff grenzt sich deutlich ab gegenüber Lernen, Qualifikation, Kompetenz, Sozialisation, Wissen oder Biografie. Gleichwohl sind auch diese Begriffe notwendig, um Bedingungen und Verhältnisse für Bildungsprozesse zu veranschaulichen. Bildung ist auf Aneignung von Wissen durch Lernen angewiesen. Lebensgeschichtliche Entwicklungen lassen sich als Bildungsprozesse verstehen, wenn sich über Bildung menschliche Handlungsmöglichkeiten erweitern lassen (Kompetenzbiografien). (Schlüter 2008: 684)

Als analytischer Grundbegriff verwendet, lässt sich eruieren, „inwieweit Bildung (z.B. als soziales Kapital) sozialen Anschluss, soziale Ausgrenzung oder gesellschaftliche Integration ermöglicht“ und macht sie somit in ihren historischen Erscheinungen empirisch fassbar (vgl. ebd.: 684).

Im Mittelalter war die Ehe für viele Frauen das erstrebenswerte Ziel und in der Erziehung der Mädchen wurde auf Gehorsam und Sittsamkeit geachtet, sowie auf die Ausbildung in Handarbeiten und anderen Fertigkeiten, die eine zukünftige Ehefrau zum Führen eines Haushaltes brauchte. Grundsätzlich kann man sagen, dass dieses Bild der Frau bis in das 19. Jahrhundert weitergetragen wurde (vgl. Weiss 1996: 36). Auch die Kirche war maßgeblich an der Verfestigung der Rollenbilder beteiligt. Sie entwickelte zwei

Frauenbilder. Auf der einen Seite Eva, als Verführerin und Schuldige des Sündenfalls, auf der anderen Seite stand Maria, die das Heil brachte und das Böse besiegte. Die Bibel wurde (wird) als Beleg herangezogen, dass sich Frauen ihren Männern unterzuordnen haben (vgl. Weiss 1996: 101). Vom 15. bis zum 18. Jahrhundert ließ die Kirche in ihrer Bekämpfung der Häresie viele Menschen, darunter unzählige Frauen, mit Hilfe der Inquisition als Hexen töten. Vor allem den Frauen wurde vorrangig vorgeworfen, dass sie andere Menschen mit Hexerei manipulierten oder Unzucht mit dem Teufel trieben (vgl. ebd.: 391). Dieser Hexenwahn fand sich auch in Österreich. Die „Hexen“ wurden für Naturkatastrophen, Ernteschäden oder Todesfälle verantwortlich gemacht und wegen Hexerei angeklagt und hingerichtet (vgl. Berghofer 1984: 219f.). In dieser Zeit wurde die Ehe durch die Kirche aufgewertet und seit der Reformation entwickelte sich die Vorstellung von einem christlichen und frommen Leben, wo der Mann der Herr im Haus zu sein hat. Die Frau wurde immer mehr in den privaten Bereich zurückgedrängt, was aber nichts daran änderte, dass Frauen auch Arbeiten im Haus und am Hof oder in den Handwerksbetrieben verrichteten (Simon 1994: 43ff.). Mit dem Bürgertum ab dem 18. Jahrhundert kam auch der Begriff der „Öffentlichkeit“ auf. Die Frau war verpflichtet mit dem Mann, als Oberhaupt der Familie, sexuellen Kontakt zu pflegen, Haus und Hof in Ordnung zu halten und war für die Kinder verantwortlich. Wenn der Mann sie brauchte, musste sie ihm auch bei der Arbeit helfen, weiters war er ihr rechtlicher und politischer Vormund (vgl. Hauch 1990: 9ff.). Die Arbeit der Frau im bäuerlichen Bereich ist ein wichtiger Faktor, einerseits bei der Herstellung, andererseits bei der Weiterverarbeitung von Produkten. Diese Arbeiten nehmen einen sehr wichtigen Stellenwert im Gesamthaushalt ein. Frauen waren bis zur Industrialisierung noch in vielen Bereichen tätig und verrichteten hochqualifizierte Arbeiten. Aber auch in dieser Zeit gibt es bereits ein System der Arbeitsteilung, das Frauen mit Mehrarbeit belastet und ihre Arbeit generell als niedriger bewertet (vgl. Pospichal 2010: 227).

Im Zuge der Industrialisierung im 19. Jahrhundert kommt es zu einer Neustrukturierung der Arbeits- und Lebensbedingungen. Abgesehen von den bäuerlichen Wirtschafts- und Sozial-einheiten erfährt die bisher auf Subsistenz orientierte Familienwirtschaft durch die Trennung von Arbeits- und Wohnbereich eine wesentliche Veränderung und vor allem Männer können in andere Arbeitsbereiche wechseln, was dadurch bewerkstelligt wird, dass Frauen dem „Reproduktionsbereich“ Haus und Familie zugewiesen werden (vgl. Pospichal 2010: 228).

[...] die ungleich schlechteren Startbedingungen bzw. Placierungschancen von weiblichen Erwerbstätigen [waren bzw. sind] nicht allein auf die biologische Konstitution der Frau und ihre eng damit verbundene – und oftmals gesellschaftlich geforderte – Beschränkung auf die häusliche Reproduktionssphäre zurückzuführen [...]. Ein wesentlicher Aspekt war die ungleiche Ressourcenverteilung hinsichtlich der bereits erwähnten Bildungs- und Qualifikationsmöglichkeiten [...]. (Pospichal 2010: 230)



Sophie: Dritte von rechts

Sophie „diente“ bis sie 21 Jahre alt war am Hof des Vaters (Brandstätter 1991f: 4), neben der Arbeit als Magd, die sie einige Zeit³⁷ machte und entschied sich daraufhin ins Kloster zu gehen.

³⁷ Der Zeitpunkt ihrer Tätigkeit als Magd konnte von den befragten Geschwistern nicht genau festgelegt werden.

3.4. Im Kloster 1962 - 1969

So ging Sophie nach ihrer Zeit als Magd mit 21 Jahren ins Kloster und folgte damit ihrer Kusine Aloisia M. vom *Vorhölzl*³⁸ nach Kärnten in das *Kloster Wernberg* (vgl. Sixt 2002: 2) zu den „Missionsschwestern vom kostbaren Blut“. „Ein halbes Jahr vor Beginn des 2. Vatikanischen Konzils fuhr ich über die Berge nach Kärnten und trat in das Missionskloster Wernberg ein.“ (Brandstätter 1991f: 3). Das Zugticket (eine Lochkarte) von Linz nach Villach, das sie selbst in ein Album geklebt hat, wurde am 1.2.1962 entwertet. Dieser Entschluss könnte damit zusammenhängen, dass sie dort jene Bildung bekam, die sie sonst nirgends erhalten hätte. „Ich konnte nur lesen, schreiben und arbeiten (tanzen auch). Im Kloster lernte ich noch beten und studierte die Bibel.“ (ebd.: 3). Mit der Entscheidung ins Kloster zu gehen, „bricht“ sie sozusagen mit dem „weltlichen Leben“ und einer vorgeschriebenen Zukunft: „Bestimmte Brüche werden [in der Erzählung] ausdrücklich markiert, um lebensgeschichtliche Verläufe plausibel zu machen [...].“ (Sieder 1999: 257). Damit sie sich selbst nicht in dieser ausgelieferten Situation wie ihre Mutter wiederfindet, „entschied“ sie sich (in der Erzählung) eindeutig dafür ins Kloster zu gehen (Brandstätter 2002: 2). In einer anderen, früheren Erzählung (vgl. Brandstätter 1992e: 27) „fühlte“ sie sich „zu wenig qualifiziert, um zu heiraten“, da ihr die „Zusammenhänge und das Weltbild fehlten“.

Die Situation meiner Mutter als Bäuerin habe ich eher als Ausgeliefert sein eingeschätzt. Der Kreuzweg der Ehemänner war im Gasthaus schräg zur Decke als Bilderfolge angebracht. Heiraten, zu dem Urteil kam ich, bedeutet sich freiwillig hilflos machen, um dann auf den anderen wütend zu sein, wenn er nicht tut, was ich brauche. Gott ist sowieso der einzige, der sich an seine Gebote hält. (Brandstätter 2002: 1)

„Die Bibel erschien mir vertrauenswürdig. Sie stellte sogar die Väter unter höhere Autorität: ‚Ihr Väter, erbittert Eure Kinder nicht!‘“ (ebd.). Ab nun war sie „Schwester Maria Huberta“.

Brüche und Widersprüche erscheinen als Krisen des Akteurs, oft auch als Interventionen von außen, die den einzelnen zwingen, seinen Weg zu ändern oder auch etwas zu tun, was nicht der eigenen Vorliebe oder der eigenen Entscheidung entspricht [...] (Sieder 1999: 257)

³⁸ Beim „Vorhölzl“ in der Gemeinde Hirschbach handelt es sich vermutlich um den Vulgo-Namen des Bauernhofes des Onkels der Mutter von Sophie (siehe auch Kap. 3.1.2).



Als „Braut Christi“ am 2.5.1963

Am 2.5.1963 feierte Sophie als „Braut Christi“ ihre „Hochzeit“ und steigt somit als Novizin ins Kloster ein. Der Weg ins Kloster scheint für eine junge Frau im Alter von 21 Jahren eher ungewöhnlich, beinhaltet aber eine eindeutige Entscheidung gegen ein Leben, das *traditionelle* Frauenrollen, wie Ehefrau, Hausfrau und Mutter sein, bereithält. Was erwartete sie nun im Kloster und wie könnte sich diese Erfahrung in ihrem späteren Leben ausdrücken? Um diese und im nächsten Absatz folgende Fragen ansatzweise zu beantworten, gehe ich im Folgenden näher auf das Kloster Wernberg und seine Geschichte ein.

3.4.1. Das Kloster Wernberg

1935 wurde das ehemalige „Brennesselschloss“ – ein Renaissanceschloss – von den Missionsschwestern gekauft und von diesen sogenannten „Pionier-Schwestern“ wieder hergerichtet, da es bereits in sehr schlechtem Zustand war. Die Frauen hatten bereits eine gut funktionierende Landwirtschaft errichtet und da sie damit auch wesentlich zur „Volksernährung“ beitragen konnten, wurde eine bereits eingeleitete Enteignung des nationalsozialistischen Regimes wieder zurückgezogen. So spielte die Landwirtschaft des Klosters während der Kriegs- und Nachkriegszeit zwar eine bedeutende Rolle für die Menschen in der Umgebung, jedoch diente das Kloster auch als Unterbringungsort für kranke und behinderte Menschen, von denen viele von der SS Besatzung deportiert wurden.

Nachdem der Krieg zu Ende war, wurde das Schloss Wernberg weiter renoviert und bietet heute neben dem Ordensleben und der Landwirtschaft am Klostergut, Kindergarten, Gästepension und Bildungshaus (vgl. Kloster Wernberg, 9.5.2012).



Kloster Wernberg in Kärnten, Postkartenmotiv

3.4.2. Die Missionsschwestern vom kostbaren Blut

Die Gemeinschaft der „Mariannahiller Missionsschwestern vom kostbaren Blut“ besteht seit ca. 100 Jahren und wurde am 8. September 1885, an Mariä Geburt³⁹, vom Vorarlberger Trappistenabt Franz Pfanner in Südafrika als eine missionarische Gemeinschaft gegründet: „Es geht nicht ohne Frauen, wenn Frauen sozial und religiös erreicht werden sollen.“ Grundsätzlich handelt es sich dabei um Benediktinerinnen. Das Kloster, das er dort aufbaute, nannte er *Mission Mariannahill*. „’Wenn nur Christus verkündet wird’, war das treibende Motto für alle Schwierigkeiten und notwendigen Aktionen.“ Auf der Internetseite des Klosters wird dieser *missionarische Schachzug* als „originelle Werbeidee“ bezeichnet, bei der im Jahre 1885 fünf Frauen „Feuer“ fingen. Doch der Prior Pfanner „wollte Missionshelferinnen, keine Trappistinnen, nicht einmal Klosterfrauen. Alle Berufe waren ihm willkommen, alle Temperamente. Einzige Voraussetzung: Liebe zu Gott und den Menschen.“ 1886 kam die 21-jährige Maria Josefa Edmunds in die Gemeinschaft und leitete als „Mutter Paula“ die Frauen. „Nach dem Motto: ‚Unser Missionsgebiet ist das Reich Gottes und das hat keine Grenzen’ wurden erst in Südafrika und dann auch in Europa mehr und mehr Stationen und Häuser errichtet.“ (vgl. Kloster Wernberg, 9.5.2012). Dieses Motto ist gleichzeitig der Leitsatz der Missionsschwestern.

³⁹ In der katholischen Kirche wird dieser Tag neun Monate nach dem 8. September an Mariä Empfängnis, dem *Hochfest der ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau und Gottesmutter Maria*, begangen (vgl. Internetseite Heiligenlexikon, 10.5.2012).

Die Gemeinschaften befinden sich weltweit in Afrika, Europa, Nordamerika, Südkorea und Papua Neu Guinea und setzen sich aus ca. 900 Missionsschwestern zusammen. In der österreichischen *Provinz*⁴⁰ gibt es mehrere kleine Gemeinschaften. Die Missionsschwestern vom Kostbaren Blut in Wernberg bezeichnen sich selbst als eine internationale, multikulturelle Kongregation. Heute leben in etwa 65 Schwestern dort. Als wesentlichen Bestandteil ihrer Spiritualität und dem Ordensleben sehen sie das Zusammenleben in der Gemeinschaft, vor allem das Zusammenleben mit „Mitschwestern aus anderen Nationen“, mit deren unterschiedlichen Interessen und Begabungen, dem unterschiedlichen Alter und den verschiedenen „Ansichten“, die sie als Herausforderung und Bereicherung wahrnehmen (vgl. Kloster Wernberg, 9.5.2012).

Unser Leben in Gemeinschaft ist bestimmt durch den täglichen Rhythmus von gemeinschaftlichem und persönlichem Gebet, Arbeit und freier Zeit. (ebd.)

3.4.3. Ora et Labora - Das Leben im Kloster

Sophies erste heilige Profess von Sophie fand am 8.12.1964 statt und ab diesem Zeitpunkt war sie eine Missionsschwester des heiligen Blutes. In dieser Zeit befindet sie sich im Juniorat und arbeitet hauptsächlich in der Fleischerei, wo sie auch ausgebildet wird.

Das Leitbild und die damit verbundene Lebensweise der Missionsschwestern hat Sophie in ihrem Aufenthalt auf die eine oder andere Weise geprägt. Das zeigt sich in der von ihr verwendeten Sprache sehr deutlich, vor allem in den häufig verwendeten *theologischen* Begriffen und den inhaltlichen Bezügen zum römisch-katholischen Glauben. (siehe vor allem in Brandstätter 1988a, 1988d, 1989b, 1989f, 1990f, 1992b, 2002b).

Die Gemeinschaft ist geprägt von „Multikulturalität“ (Kloster Wernberg, 9.5.2012). Dieser Aspekt hat sie bestimmt auch sehr geprägt, das zeigt sich in ihrem späteren Wunsch am eigenen Bauernhof „von überall her“ (Brandstätter, 5.10.2005) Menschen einzuladen und gemeinsam zu arbeiten.

⁴⁰ In diesem Kontext ist Provinz nicht die abwertende Beschreibung von ländlichem Gebiet, sondern eine kirchlich Verwaltungseinheit aus Bistümern, unter der Leitung eines Erzbischofs (Duden).



Erste heilige Profess am 8.12.1964

Die Schöpfung - der Garten Gottes ist Gottes Geschenk an uns, ein Stück Himmel auf Erden. Der Schöpfungsgarten ist ein Sinnbild für das Wachsen und Werden, für unser Wachsen und Werden als Menschen. (Kloster Wernberg, 9.5.2012)

Die gärtnerische und landwirtschaftliche Arbeit ist ein Bereich im Klosterleben, der sehr prägend gewesen sein könnte. Sophie selbst hatte später einen eigenen üppigen Kräutergarten, der ihr sehr wichtig war (C. Brandstätter, 22.9.2012). Das Kloster betreibt eine Landwirtschaft mit Milchviehhaltung, Milchverarbeitung, Stiermast, Schweinemast und Fleischverarbeitung, Legehennenhaltung, Getreideanbau, dazu gehört auch ein Garten mit Obst-, Gemüse- und Kräuternanbau, Bienenvölkern und Waldwirtschaft. Den Schwestern ist wichtig „mit der Schöpfung zu leben, sie zu nutzen ohne sie auszubeuten und nachhaltige Lebensbedingungen und Lebensräume zu schaffen“ (ebd.). Die Produkte werden selber von den Schwestern verarbeitet, die sie dann im Klosterladen oder in der hauseigenen Gästepension verkaufen (Internetseite Kloster, 9.5.2012).

Sie verbrachte sieben Jahre im Kloster und beschreibt diese Zeit als einen „sieben Jahre dauernden Sonntag“, gleichzeitig stellt sie fest, dass es „schön“ gewesen wäre, hätte es der „Vater am Hof auch so gehalten: Man arbeitete, weil man nicht immer beten kann“ (vgl. Brandstätter 2002: 2). In der Konventküche lernte sie die internationale Küche kennen, „die besten Rezepte gehörten zu Bestand des Speisezettels“ und erhält eine Berufsausbildung, die sie auch später als Bäuerin sehr gut zu nutzen wusste:

Rund 300 Schweine und 60 Rinder habe ich hauptverantwortlich zerteilt und verarbeitet zu Schinken, Speck und ca. 16 verschiedenen Wurstsorten für die Schwestern- und die Fremdenpensionsküche.“ (Brandstätter 1991f: 3f.)

„I hob des ois glernt, was eigentlich mein Traum war, Kochen und dann hob i soviel lesen kennan“ (Brandstätter A2).

Bildung ist ein weiterer Aspekt den Sophie auch in *Zivilcourage* hervorhebt: Sie konnte „[...] ein bißchen Bildung haben ohne den Eltern Kosten zu verursachen“ (Brandstätter 2002: 1). Diese Aussage könnte auch darauf hindeuten, dass eine wesentliche Begründung ihrer Eltern war, besonders die ihres Vaters, dass kein Geld für eine Ausbildung von Sophie vorhanden sei oder gegeben wurde und diese Argumentation und der unerfüllte Wunsch nach Bildung bereits ihre schulische Laufbahn und die Jugendzeit begleiteten. Den Teil mit den Kosten hebt sie unterstreichend hervor und das kann als Hinweis gedeutet werden, dass ihr dieser Aspekt im Leben wichtig war. Im Kloster war ihr ebendies möglich: Den Eltern keine Kosten zu verursachen. Diese Aussage impliziert einerseits, dass es ihr wichtig war, unabhängig eigene Entscheidungen treffen zu können, andererseits verweist sie auf die finanzielle Abhängigkeit, die sie auch in ihrem späteren Leben erlebt.

Sophie fühlte sich im Kloster unabhängig von den Entscheidungen ihrer Eltern oder einem Ehemann. Ihren „weltlichen“ materiellen Besitz gab sie beim Eintritt ab und es zählte in erster Linie der wertschätzende Umgang untereinander, die Hingabe zu Gott und klare – die geistige Welt betreffende – Regeln.

Ordensausbildung

Im Folgenden fasse ich die verschiedenen Phasen der Ordensausbildung in Kürze zusammen, die auch Sophie teilweise durchlaufen hat. Am Anfang steht die Vorbereitungszeit, die noch vor dem Eintritt in das Kloster stattfindet. In Begleitung einer Schwester können sich die interessierten Frauen und die Gemeinschaft der Missionsschwestern besser kennenlernen. Danach kann eine Anfrage zur Aufnahme gestellt werden. Die Voraussetzungen für einen Eintritt sind, dass die Frauen nicht älter als 35 Jahre sind (es gibt auch Ausnahmen) und sie sollten eine höhere Berufs- oder Schulausbildung haben, wobei es diesbezüglich vermutlich Änderungen gegeben hat. Es sollte Interesse an missionarischer Arbeit und sozialem Engagement vorhanden sein und „gute körperliche und psychische Gesundheit ist wünschenswert“. Vor allem sollten sie „Gott suchen“. Danach beginnt die erste Phase in der Ordensausbildung: das Postulat. In ein bis zwei Jahren geht es darum, sich mit der eigenen Berufung auseinanderzusetzen und diese zu überprüfen. Daran anschließend kann die Postulantin um Zulassung durch den Provinzrat und die Provinzleitung zum Noviziat anfragen. Dieses dauert zwei Jahre und dient der

Vorbereitung zur Ablegung der Gelübde. Hier geht es um den Aufbau der „tiefen Christusbeziehung“, die sie befähigt „in voller Hingabe auf Gottes Ruf zu antworten“ und um die spirituelle Ausbildung. Das Noviziat kann auch in einer „multikulturellen Gemeinschaft“ stattfinden. Danach kann die Anfrage auf die Zulassung zur Ersten zeitlichen Profess gestellt werden. Damit bindet sich die Novizin vorerst für ein Jahr an die Kongregation und wird eine Missionsschwester vom Kostbaren Blut. Ab da wird für die nächsten fünf bis neun Jahre jedes Jahr das Gelübde, bis zur Ewigen Profess, erneuert. Die ewige Profess wird auf Lebenszeit abgelegt. Die Zeit zwischen zeitlicher und Ewiger Profess wird als Juniorat bezeichnet. In dieser Zeit arbeiten die Frauen selbständig in ihrem Beruf oder an einem Arbeitsplatz oder machen eine Berufsausbildung, ein Studium oder gehen in ein anderes Land. Hier geht es darum die Berufung als Missionsschwester vom Kostbaren Blut zu überprüfen. Das Juniorat ist mit der Ablegung der Profess auf Lebenszeit beendet (vgl. Kloster Wernberg, 9.5.2012).

*Als das Konzil im Gange war, wurde im Kloster auch das Diskutieren eingeführt. Bei einem Thema zitterten meine Knie unter dem Tisch und ich hörte mich sagen: „Mir kommt vor, bei uns ist es wie hinter dem Eisernen Vorhang. Wir dürfen nur reden was die Vorgesetzten gerne haben.“ Alle waren baff, ich selbst auch. Aber es stimmte. **Meine Seele hatte gesprochen ohne gefragt worden zu sein.** (Brandstätter 2002: 2)*

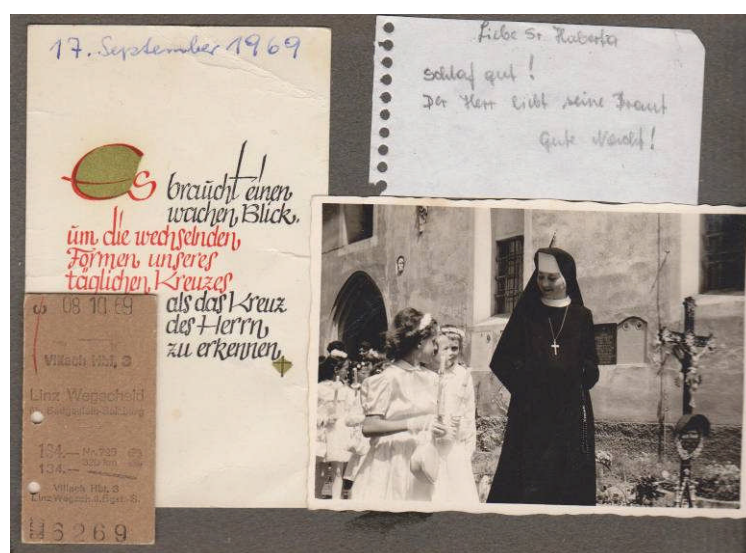
3.4.4. Der Tod der Mutter und Abschied vom Kloster

Sophies Mutter Christine verunglückte am 4. Oktober 1967. Sie kam im Alter von 55 Jahren bei einem Traktorunfall am eigenen Hof ums Leben (vgl. Glasner 2002: 446). Im Frühjahr 1967 war Sophie „zum Glück“ nach fünf Jahren „das erste Mal wieder daheim“, sonst hätte sie ihre Mutter „erst tot wiedergesehen“ (vgl. Brandstätter 1989e: 12).



Sophie und ihre Mutter Christine 1967

Sie beschreibt in ihrem Artikel „Du sollst dir (k)ein Bild machen!“ was ihre Mutter ihr bedeutete und worüber diese sich im Leben als Bäuerin sorgte (vgl. Brandstätter 1989f: 12). Als sie im Todesjahr der Mutter zu Hause war, sprach diese davon, dass es „heute auch schön wäre“, wenn eine ihrer Töchter Krankenschwester und eine andere vielleicht Lehrerin geworden wäre. Die Mutter hat sich vielleicht selbst die Schuld gegeben, dass nichts daraus geworden ist, weil sie und ihr Mann „immer geglaubt haben“, dass sie die Kinder zur Arbeit brauchen. Zwei ihrer Töchter wurden „als Bäuerinnen verheiratet“, zwei weitere arbeiteten zu Hause und hatten die hauswirtschaftliche Meisterprüfung abgelegt, eine andere wurde Verkäuferin (vgl. Fischerlehner, 30.7.2012). Die Mutter hatte Angst, dass sie im Alter nicht versorgt werden würde und auch ihre Töchter dasselbe Schicksal treffen könnte. Als Bäuerin hatte sie keinen Anspruch auf eine eigene Pension im Gegensatz zu Frauen, die durch einen sozialrechtlich anerkannten Beruf abgesichert waren. „Gelt Kinder, ihr laßt mich einmal nicht im Stich?“ sagte sie oft zu ihren Kindern oder schrieb ihre Sorgen in ihren Briefen an Sophie, die im Kloster war (vgl. Brandstätter 1989e: 12).⁴¹ „Sie hat Gott und die Menschen ernst genommen. Mehr kann der Heiligste und der Gescheiteste nicht“ (Brandstätter 1989e: 12). In diesem Satz über ihre Mutter kommt durchaus zum Vorschein, dass sie die Haltung ihrer Mutter sehr wertgeschätzt hat und von dieser auch geprägt wurde. Sophie teilte der Familie zu Weihnachten 1968 in einem Brief mit, dass sie aus dem Kloster austreten wird (vgl. Sixt 2002: 2).



Abschied vom Kloster

⁴¹ Eine nähere Erläuterung zur sozialen Absicherung von Bäuerinnen folgt im Kap. 3.8., da diese ungewisse Situation der Mutter auch Sophie, in ihrem späteren Leben, begegnen sollte.

Am 8.10.1969 wurde ihr Zugticket auf dem Weg von Wien nach Linz entwertet und markiert ihren Austritt aus dem Kloster zurück in das „weltliche“ Leben. Ihre Beweggründe, aus dem Kloster auszutreten, sind mehrschichtig. Obwohl die Entscheidung ein Jahr nach dem Tod der Mutter erfolgte, gibt sie diesen nirgends als Grund dafür an. „Im Kloster ging es mir gut und schlecht, aber es war nicht das echte Leben“, schreibt sie in einem Selbstporträt in der Bergbauernzeitschrift (vgl. 1991f: 3). Letztendlich ist es die Ablehnung des „Papstgehorsams“, der ihr das Weiterleben im Kloster unmöglich gemacht haben dürfte:

Als ich die Probezeit verlängerte, ging es um die Frage, was der Kardinalprotektor in Rom garantieren könne, wenn ich meinen Willen und meine Vernunft opferte?!? ‚Ist der Papstgehorsam besser als der Hitlergehorsam?‘ So bekam ich meine Kleider und mein Geld zurück und übersiedelte in die Familienhelferinnenschule. (Brandstätter 2002: 1)

Sophie „diente“ sieben Jahre im Kloster, ohne das „ewige Gelübde“ abzulegen. „Sie hatte eigene Ideen, aber das war nicht erwünscht und es wurde ihr vielleicht auch nahegelegt auszutreten, weil sie im Kloster nicht glücklich werden würde.“ (Fischerlehner/Schramm, 30.7.2012). Die Entscheidung ins Kloster zu gehen, weicht dem durchschnittlichen Lebensweg ab, und die Entscheidung wieder von dort wegzugehen stellt einen weiteren Lebensbruch dar. Sie bricht hier mit dem Leben als Schwester Maria Huberta und wählt den Weg sich wieder in das „weltliche Leben“ einzugliedern und beginnt daraufhin eine Ausbildung als Familienhelferin.

[...] dass des von oben her gesteuert ist, wie das Leben von die Frauen do im Haus [Kloster] ausschaut und i kaunn höchstens mir Lorbeeren erwerben, indem i des ois do genau einhoit, aber des hätt i net lang durchgestandn mehr. (Brandstätter A2)

„Sie wollte immer schon in die Welt hinaus.“ erinnerte sich Monika (M. Brandstätter, 6.8.2012) an eine Erzählung einer Freundin von Sophie aus der Familienhelferinnenzeit und auch dass ihre Mutter „gerne auf Mission gegangen wäre“ und dass das ein weiterer Beweggrund gewesen sein könnte, dass sie sich als junge Frau entschieden hatte, überhaupt ins Kloster zu gehen (vgl. ebd.). Möglicherweise sind in der Zeit viele junge Frauen (bäuerlicher Familien) ins Kloster gegangen, da sich abseits von den „traditionellen“ Ausbildungsmodellen für junge Frauen (ohne höhere Schulausbildung) nur wenige Möglichkeiten angeboten haben um arbeiten zu können. Gleichzeitig sind die Frauen im Kloster sozial abgesichert. Für Ausbildungen war in den Familien oft kein Geld vorhanden und im Kloster gab es die Möglichkeit, eine Berufsausbildung und soziale Absicherung zu haben, ohne dafür eine „weltliche“ Ehe eingehen zu *müssen*. In der Zeit, als Sophie aus

110

dem Kloster ausgetreten ist, war auffallend, dass viele andere junge Frauen vor der Ablegung der ewigen Profess aus dem Kloster Wernberg entlassen worden waren oder ausgetreten sind (vgl. M. Brandstätter, 6.8.2012). Die Vermutung liegt nahe, dass die Erwartungen der jungen Frauen an das Kloster nicht übereinstimmten mit jenen Erwartungen, die die Klostersgemeinschaft an sie hatte. Die Frauen gingen nicht in erster Linie wegen „der Liebe zu Gott“ in das Kloster, sondern erkannten (unbewusst) auch die Möglichkeiten die sie außerhalb des Klosters nicht hatten: Ausbildung, Reisen durch Missionstätigkeit, eine gewisse Form von Unabhängigkeit, da sie nicht heiraten *mussten* – Vorstellungen, die dem „Zeitgeist“ der 1968er Jahre entsprechen. Die Frauen waren demnach laut der Klostersgemeinschaft nicht für das „ewige“ Klosterleben geschaffen und wurden wieder in die Welt entlassen.

3.5. Der Beruf – Familienhelferin 1969 – 1971

Nachdem Sophie das Klosterleben 1969 hinter sich gelassen hatte, entschied sie sich für die Ausbildung zur Familienhelferin. „Dadurch bin i wieder in die bäuerliche Welt kumman... und hob ma denkt, jo, do gfoits ma.“ (Brandstätter A2). Sophie hat bei der Familienhelferinnenschule der Caritas in Linz im Jahr 1969 angefragt und wurde noch aufgenommen, obwohl der Lehrgang bereits angefangen hatte (vgl. M. Brandstätter, 6.8.2012). „Diese Ausbildung war ein tolles Jahr, gerade wie geschaffen zur Wiedereingliederung für mich“ (Brandstätter 2002: 2), schreibt sie in *Zivilcourage*. Nach dem langen Klosterleben ist es naheliegend, dass es einige Zeit dauerte, bis sie sich wieder im Leben außerhalb des Klosters zurecht fand. Ihre Schwestern erzählten mir, dass sie auch überlegte einen eigenen Orden zu gründen, „in Zivil und ohne Ordenskleid“ mit anderen Frauen (vgl. Fischerlehner /Schramm 30.7.2012): „Sie wollte nicht vom Glauben weg, sondern einfach eine andere Art, wo sie [die Frauen] frei sein und selber was entscheiden können“ (ebd.).



Sophie bei der Ausbildung zur Familienhelferin

Monika erinnerte sich an Gespräche mit einer Bekannten aus dieser Zeit: Sie sei sehr „spontan, unglaublich begeisterungsfähig und aufgeschlossen“ gewesen, hätte sich „vor lauter Begeisterung beim Reden oft richtiggehend überschlagen“, ihre Ideen und Absichten sehr oft einfach „ungebremst“ herausgelassen. Manchmal sei sie auch „zu offen“ gewesen und „zu ungeschützt“ an Dinge herangegangen (vgl. M. Brandstätter, 6.8.2012). Sie war offen und begeisterungsfähig, hatte unkonventionelle Ideen (Ordensgründung), die sich

jedoch nicht so einfach verwirklichen ließen. Gleichzeitig hätte sie auch häufig sehr „emotional“ reagiert, wenn sie von anderen in ihrer Begeisterung „gebremst“ wurde. Bereits die Mutter kommentierte die emotionalen oder sensiblen Reaktionen von Sophie als sie noch ein Kind war (siehe Kap. 3.2). Als Familienhelferin sei sie „wirklich glücklich“ gewesen und mit ihrer „Tüchtigkeit“ und „Spontaneität“ hätte sie vielen betroffenen Familien sehr gut helfen können. Für Sophie sei diese Arbeit eigentlich ein „idealer Beruf“ gewesen bei dem sie auch „Wertschätzung“ erhielt, erinnerte sich Monika weiter an das Gespräch mit jener Bekannten aus der Familienhelferinnenzeit (vgl. M. Brandstätter 6.8.2012). Einerseits waren die zwei- bis vierwöchigen Einsätze sehr anstrengend, da sie sehr schnell aufeinander folgten (vgl. ebd.), andererseits war es wahrscheinlich eine befriedigende Zeit für sie, in der ihr die Arbeit und die Unterstützung der Menschen sehr viel Wertschätzung einbrachte, abgesehen davon, dass der Beruf als Familienhelferin sozialrechtlich anerkannt war und bezahlt wurde. Die Art der persönlichen Wertschätzung wird in folgenden zwei Seiten eines Briefes deutlich, den Sophie als „Schwester Sophie“ – wie sie als Familienhelferin vermutlich genannt wurde, bekommen hatte:



Sophie in der Zeit als Familienhelferin

Trinellham 24. 4. 1971

Liebe Schwester Sophie!

Beit lieben Danke für Ihren netten Brief sind das Postkauf für Leo, es freute sich sehr und er kaufte das Pappap, Max' er geht mit ihm zu Bett und er hat ihm sehr lieb, die Gelenkbeutel schenkte er mir, weil ich gerade Gebirgstag hatte.

Wie ich aus dem Brief ersah hatten Sie wieder sehr viel Arbeit, da gibt es keine Langeweile.

Die ersten Tage hatten wir alle so richtig Sehnsucht nach Ihnen, wenn ich Blinde vom Dienst heim kam glaubte ich immer Sie vorzufinden, sind ein liebes Lächeln oder ein freudiges Lied zu hören, aber beide es was vergeblich, für Hand zu einem gemächlichen Kursen sehr längeren Plausch.

Onna, gehen Sie ganz besonders ab, in der Pflege zum Kochen und zu vielen anderen mehr, das sind mir zwei die ich aufgezählt habe, aber

es wären eine Menge. Dann Ihnen mit immer wieder sagen dürfen Sie wie sie sind, so können Sie allen helfen.

So werden Sie sein, seien wieder irgendwo fleißig sind, der Gemeinsinn der Familie Onna geht es jetzt so halbwegs, Kochen tut Sie, aber zwischendurch mit mehrmaliger Prost, es geht halt etwas langsamer, aber unläugbar hat Sie mir wieder die ganze Wäsche gebrügelt und im Garten Beete gemuldet, aber dann geht es Ihr wieder immer schlechter, für Sie wäre halt am Besten, ein ständiger Stütze sind nicht mehr so viel Arbeit dann könnte Sie uns vielleicht noch viel länger erhalten bleiben.

Leo läuft Ihr schon ab und zu, aber es tut halt mich noch sehr weh und etwas lernen soll er sich noch, eine Karte liegt bei von Leo, jetzt singt er gerade solche Frühlingslieder, während ich an Sie schreibe.

Foto sind noch im Apparat, aber falls sie was

werden, bekommen Sie welche. Seit Ostern geht Leo wieder ministrieren und endlich haben auch die Warben am Fuß vom Nagel, es hat immer noch geirrtet.

Mein Mann habe ich das beigelegt und neben Glanz auch die ~~Gelbe~~ Gelbentorse mit Hilfe, Rasierschne Schneepack more, aber leider am Hauptpunkt habe ich die Gelbentorse vom Inhalt wieder zurück bekommen, es darf nicht sein. Er schreibe mir dann das ihm das Schweinefleisch ganz besonders gemundet hat Sie wissen schon, dass Sie so gut gemacht haben. Ja hoffentlich ist diese schreckliche Zeit bald rum und es geht wieder vorwärts.

Den wir wollen Ihnen Gesundheit sind es möge Ihr Stimm so bleiben wie bisher.

Beit liebe Grüsse von Onna, Leo sind

Ihre Hilde Trinell.

Brief an Sophie während ihrer Zeit als Familienhelferin

3.5.1. Die Caritas Familienhilfe

Im Folgenden erläutere ich den Beruf – angefangen mit einem kurzen Überblick zur historischen Entwicklung, der Ausbildung und der Tätigkeit, bis hin zur Betrachtung einiger Ursachen, die die Arbeit von Familienhelferinnen überhaupt notwendig macht. Überdies spielen hier auch die persönlichen Erfahrungen eine Rolle, die Sophie aus dieser Zeit gezogen hat.

Die ersten Familienhelferinnen wurden in den Niederlanden ausgebildet, daraufhin errichtete die Caritas 1950 den ersten Ausbildungslehrgang in Linz. Die *Caritas Familienhilfe* wurde 1951 gegründet (vgl. Caritas Linz, 27.7.2012) und im selben Jahr kamen die ersten von der Caritas ausgebildeten Frauen zum Einsatz. Die Familienhilfe war ein sogenannter Schritt ins „Neuland“. Die Hauptaufgaben der Helferinnen – welche ausnahmslos Frauen waren – war die Betreuung und Versorgung der Familien (Kinder, Männer und Eltern) im Haushalt, wenn Frauen bei der Entbindung, Mütter erkrankt oder in anderen Notsituationen waren. Auch alleinstehende oder berufstätige Mütter wurden unterstützt. Die Einrichtung der Familienhelferinnen konnte sich trotz finanzieller Schwierigkeiten behaupten. 1970 erhielt die Caritas-Familienhelferinnen-Schule das Öffentlichkeitsrecht und wurde ab 1971 als zweijährige Ausbildung geführt (vgl. Slapnicka 1992: 194f.)⁴². Sophie war auch froh, dass die Ausbildung bei ihr nur ein Jahr dauerte, da sie dann endlich „Gutes tun“ konnte, obwohl das für die auszubildenden Frauen hieß, dass die Ausbildung sehr intensiv und anstrengend war (vgl. M. Brandstätter, 6.8.2012).

Nach der Ausbildung arbeitete Sophie anschließend zwei Jahre als Familienhelferin in Oberösterreich. Sie selber beschreibt in *Zivilcourage*, dass sie in dieser Zeit erlebte „[...] wie ausgeliefert die Hausfrauen ihren Ehemännern waren, die das Geld nachhause brachten und den Frauen und ihrer Arbeit keinen Respekt gaben.“ (vgl. Brandstätter 2002: 2).

3.5.2. Exkurs: Hausarbeit – Überblick

„Arbeiten Sie?“ – „Nein, ich bin Hausfrau.“ Andrea Baier (2008: 75) bezeichnet diesen Dialog in ihrem Beitrag zur „Hausarbeitsdebatte“ als pointierte Zusammenfassung des gesellschaftlichen Verständnisses zur Hausarbeit, gegen das sich die „Neue Frauenbewegung“ Anfang der 1980er auflehnte. Bei dieser Debatte ist es als

⁴² Heute ist die Caritas-Ausbildung als „SozialarbeiterIn mit Schwerpunkt Familienarbeit“ dreijährig und schließt mit einem Diplom ab (vgl. Caritas, 22.8.2012).

charakteristisch anzusehen, so Baier weiter, dass das Geschlechterverhältnis als ökonomisches Verhältnis (Produktionsverhältnis innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise) aufgefasst wird. Laut der Analyse dreier AutorInnen (Veronika Bennholdt-Thomsen, Maria Mies und Claudia von Werlhof) die den „Bielefelder Subsistenz-Ansatz“⁴³ vertreten und die „Frauenfrage mit der Dritte-Welt-Frage (später Ökologiefrage) verbinden, sind die „(Haus-)Frauen in den westlichen Ländern, die kostenlos Arbeitskraft (re-)produzieren, dem Kapitalverhältnis unterstellt, ebenso wie in anderer Form die marginalisierten Menschen in der Dritten Welt“ (Baier 2008: 75). So scheint diesen AutorInnen die „Hausfrau gleichsam das Paradigma für die Ausbeutung nicht entlohnter Arbeit in der modernen Ökonomie zu sein“, die als Pendant zur Lohnarbeit betrachtet wird (vgl. ebd.: 76). „Die Hausfrau steht am Ende des Prozesses, der die gesellschaftliche Produktion in vorher nie da gewesener Weise teilt in unsichtbare, scheinbar wertlose Arbeit im Privatbereich, im Bereich der unmittelbaren Versorgung einerseits und sichtbare, scheinbar einzig wertvolle Arbeit im öffentlichen Bereich, im Bereich der Warenproduktion andererseits.“ (ebd.: 76).

In den Hausarbeitsverhältnissen werden, privat und meist isoliert, unbezahlte Arbeiten verrichtet, die der eigenen Reproduktion, der des Ehepartners, der Erziehung und Sorge der Kinder, sowie der Pflege und Betreuung kranker, behinderter und alter Familienangehöriger dienen. Die traditionelle geschlechtshierarchische Arbeitsteilung der kapitalistisch-patriarchalen Gesellschaft weist Männern immer noch in erster Linie die Erwerbsarbeit zu, während ihnen die Hausarbeit von Frauen [...] abgenommen wird. (Notz 2008: 472f.)

Haushaltsgehilfinnen vs. Hausfrauen

Die Einsätze von Familienhelferinnen erfolgten häufig „in und für die Familie, um in einer schwerwiegenden Situation das Auseinanderfallen der Familie zu verhindern“ (Wiesinger 1993: 14). Die Hauptaufgaben waren Betreuungs- und Erziehungsaufgaben. Die Arbeitsleistung betraf die „reine Haushaltsleistung“ wobei in Ausnahmefällen auch Arbeiten im landwirtschaftlichen Betrieb durchgeführt werden konnten. Neben den Familienhelferinnen gab es auch die Betriebs- und Haushaltshilfe des *Maschinenrings*, die von den Betrieben genutzt werden konnte, jedoch weniger den sozialen Anspruch abdeckt, der bei Familienhelferinnen gefordert war. Ein dichtes Netz von „fliegenden Familienhelferinnen“ konnten regionale und temporäre Versorgungengpässe ausgleichen

⁴³ Bielefelder (Subsistenz-)Ansatz: Dabei handelt es sich um eine feministisch materialistische Theorie, die sich seit den 1980er Jahren weiterentwickelt hat. Viele Initiativen innerhalb und außerhalb des Wissenschaftsbetriebes beziehen sich auf Erkenntnisse dieses Ansatzes, um den sich auch kontroverse Debatten gebildet haben (vgl. Baier 2008: 78f.).

(Wiesinger 1993: 18). Diese „Engpässe“ beziehen sich höchst wahrscheinlich zum Großteil auf die ehrenamtlich tätigen Frauen, die im Rahmen der Pfarre und der Gemeinde Familien in Not unterstützten, die überforderten „Hausfrauen“ aber nicht völlig ersetzen konnten. Die Tätigkeiten der Familienhelferinnen waren identisch mit den Tätigkeiten der „Hausfrauen“, jedoch mit einem gravierenden Unterschied: Familienhelferinnen waren sozialrechtlich voll anerkannt und das Gehalt war durch einen „Kollektivvertrag für Haushaltsgehilfinnen“ geregelt, d.h. sie hatten eine 40 Stunden Woche, Anspruch auf Urlaub und waren sozialversichert (ebd.).

3.5.3. Einsatz am Lehnerhof in Schönau im Mühlviertel

Ein Einsatz als Familienhelferin führte Sophie 1971 nach Schönau im Mühlkreis auf den „Lehnerhof“. Weil sie ein „sehr fröhlicher Mensch“ gewesen sei, der „Schwung in die Familien bringen konnte“ und „wirklich gut zupacken konnte“ wurde Sophie damals ins Mühlviertel geschickt, erinnerte sich Monika an ein Gespräch mit einer Bekannten von Sophie, die sie aus dieser Zeit kannte (vgl. M. Brandstätter, 6.8.2012).

Im Jahre 1971 hast Du eben unsere Familie kennengelernt. [...] Ich war damals das älteste Kind und war gerade [...] 8 Jahre, meine drei Geschwister eben noch jünger, die jüngste, erst drei. (Himmelbauer 2002: 2)

Am 19. März 1971 hatten vier Kinder ihre Mutter verloren. In dieser Lebenslage wurde eine Familienhelferin gebraucht. So ergab es sich, dass Sophie auf den „Lehnerhof“ nach Schönau kam und Florian Brandstätter in ihrer Funktion als Familienhelferin im Haushalt, der Arbeit am Hof und der Betreuung der vier Kinder unterstützte.

Die Frau von Florian, Maria Brandstätter, tötete sich selbst mit einem Messer, dass sie sich angeblich mitten ins Herz stieß (InterviewpartnerIn A, 2.6.2005). Ein Herzstich ist endgültig. Mehrere InterviewpartnerInnen äußerten sich dazu, dass sie vermutlich mit ihrer Rolle als Mutter, Hausfrau und Bäuerin überfordert oder überlastet gewesen sein könnte. Die persönliche Entscheidung und die Hintergründe ihres selbst gewählten Todes sind jedoch nicht mehr zu klären und für diese Arbeit auch nicht relevant. Grundsätzlich zeigt es aber recht deutlich, in welcher emotional schwierigen Situationen Familienhelferinnen zur ihren Einsätzen gerufen wurden.

3.5.4. Selbstmord als Tabu

Die Selbstmordrate unter den Bäuerinnen steigt... – die ganz normale Verzweiflung. [...] ‚Hätt i do nia g’heirat’t, hät i a Geld. Ich scheine nicht einmal auf der Gemeinde(amt) auf‘ sagte die Unterbäuerin ein Jahr bevor sie sich (1989) aufhängte. (Brandstätter 1990g: 17)

Diese Erinnerung von Sophie, an ein Zwiegespräch mit der „Unterbäuerin“, stammt aus dem Beitrag „Mühlviertel: Lebensort für die Zukunft“ und zeigt sehr deutlich die ausgelieferte Situation in der sich diese Bäuerin befunden hatte. Sophie sprach an, was andere (bis heute) tabuisieren. In den Todesanzeigen der regionalen Zeitungen wird äußerst selten die genaue Todesursache angegeben, vor allem bei Selbstmord wird – wahrscheinlich aus Rücksicht auf Angehörige – die Todesart nicht angegeben. Dies bedürfte möglicherweise einer genaueren Untersuchung, jedenfalls konnte ich zum Thema „öffentlicher Umgang mit Selbstmord im ländlichen Raum“ kaum Studien finden. In der Studie von Oedl-Wieser (2004: 169/256) wird zwar auch die „sehr hohe Selbstmordrate“ in Zusammenhang mit Alkoholismusproblemen im Kontext von Überbelastung von den Bäuerinnen angesprochen, jedoch nicht weiter ausgeführt. Tatsache ist lediglich, dass die Selbstmordrate im ländlichen Raum seit den 1980er Jahren anstieg, wohingegen sie in der Stadt kontinuierlich sank⁴⁴, was mit der „höheren Verfügbarkeit und Akzeptanz“ medizinischer und psychosozialer Hilfsangebote und der „psychosozialen Besserstellung der Bevölkerung“ in urbanen Regionen zusammenhängen könnte (vgl. Kapusta 2012: 17), ein Zusammenhang der auch in der Studie von Oedl-Wieser hergestellt wird (vgl. 2004: 169).

Da war eine besondere Energie. Da ist nicht irgendwie wirklich geredet worden, eher so mit vorgehaltener Hand, das dass auch was Schlimmes ist. Also ein Schock. Mhm. Und dass das irgendwie was Besonderes ist. Des hab ich einfach... da hab ich eine Erinnerung dazu. Auch wie die Gespräche daheim gelaufen sind. Das dass was Besonderes ist, und dass es so furchtbar ist, dass man es gar nicht aussprechen darf, so. (InterviewpartnerIn A, 2.6.2005)

Ein weiterer Aspekt der Tabuisierung von Selbstmorden sind die damit einhergehenden „Tratschereien hinter vorgehaltener Hand“ über Ursache und Art des Todes, so wurden auch an mich persönlich sowie an StudienkollegInnen von mir – während des KASS-Projektes - unterschiedliche Erzählungen über den Tod von Maria Brandstätter herangetragen (vgl. Hitthaler/Grill, 4.10.2005). In den Gesprächen mit SchönauerInnen, die sich meistens

⁴⁴ Grundsätzlich zeigt sich in der Selbstmordstatistik, dass es wesentlich mehr Männer als Frauen sind, die den Freitod wählen. 2011 betraf es in Österreich 968 Männer und 293 Frauen. Seit den 1980er Jahren gibt es in der Stadt vergleichsweise weniger Selbstmorde als im ländlichen Raum und es vorwiegend ältere Menschen, die den Freitod wählen (vgl. Kapusta, 2012: 4ff.).

zufällig ergaben, wurde erzählt, dass der Selbstmord von Maria eine „Verzweiflungstat“ gewesen sei, da die Schwiegereltern Maria „nur zum Arbeiten gebraucht haben“ und sie „nie was zu sagen hatte daheim“, sie sei „sehr arm“ gewesen und wurde am Hof von den Eltern „unterdrückt“, die GesprächspartnerInnen erzählten auch, dass der Mann (Florian) „sich nicht traute“ seinen Eltern zu widersprechen (vgl. Hitthaler/Grill, 4.10.2005). An dieser Stelle möchte ich noch einmal dezidiert auf die Subjektivität von Aussagen hinzuweisen, die aus der jeweiligen Perspektive der ErzählerInnen betrachtet werden sollte (vgl. Spülbeck 1997: 93). Dennoch ist festzuhalten, dass der *unterschwellige* Zusammenhang zwischen „Überbelastung“, „sozialer Kontrolle“ und der möglichen „ausweglosen Situation“, den die befragten Personen in Bezug auf Maria Brandstätter hergestellt haben, einer ist, der von Personen im ländlichen Raum auch öfters zur Sprache kommt (vgl. dazu Oedl-Wieser 2004). Wie mit belastenden Situationen umgegangen wird, welche konkreten Bewältigungsstrategien betroffene (überbelastete) Frauen anwenden, ist zwar ansatzweise (siehe dazu z.B. Oedl-Wieser 2004/Goldberg 2003), aber bei Weitem (noch nicht) in der ganzen Breite, wissenschaftlich untersucht worden (vgl. Oedl-Wieser 2009: 12).

In Hinblick auf die spezielle Situation, die Sophie als Familienhelferin in Schönau vorfand lassen sich keine verallgemeinernden Aussagen tätigen. Die Überbelastung könnte durchaus ein Aspekt des Selbstmordes gewesen sein, jedoch spielen dabei viele weitere (persönliche) Aspekte eine Rolle die zu einer solchen endgültigen Entscheidung, sich das Leben zu nehmen, führen können. Die Klärung der näheren Umstände des Todes von Maria Brandstätter ist jedenfalls nicht das Ziel dieser Untersuchung. Im Folgenden möchte ich lediglich in einem allgemeinen Rahmen auf Begriffe wie „Überbelastung“ oder „soziale Kontrolle“ in aller Kürze näher eingehen.

Überbelastung und Abhängigkeit

Sophie weist in ihrer am Anfang des Unterkapitels zitierten Aussage auf die finanzielle Abhängigkeit der „Unterbäuerin“ hin, die keine andere Möglichkeit sah als sich dieser durch Selbstmord zu entziehen. An dieser Stelle ist anzumerken, dass bis 1992 (Einführung der „Bäuerinnenpension“) zu einem großen Teil auch die Unsicherheit der sozialer Absicherung eine bedeutende Rolle spielte, die vor allem ältere Bäuerinnen betraf, die den Hof bereits übergeben haben.⁴⁵ In diesem Zusammenhang waren die Frauen hochgradig abhängig vom „Wohlwollen“ der nachfolgenden Familie (häufig Sohn und

⁴⁵ Siehe dazu auch Kap 3.4.4, über die Sorge der Mutter von Sophie.

Schwiegertochter), die vor 1992 noch eine „Fürsorgegemeinschaft“ bildeten (Goldberg 2003: 106). Die Bäuerinnen waren somit, neben dem „fiktiven Ausgedinge“, auf die „eheliche Beistandspflicht“ angewiesen. Wenn Frauen eine Scheidung anstrebten oder woanders als am Bauernhof leben wollten, hatten sie keine sozialrechtlichen Ansprüche auf finanziellen Ausgleich (vgl. Goldberg 2003: 102).

Grundsätzlich betrifft die „Überbelastung“ (auch heute noch) vorwiegend die Bäuerinnen, die nachfolgen (vgl. Oedl-Wieser 2004: 62). Wie bereits im vorangegangenen Absatz beschrieben waren es vorwiegend die Schwiegertöchter, die auf den Hof einheirateten, da die Söhne häufiger diejenigen sind, die den Hof übernehmen (Larcher/Vogel 2009: 76). Zum Zeitpunkt, wenn die Schwiegertochter auf den Hof kommt, wird die weichende Bäuerin zwar in der Arbeit entlastet, kann sich vermutlich aber nur schwer der Verantwortung entziehen, die sie jahrelang in „ihren“ Bereichen (Haushalt und Erziehung) übernommen hat. Seiser (2009: 155f.) spricht in diesem Zusammenhang von „Aufgabenverlust und Rollenwechsel“, die mit der Hofübergabe verbunden sind.

In den Augen der anderen sozialen Gruppen gelten sie bereits als alt und verbraucht, ohne sich selbst so zu fühlen. [...]Respektabilität gewinnen sie über die eigene Tadellosigkeit verbunden mit der Macht über „das Gerede“ andere zu tadeln. (ebd.: 156)

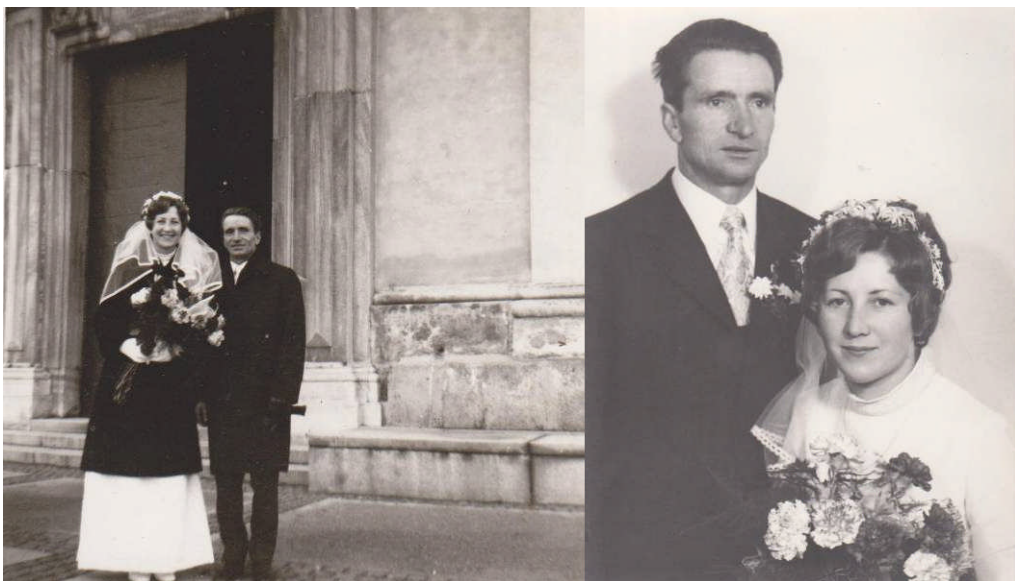
Die von den weichenden Bäuerinnen erbrachten Leistungen am Hof rechtfertigten gleichzeitig die eigene *Existenz* am Hof, dies gilt vor allem vor Einführung der Bäuerinnenpension 1992. Die Verantwortung abzugeben, die Leistung nicht mehr erbringen zu können bzw. zu *dürfen*, muss in diesem Sinne hochgradig Existenz bedrohend gewesen sein. Dies könnte durchaus einen zusätzlich zu beachtenden Aspekt im Kontext der „sozialen Kontrolle“ gegenüber den Nachfolgenden, allen voran den Schwiegertöchtern, darstellen.

3.6. Das Leben als Bäuerin - Lebenswunsch und Berufung 1971 – 1986

Bäuerin sein is für mi irgendwie des Höchste, weil dass i a an Plotz hob auf derer Welt, wo i zuaständig bin, wo i mei Vorstellung vom Leben a verwirklichen kann. I bin heit soweit, dass i sogn kaunn, dass eigentlich mir die Wünsche nocheinander so in Erfüllung gangen san, dass i jetzt schon praktisch ois hob wos i ma erträumt hob. Ah, I glaub des höchste is irgendwie die Partnerschaft, jo dass ma an Menschn hot mit dem man z'samm glengt⁴⁶. Und als Bauer, Bäuerin kunnt ma vielleicht sogn, dass ma a gemeinsame Identität entwickelt. (Brandstätter A1)

„Sie war 30 Jahre, der Florian war 42 Jahre. Um Gotts wün 12 Joahr älter“ (Freudenthaler/Schramm, 30.7.2012), die jüngeren Geschwister waren etwas „verwundert“ darüber, dass Florian und Sophie so schnell heirateten (vgl. ebd.), sind sich bei der Erklärung dafür aber nicht ganz einig: „Eh logisch, eigentlich, der hots dann nimmer auslossn.“, „Na, umgekehrt: sie hot eahm net auslossn.“ (ebd.). Sophie hat den Schwestern auch erzählt, dass es dort „bleibeverdächtig“ sei (vgl. ebd.).

Zehn Joahr hot die erste Ehe gedauert ... und hot mit dem Selbstmord der Frau geendet, ... des wor am 19. März. Und i hob im selben Joahr die Sophie im Sommer kennengelernt und am 15. November geehelicht. (Florian, 5.10.2005)



Hochzeit am 15. November 1971 in Maria Taferl

Als die Hochzeitsgesellschaft nach Schönau zurückkam, bereiteten ihnen die Nachbarn und FreundInnen einen schönen Empfang. Im Groß-Haus wurde in geselliger Runde Nachhochzeit gefeiert“ (Schönau Aktuell 2002: 22).

⁴⁶ Anm. d. A.ⁱⁿ: „z'samm glengt“ bedeutet in etwa „zusammenpassen“

Eine der älteren Schwestern von Sophie erzählte bei der Messe, dass Sophie ihre Familie (Geschwister) nach Schönau eingeladen hatte, damit sich diese „ihre Familie und den Hof anschauen“ kommen. Daraufhin ist die Schwester mit ihrem Mann nach Schönau gefahren und hat erlebt, wie verliebt Sophie in Florian war: „Sie hat g’wißt, sie ghort dort hin.“ (vgl. Wagner 2002: 2). „Dort“, das ist in erster Linie der Bauernhof, mit dem zukünftigen Ehemann Florian und dessen Kindern aus erster Ehe. Der Hof – vulgo Lehnerhof – befindet sich in der Gemeinde Schönau im Mühlviertel in Oberösterreich. „Dort“ ist aber auch der *Sozialraum* ihres weiteren Lebens.

Wie sie als Familienhelferin den Ofen eingheizt hat, hat sie aus dem dreiteiligen Fenster Richtung Osten geschaut, wo die Sonne über die Berge aufgegangen ist, in diesen Ausblick hat sie sich verliebt. (M. Brandstätter, 6.8.2012)



Aussicht aus dem Küchenfenster (von Sophie beschriftet)

3.6.1. Der Lehnerhof

Als ich mich entschieden habe Bäuerin zu werden, sagten meine Verwandten: ‚Du heiratest in eine schlechte Gegend.‘ In Wirklichkeit habe ich einige Vorteile gegenüber meinem Elternhaus. Ich lebe in Ortsnähe am Südhang, windgeschützt und sonnig, so daß wir mit zirka zwei Wochen längeren Vegetationszeiten rechnen dürfen. (Brandstätter 1990c: 10)

Der Lehnerhof befindet sich in Kaining, einem südlichen gelegenen Ortsteil der Gemeinde Schönau im Mühlkreis. Als ich im Spätherbst im Jahr 2005 in Schönau war, bin ich durch den Wald spaziert, der nordwestlich vom Bauernhof liegt. Als ich den Wald durchquerte und auf der Wiese stand, hatte ich von dort oben einen weiten Ausblick auf die vereinzelt Bauernhöfe, die sich zwischen Felder, Wiesen und Wälder verteilen.

Von der Hauptstrasse ca. 1,5 km Richtung Süden, erblickte ich auf der linken Seite der Strasse ein zerfallenes Steinhaus, direkt rechts gegenüber stand eine Kapelle mit einer Marienstatue darin, die Florian nach dem Tod von Sophie in Lourdes in Frankreich weihen

ließ (F. Brandstätter, 5.10.2005). Ein Spruch steht darauf: „O Wanderer, der Du vorübergehst, grüße die Mutter des Herrn. Denn wer die Frau und das Kind nicht ehrt, der ist die Gnade des Lebens nicht wert“. Dieser Spruch erinnert heute auch an Sophie, da sie es war, die ihn nach einer Restaurierung der Kapelle wieder dort anbringen wollte (vgl. Brandstätter 1989b: 7). Links von der Kapelle ist eine Abzweigung von der Strasse zum „Lehnerhof“. Abgesehen vom „Hausstock“, dem Wohngebäude, besteht der Vierkanthof zu einem großen Teil aus, für das Mühlviertel typische, „Stoanblossn“. Die Pflanzen bahnten sich ihren Weg auf Rankstangen die Hausmauern hinauf und auf der linken Seite, etwas abschüssig, befand sich ein umzäunter Garten, der jedoch zum Zeitpunkt meines Besuches einen etwas „verwilderten“ Eindruck auf mich machte. Vor dem Eingangstor befand sich eine Garage mit einem alten Walnußbaum daneben. Durch ein rundes Holztor kommt man in den Innenhof, wo die Geräte und Werkzeuge standen und hängten. Den Hof geradeaus Richtung Schuppen gequert, stand ich vor einem großen Tor, das einen Spalt offen stand und das in voll geöffnetem Zustand auch größeren Maschinen die Durchfahrt ermöglichen kann. Die Kühe grasten auf der Wiese hinter dem Hof, die wieder etwas abschüssig war und als die Tiere von Florian in den Stall geführt wurden, zeigte er mir die Bedienung der Anlagen für die „Milchkuhhaltung“. Im Folgenden führe ich einige Ausschnitte an, in denen Sophie ihren Bauernhof in „Wo sich das Glück entscheidet“ (Brandstätter 1990e: 7f.) beschreibt:

Mein Bauernhof hat dicke Mauern. Im ersten Stock liegen die Trame der Stubendecke auf, bis zum Dach sind die Mauern dann um ein Drittel weniger stark. Viele Steine gehen durch von außen nach innen und glitzern im Winter vom Reif, denn die Kälte geht auch durch.

Die Stube, die Abwaschküche, das Schlafzimmer. Und im ersten Stock die schöne Obere Stube mit den blaugestickten Vorhängen, den Biedermeierbetten, [...]. Über dem Vorhausgewölbe die Rumpelkammer mit abgestellten kostbaren Arbeitsgeräten.

Im Vorhaus die Aufgänge, die Eingänge in Keller und Stallgebäude. In den Ställen die Schweine, Schafe, Pferde, Rinder, Hühner. Und die Scheunen und die Werkstatt mit ihren Plätzen für das Werkzeug und die Behälter, Körbe, Zeger, Säcke, Truhen.

Doch was ist das Herzstück des Hofes?

Ich denke, es ist der Herd, von Kacheln umkleidet, mit seiner Bank zum Sitzen – zum Liegen ist sie zu kurz. Von hier verteilt sich die Hitze in der Stube, zum Kochen auf der Herdplatte, zum Braten im Rohr; das Wasser wärmt sich im Schiff, und die Wäsche trocknet auf den Stangen.



Lehnergut, Luftaufnahme

Florian Brandstätter wurde am 21. Februar 1929 am „Lehnerhof“ geboren. Er war der jüngste Sohn und das neunte von insgesamt elf Kindern. Sein Vater Leopold ist mit 12 Jahren auf den „Lehnerhof“ des Onkels, der keine eigenen Kinder hatte, gekommen. Mit 17 Jahren übernahm er den Hof, nachdem der Onkel frühzeitig verstarb. Da kein Testament vorhanden war, musste er den Hof, zwar billiger, aber käuflich erwerben. 1911 hat der Vater dann Anna geheiratet. Der Vater musste in beiden Weltkriegen einrücken. Die Eltern hatten bis zum zweiten Weltkrieg „gut gewirtschaftet“ und gemeinsam zehn Kinder, darunter waren drei Söhne. Nach dem Ältestenprinzip und patrilinear hätte der Hof an den ältesten Sohn weitergegeben werden sollen. Der erste Sohn verunglückte 1935, ein zweiter Sohn ist 1944 im zweiten Weltkrieg gefallen. So blieb Florian zwar als jüngster, aber einziger Sohn übrig den Hof zu übernehmen. 1961 übernahm er dann offiziell den Hof, als er seine erste Frau Maria heiratete. Aus dieser Ehe entstammten vier Kinder, Johann, Josef, Andrea und Maria. Die Mutter von Florian – Anna – verstarb im Alter von 79 im Jahr 1968⁴⁷ (vgl. F. Brandstätter, 5.10.2005).

3.6.2. Schönau im Mühlkreis

Die Gemeinde Schönau im Mühlkreis liegt auf ca. 630 Metern Seehöhe im Nordosten Oberösterreichs, im Bezirk Freistadt im Unteren Mühlviertel und erstreckt sich auf einer Fläche von 38,5 km². Zur Gemeinde zählen insgesamt siebzehn Ortschaften, wobei Schönau mit dem Gemeindegebäude den zentralen Ort darstellt (vgl. Land OÖ, 12.9.2012).

⁴⁷ oder 1967 vgl. (M. Brandstätter, 1.10.2012).



Schönau im Mühlkreis, Postkartenmotiv

Laut der Volkszählung von 1971 hatte Schönau 1708 EinwohnerInnen, diese Zahl erhöhte sich bis zum Jahr 2012 um 176 Personen auf 1884 (Statistik Austria, 20.9.2012). Schönau zählt zu den „ländlichen peripheren Regionen“ und die Arbeitsplätze in der Region sind rar, was auf dieselben Entwicklungen zurückzuführen ist, die bereits in der Beschreibung von Hirschbach (Kap.3.1.1) beschrieben wurde. Das Gemeindegebiet ist gekennzeichnet durch Hügelland das vermehrt landwirtschaftlich genutzt wird und in dem sich hauptsächlich Streusiedlungen und Einzelhäuser wiederfinden. Aufgrund der vermehrten Auflassung landwirtschaftlicher Flächen in den letzten Jahrzehnten kam es zur „Verwaldung“ immer größerer Flächen in der Region (vgl. Seiser 2006: 4f.). Die Bewirtschaftungsform setzte sich 1999 aus 49 Haupterwerbs- und 152 Nebenerwerbsbetrieben zusammen, davon gehören 146 Betriebe zur Erschwerniszone 3 im „benachteiligten landwirtschaftlichen Gebiet“, alle 203 Betriebe gehören zum „Berggebiet“ (vgl. Land OÖ, 12.9.2012). Die politische Landschaft ist durchwegs konservativ geprägt. Bei der Gemeinderatswahl im Jahr 2009 hatte die ÖVP mit 71,3 Prozent der Stimmen die Mehrheit, was bis auf einige Schwankungen dem Verlauf seit 1945 entspricht (vgl. ebd.).

Oberösterreich gehört zu den am meisten „familienbezogenen“ Bundesländern in Österreich. Das Mühlviertel ist dahingehend als Region führend, was sich in „familiärentraditionellen Lebensweisen“ äussert. Die Gemeinde Schönau ist insbesondere durch ein „sehr dicht gewebtes soziales Netz und ein hohes Ausmaß an Interaktion“ charakterisiert. (vgl. Seiser 2009: 150ff.)

Vom Arbeitsort zum Wohnort – Statusänderung

Sophie wollte nicht auf das Geld warten, „das der Mann gnädig gibt“, sondern selbst etwas beitragen und „Respekt“ für ihre Arbeit erhalten (vgl. Brandstätter 2002: 2). Die Änderung des Arbeitsortes zum fixen Wohnort bringt auch eine Statusänderung mit sich. Sie wird von der Familienhelferin – ein sozial und gesetzlich anerkannter Beruf – zur Bäuerin. Eine Tätigkeit, die zu dieser Zeit bis 1992 (Einführung der „Bäuerinnenpension“) weder gesetzlich noch gesellschaftlich als eigenständiger Beruf anerkannt war (siehe Kap. 3.8.1). Für die Arbeit als Familienhelferin wurde Sophie entlohnt und bekam auch soziale Anerkennung. In dieser unabhängigen Rolle lernte sie ihre (zukünftige) Familie kennen. Als Familienhelferin war sie „selbstbestimmt“ und bekam „Wertschätzung“ für ihre Arbeit. Demzufolge nimmt sie vermutlich diese *verinnerlichte* Haltung auch in ihre „Ehe mit der neuen Familie“ - inklusive der *unbewussten* Erwartungshaltung, dass sich diese Werte auch auf sie als „Vollerwerbsbäuerin“ beziehen werden.

Lebenswunsch: Vollerwerbsbäuerin

So entschied ich mich, lieber eine Vollerwerbsbäuerin zu werden, um bei der gleichen Arbeit vollbeteiligt zu sein, statt auf das Geld zu warten, das der Mann gnädig gibt. Da ich für mich so klar entschieden hatte, konnte sich mein Lebenswunsch auch klar erfüllen. (Brandstätter 2002: 2)

Sophie passt im Moment des Schreibens ihre Vergangenheit dem Schreibthema *Zivilcourage. Ausgeliefert – Selbstbewusst entscheiden* an und verweist implizit auf ihre gegenwärtige Situation im Jahr 2002. Sie beschreibt die ausgelieferte Situation der Hausfrauen ihren Ehemännern gegenüber und wollte mit der Entscheidung, Vollerwerbsbäuerin zu werden, nicht wie jene „ausgelieferten Hausfrauen“ enden, die für ihre Arbeit auch keinen Respekt bekamen (vgl. Brandstätter 2002: 2). Durch die Hochzeit mit Florian war es ihr möglich sich dafür zu „entscheiden“, dass sie „bei gleicher Arbeit voll beteiligt“ ist, da sie bei der Hochzeit die Hälfte des Bauernhofes erhielt (siehe Kap. 3.8.2). Diese scheinbar bewusste Entscheidung (mit dem Glauben daran, dass sie als Vollerwerbsbäuerin Respekt für ihre Arbeit bekommen würde und auch finanziell nicht vom Mann abhängig sei) verweist an dieser Stelle auf ihre Wahrnehmung als Kind hin, wo sie „die Situation [ihrer] Mutter als Bäuerin [...] eher als Ausgeliefert sein eingeschätzt“ hatte (vgl. Brandstätter 2002: 1). Diese Äußerung erschien mir auf den ersten Blick als Widerspruch zu *ihrer* Lebenswunsch Bäuerin zu werden.

Doch was den Widerspruch auf den zweiten Blick aufhebt, ist ihre Betonung auf den „Vollerwerb“ in Verbindung mit der „Vollbeteiligung“: Sie bringt ihre Arbeitsleistung zu 100 Prozent in den Betrieb ein und da ihr der Hof zur Hälfte überschrieben wurde, ist sie auch gemeinsam mit ihrem Ehemann Florian am Betriebseinkommen beteiligt.

3.6.3. Die ersten Jahre – über Mutterliebe und das Leben als junge Bäuerin

Später als Bäuerin dachte ich oft: Die Zigeunerkinder haben es schön. Sie können immer bei den Eltern sein! Meinen Kindern mußte ich immer davongehen, oder sie haben hinter mir hergeweint. (Brandstätter 1989f: 12)

Die älteste Tochter Maria erzählte beim Begräbnis, dass Sophie den Kindern „an Papas Seite eine wirklich gute Kindheit ermöglicht“ hat und sie auch versuchte, die Kinder an Schulausflügen, wie den Schikurs, mitfahren zu lassen, „von den Cousins oder Cousinen werden wir schon Schier ausborgen können“ hätte sie gemeint. Sie hat für die Kinder genäht, „oft in die Nächte hinein, wir sind oft dageigesessen und Du hast uns erzählt.“ (vgl. Himmelbauer 2002: 3) „Sie hot die Goldhauben söba gmocht und im Winter hot sie oft gstopft und gnaht“ (C. Brandstätter, 22.9.2012). Oder es wurde beim „Ribislbrocken“ gemeinsam gesungen (vgl. ebd.).

Im Alter von dreißig Jahren hatte sich Sophie „entschieden“ Bäuerin zu werden um „vom Boden, aus dem was wächst [...] zu leben“. Sie hat es „genossen“, aber auch viel „erlitten“, wie sie weiter schreibt:

Beim Strohtragen über den Hof einen Blick durch das offene Hoftor; beim Melken ein Bewundern des blühenden Kletzenbirnbaumes durch die Stalltür; die Aussicht durch mein Küchenfenster auf den Bischofsberg neben der Ruine Ruttenstein. (Brandstätter 1990g: 17)

Dieser Beschreibung folgt ein Abschnitt, in dem sie erzählt, dass sie in der Mittagshitze die Kinder zum Haus „hinaufgeschleppt“ hat, wenn sie kochen musste. Sie hatte auch Angst „vor dem Umschmeißen der Maschinen“, eine Angst, an die sie sich jahrelang nicht gewöhnen konnte (vgl. Brandstätter 1990g: 17).

Die erste Tochter Christine aus der Verbindung mit Florian wird am 3. März 1973 geboren. Zu dieser Zeit gab es weder einen gesetzlichen Mutterschutz für Land- und Forstwirtinnen noch ein Recht auf Karenzgeld. Erst 1982 wurde das beschlossen und erst neun Jahre danach wurde das Karenzgeld als Teilzeitbeihilfe eingeführt.



Nach der Geburt von Tochter Christine

Die zu bearbeitenden Felder waren teilweise sehr steil und das Befahren mit den Maschinen war gefährlich, da diese umkippen konnten. Christine erzählte mir, dass die älteren Kinder sich immer auf einer Seite auf die Maschine hängten, um die Gefahr des Umkippens zu minimieren (C. Brandstätter 22.9.2012). Jedes Jahr im Frühjahr und im Herbst wurden Steine „geklaubt“ und das „Bücken“ und „Schleppen“ machte ihr zu schaffen. Doch die Arbeit musste getan werden. In ihrem „dritten Winter“ als Bäuerin (1973 oder 1974), wurde eine „riesige Planierung“ um 150.000 Schilling (~ 10.900 Euro) durchgeführt, „das ist jetzt unser schönstes Feld“ schreibt sie in „Mühlviertel: Lebensort für die Zukunft“ (1990g), davor musste einen „halben Tag“ lang gereicht werden, damit die Maschinen bis zum Gras durchdringen konnten. Ein anderer „Riedl“⁴⁸ hätte wegen der Umkipppgefahr der Arbeitsmaschinen auch noch weggeschoben werden sollen, jedoch füllten sie die „Pletzen“⁴⁹ einfach mit Erde, da am 3. November 1974 ihre zweite Tochter Monika das Licht der Welt erblickte und sie daher keine Zeit mehr zum „Stoanaklauben“ hatte (vgl. Brandstätter 1990g: 17).

Am Anfang wos so, i hob mi, moan i, fünf Joahr lang gwundert, dass ma so guat zsam passan. Weil wir hobn do... waren do sehr aktiv und hobm das Haus gestoitet und immer gebaut und eins no muaß ma sogn, so wia des Haus jetzt ausschau, des is unser Werk. (Brandstätter A1)

⁴⁸ Anm. d. A.ⁱⁿ: Hügel

⁴⁹ Anm. d. A.ⁱⁿ: Bereich am Feld, an dem große Steine in der Erde feststecken und nicht so einfach entfernt werden können.



Sophie u. Kinder n. Geburt v. Monika

Gemeinsames Arbeiten am Hof

Bevor wir 1976 den Fernseher bekommen haben, war die ganze Familie abends im Stall. Die kleinen Mädchen saßen an der Mauer auf dem Reserveschemel und sangen mit mir zusammen: Fuchs du hast die Gans gestohlen oder Hänsel und Gretel [...]. (Brandstätter Puppe 19)

Hier hebt sie die gemeinsame Zeit mit der Familie heraus. Die Kinder mussten auch bei der Arbeit am Hof helfen. Die jüngeren Kinder hatten weniger schwere Arbeiten zu verrichten als die älteren, sodass es auch zu Geschwisterkonflikten kam und die Älteren sich in ihrer Wahrnehmung wahrscheinlich in Bezug auf die jüngeren benachteiligt fühlten. Gleichzeitig erzählte mir Monika auch, dass sie wiederum oft das Gefühl hatte weniger Berechtigung zu haben am Hof zu sein als die älteren Kinder. So haben am Sonntag zum Beispiel immer „die kloan Zwoa“ den Tisch gedeckt oder den Most aus dem Keller geholt, die Kinder erledigten alle die Arbeiten sehr „selbständig“ (vgl. M. Brandstätter. 6.8.2012).

Es hot gewisse Orbeitn geben, wo's kloar wor, do braucht ma olle, des san so Sochn gwesn wie Erdäpfel klauben oder Stoan klauben. Do woan wir genau so dabei, a scho dabei als Kloane. Do host dann a Tegal koppt, do wo's dann einiklaubt host. Und teilweise hom sie si dann irgendwann doch amoi wos einfoin lossn, also mit Groschn, wo ma dann mitzöht hom, i glab pro Tegerl an Groschn oder zehn Groschn, also es is nix zsammkumman, aber wir worn hoit motiviert, wie nur... Und Erdäpfelkäfer klauben wor a so a Kinderorbeit, des hom ma hoit a mochn kennan [...] mit an oitn Senftegl und Wossa eini und do mit dem Ding bist hoit gangan und host die Käfer einiklaubt (C. Brandstätter, 22.9.2012).

Neben den Zuarbeiten, die die jüngeren Kinder zu erledigen hatten, mussten die älteren Kinder bereits schwerere Arbeiten verrichten. Christine erzählte, dass das „Heign“ eine weitere Arbeit war, die alle gemeinsam gemacht haben, wobei die jüngeren eher nachgerecht haben, was für sie (dem Alter entsprechend) nicht minder anstrengend war:

Des wor eigentli scho hoate Orbeit, weil do hots oft oba brennt, wir woan oft so im Bodezeig und dann in da Pause samma gschwind zur Wossaleitung und hom trunkn oda Hoslnuss a poar gessn kurz amoi ausgrost in Schottn und dann aussu in die Sunn [...], aber dann hots“ öfters a Belohnung daham am Omd a Joghurt geben, des wor gaunz wos [Klasses] (ebd.).

Das Joghurt war ein Geschenk von der Molkerei, wenn sie die Milch vom Hof abgeholt haben. Und Sophie hat dann im Sommer Erdbeerjoghurt gemacht, was für die Kinder etwas Besonderes war (ebd.). Christine und Monika erzählen mir beide, dass ein großer Teil der mütterlichen Liebe durch die „Versorgung“ geschehen ist, die Kinder sind irgendwie „mitgelaufen“ (M. Brandstätter, 6.8.2012/C. Brandstätter, 22.9.2012). Dennoch war es durchaus so, dass die älteren Kinder (wie auch am Hof der Eltern von Sophie) noch mehr tun mussten als die jüngeren, was zwischen den Kindern zu Auseinandersetzungen führte und worüber sich die älteren Kinder öfters beklagten (vgl. C. Brandstätter, 22.9.2012).

Die Auswirkungen der Notwendigkeit, daß die Kinder schon ab dem Vorschulalter mitarbeiten, sind verschieden. In meinem Fall gibt es schwere Vorwürfe der Stiefkinder gegen die Stiefmutter. Der Vater und der Großvater, die mich an die Arbeit gebunden haben, gehen straffrei aus. (Brandstätter 1988c: 19)

Sophie versucht die Tatsache, dass sie ihre Kinder „brauchte“, zu erklären, indem sie die „positiven Auswirkungen“ auf die Kinder, die diese „Notwendigkeit“ mit sich brachten, hervorhebt: „Selbstbewußtsein und Selbstsicherheit – sie haben viel gelernt und erduldet als Kinder“ (ebd.). Sie beschreibt, dass es schon bei ihren Eltern so war, dass die Mutter doppelt belastet war mit der Arbeit am Hof und im Haushalt mit den Kindern (vgl. ebd.) und auch sie ist ein Kind, das aus diesem Umstand wahrscheinlich „viel gelernt“ und „erduldet“ hat, was ihr aber auch zu mehr Selbstsicherheit verholfen haben könnte.

Dass Vater und Großvater „straffrei“ ausgehen, wie sie schreibt, bezieht sich darauf, dass sie diejenige war, die den Kindern Arbeit „anschaffen“ musste und die Kinder so auch immer ihr die Schuld „für die viele Arbeit“ gaben. Sie ist diejenige, die ihnen die Arbeit anzusagen hatte. Die Männer schoben die Verantwortung auf sie:

An des kann i mi no guat erinnern, wie die Sophie [...] sich so übern Florian beklagt hot, weil der sogt alleweil: ‚schick mir die Menscha nochi, dass sie ma im Stoi helfn‘, und er hot zu ihr gsogt: ‚gö, du schickst ma’s in stoi‘. Net er hot zu die Menscha gsogt: ‚kemmts gehts mit, gemma in Stoi‘, sondern er sogt zur Sophie: ‚du bist verantwortlich, dass sie in Stoi nochi kemman‘. (Freudenthaler/Schramm, 30.7.2012)

Die Geschwister erzählten auch davon, dass Sophie unter dem Großvater „sehr gelitten“ hätte, „weil der war sehr dominant“, denn „wenn sie so lange gearbeitet haben draußen und

dann einakumman san, dann homs no Rosenkranz beten miassn in da Stubm, so lang er gelebt hat“ und „den ganzen Rosenkranz“ (vgl. Fischerlehner/Freudenthaler/Schramm 30.7.2012). Das Rosenkranzbeten wurde vom Großvater vermutlich hauptsächlich in der Adventzeit eingefordert. Sophie hat ihren Schwestern erzählt, wie es ihr als Bäuerin geht und wie sie sich als solche fühlte. „Sie hot net an Mann geheiratet, sie hot jo via Monna geheiratet, die zwa Buam, den Ehemann und den Großvater“ (Freudenthaler/Schramm, 30.7.2012). In diesem Zusammenhang erzählen sie weiter, dass der Großvater zur Sophie öfters gesagt hätte, wenn sie sich beschwerte: „Aber die Buam werdens dir no amoi zruckzahlen.“ und sie wusste damals nicht, was er damit meinte: „Wos suin die Buam mir zruckzoin?“ (ebd.).



Sophie und Florian hinter dem Großvater

Und ihr Problem war, in der Familie a [...] dass der Großvater die Frauen nicht geachtet hat. Zu der Zeit hat ihr Mann zu ihr gehalten und dann wie er gestorben ist, hat sie gesagt, dann hat der Florian den Platz eingenommen. (Fischerlehner, 30.7.2012)

Die Töchter von Sophie erinnern sich an diese Zeit vorwiegend als schöne Zeit, die Dominanz vom Großvater haben sie damals selbst nicht wahrgenommen (C. Brandstätter, 22.9.2012/M. Brandstätter, 6.8.2012). Christine hat ihn mit seinem „Schurz“ in Erinnerung, den er immer anhatte und dass er „sehr gläubig“ war und dass er neben dem Ofen gesessen

ist und im Winter „in der Stube Besen gebunden“ hat (vgl. C. Brandstätter, 22.9.2012). Gebetet wurde vor allem an Weihnachten und solange der Großvater noch lebte, wurde auch vor dem Essen das „Vater Unser“ gebetet. Beide Töchter erzählten mir von einem „Kas“, der auf dem Küchenschrank gestanden ist und der dem Großvater besonders gut schmeckte (vgl. C. Brandstätter, 22.9.2012/M. Brandstätter, 6.8.2012): „Oben auf dem Kastl is ein Kas gestanden, und da sind auch Maden drin gewesen, aber das wollte er so ... pfui“, erzählte Monika mit einem Augenzwinkern (M. Brandstätter, 1.10.2012). Seiser (vgl. 1995: 87) beschreibt in ihrer ethnographischen Untersuchung im Mühlviertel den „sauren Kas“ als sogenannte „Spezialität“, die entstanden ist, wenn der Topfen einige Wochen liegen gelassen wurde, so dass sich darin nach einiger Zeit Maden bildeten. Der „Kas“ wurde dann noch mit Schnaps zu einer dicke Masse verrührt und eine dicke Masse, mit den „vom Alkohol betäubten Maden“ war zum Genuss bereit: „Af den san d’Maunna furchtbar gaunga“, zitiert Seiser (1995: 87) eine Bäuerin.

Grundsätzlich unterschied sich die Wahrnehmung zwischen den Kindern, Christine und Monika, und ihrer Mutter in Bezug auf das Familienleben mit dem Großvater sehr. Christine erzählte mir im Gespräch, dass sie sich daran erinnern kann, wie ihre Mutter erzählt hat, dass der Großvater ihre Tätigkeiten immer wieder kommentiert hätte und sie sich in *ihrem* Bereich gestört fühlte, wenn er in der Küche auf der Holzbank am warmen Ofen gesessen ist, während sie arbeitete: „Mamelad und Butta aufs Brot?“ Des wor für ihn hoit Verschwendung“ (C. Brandstätter, 22.9.2012). Es kommt auf die Perspektive an, aus der man die Situation betrachtet. Für die Kinder ist es der Großvater, der für Kontinuität steht, der da ist und Rituale weitergibt, die diese als schön empfinden. Sophie, als junge Frau, fand in ihrer Rolle als Mutter, Hausfrau und Bäuerin von ihm keine Unterstützung und war dadurch einer Mehrbelastung und auch einer gewissen „Kontrolle“ ausgesetzt. Heutzutage ist es weitverbreitet und wird auch von der Landjugend und anderen landwirtschaftlichen Organisationen propagiert, dass Eltern und übernehmende Kinder am Hof jeweils einen eigenen Haushalt haben (vgl. Landjugend 2007), damit sich die Generationenkonflikte, die aufgrund der räumlichen Nähe am Hof häufig anzutreffen sind, minimieren. Diese Konflikte betreffen auch heute noch viele Frauen, wenn sie auf einen Hof einheiraten und kleine Kinder zusätzlich zur Haushaltsarbeit erziehen sollen, dadurch seltener außer Haus kommen und sich so vermehrt der „Kontrolle“ der Schwiegereltern ausgesetzt fühlen (vgl. Seiser 2009: 169).

Für den Großvater waren Sophies Ideen häufig ein „Gmadlwerk“ (M. Brandstätter,

6.8.2012). Möglicherweise hat er auch die Direktvermarktung, mit der Sophie im Jahr 1982 beginnt, als solches gesehen. Christine erzählte zudem, dass es für die Männer am Hof jedoch bestimmt ein „Plus“ war, dass Sophie als Frau den Führerschein hatte (C. Brandstätter, 22.9.2012) – den sie vermutlich bereits in ihrer Zeit als Familienhelferin erwarb. Diese selbständige „Mobilität“ ist ein weiterer Aspekt, der für viele Bäuerinnen (noch) nicht gegeben war und vor allem auf abgelegenen Bauernhöfen zu mehr Abhängigkeit von der Familie führen konnte.

3.6.4. Direktvermarktung – Subsistenz in Frauenhand

Sophie beschäftigte sich mit und in der Natur, mit Permakultur, Heilkräutern und mischte ihre eigenen Teemischungen, denen sie Namen wie z.B. „Kommunikationstee“ gab (vgl. InterviewpartnerIn B, 30.8.2005). Sie hatte einen großen Kräuter- und Gemüsegarten, den sie alleine bewirtschaftete, wobei ihr die Kinder – allen voran die Mädchen – geholfen haben. „Sie hatte das tollste Gemüse gehabt. Hatte a guate Hand, sie hat aus allem was gemacht“ (ebd.). Gründe für die Subsistenzproduktion sind das „Nutzen vorhandener Naturressourcen“, die „bessere Qualität“, die „Kostensparnis“ und die „jederzeitige Verfügbarkeit von Nahrungsmittel“ (Goldberg 2003: 129). Sophie wird in den Erzählungen als „sehr sparsam“ und „fleißig“ bezeichnet (C. Brandstätter, 22.9.2012/ Fischerlehner/Schramm, 30.7.2012). Hin und wieder kaufte sie am Sonntag frische Semmeln vom Bäcker, was der Großvater wieder als „Gmadlwerk“ abtat (M. Brandstätter, 6.8.2012). Die Kinder hingegen freuten sich darüber, wenn es zwischendurch etwas „Gekauftes“ gab (vgl. C. Brandstätter, 22.9.2012). Sophie war „sehr sparsam“, „sehr praktisch“ und „auf keinen Fall verschwenderisch“, aber sie hatte „den Blick dafür“, dass sich die Kinder oder die Familie auch „was gönnen“ durfte (vgl. M. Brandstätter, 6.8.2012). Sie engagierte sich als Gründungsmitglied bei der Direktvermarktung in Schönau (vgl. Schönau Aktuell 2002: 22f.) und es war auch ihr Verdienst, dass der Betrieb zu den ersten im Ort gehörte die „biologisch“ produzierten.

Unter Selbstversorgung wird die Herstellung und Verarbeitung von Produkten aus Garten und Hof für den Eigenbedarf verstanden. Fast alle Bäuerinnen betreiben Selbstversorgung in größerem oder kleinerem Umfang.“ (Goldberg 2003: 129).

„Auf unserem Hof wird das Brot seit Adam und Eva selbst gebacken.“ (Brandstätter 1991f: 4). Im Jahr 1982 begann Sophie mit der Direktvermarktung von Frischfleisch,

Bauernwürsten und Speck, sie wurde Mitglied bei „Erde & Saat“⁵⁰ und schreibt, dass sie ab diesem Zeitpunkt wieder Brot vom „eigenen Feld“ hatten, also das Mehl vom eigenen Getreide kam (vgl. Brandstätter 1991f: 4). Die Direktvermarktung sorgte für ein zusätzliches Einkommen.



Gemüse- und Kräutergarten von Sophie mit Marien Statue im Beet (rechts)

Ab den 1980er Jahren fanden immer mehr Bäuerinnen einen weiteren Arbeits- und Verantwortungsbereich, jedoch vielfach zusätzlich zu den Verantwortungsbereichen von Haushalt und Betrieb (vgl. Oedl-Wieser 2004: 44).

Es zeigt sich immer wieder, daß Frauen die Impulse für Neuerungen und die Notwendigkeiten von Veränderungen sehr deutlich erfassen und für diese auch aktiv eintreten, wenngleich ihre Einfälle und Impulse vielfach noch der Überzeugung und Zustimmung der Männer bedürfen, damit diese auch in konkreten Handlungen umgesetzt werden. (ebd.)

Einerseits zeigt das Beispiel von Sophie, dass die anderen Familienmitglieder die Innovation zwar mitgetragen haben indem sie ihr diese Arbeit erlaubten, andererseits übernahm sie die Fleischverarbeitung und Vermarktung der Produkte zusätzlich zur „ihren“ Tätigkeiten. „Des hom im Wesentlichen der Hans und d’Sophie gmocht. I hob gsogt i tua liaba fuattan, weil do hob i eh zwa linke Händ ghabt“ (F. Brandstätter 5.10.2005). Dazu lernte sie ihren ältesten Stiefsohn Johann in der Fleischverarbeitung an, für den Verkauf war sie (mit Unterstützung der Töchter) alleine zuständig (C. Brandstätter, 22.9.2012).

⁵⁰ Bei „Erde & Saat“ handelt es sich um einen Bioverband, der 1988 als bäuerliche Selbsthilfeeinrichtung im oberösterreichischen Mühlviertel gegründet wurde (vgl. Erde & Saat, 20.9.2012).



Links: Sophie und Johann bei der Verarbeitung/ Rechts: Innenhof während der Verarbeitung

Die wirtschaftliche Rolle der Frauen in der Landwirtschaft ist für den ländlichen Raum sehr bedeutend. Im Zuge der Industrialisierung der Landwirtschaft wurden die Frauen vermehrt in den Reproduktionsbereich zurückgedrängt und meist als „Zuarbeiterin“ des Mannes angesehen. Dies spiegelte jedoch nicht die Realität auf den Bauernhöfen wieder, da die Frauen viele selbstverantwortliche Tätigkeiten übernahmen, ohne im Gegensatz dazu von den Männern im Haushalt oder in der Kindererziehung unterstützt zu werden (vgl. Oedl-Wieser 2004: 44). Die *traditionellen Zuweisungen* der Arbeitsbereiche an die Frauen entsprechen nicht der Realität der *verrichteten Arbeiten* am Hof und verwehren häufig die entsprechende Anerkennung und Honorierung der (zusätzlichen) produktiven Arbeit und machen diese unsichtbar (vgl. ebd.).

Verarbeitung und Verkauf

Am Bauernhof von Sophie und Florian gab es einen eigenen Fleischraum, indem die Verarbeitung stattfand. Jede dritte Woche am Montag wurden drei Schweine (Sauen) geschlachtet, alle paar Monate auch eine Kuh. Beim Schlachten waren Florian und Johann dabei. Bei der weiteren gröberen Verarbeitung hat ihr auch Johann geholfen, den sie auch anlernte. Bis Dienstag wurde das Fleisch zerlegt und für den Speck „ingesurt“. Am Mittwoch wurden dann „Dauerwurst, Krainer und so weiter“ gemacht, am Donnerstag waren dann die Produkte dran, die frisch sein mussten, wie Leberkäse und Bratwürste. Das Geselchte und getrocknete Rindfleisch „war etwas Besonderes“. Zusätzlich wurde auch

noch Brot gebacken und Käse hergestellt. Bei den feineren Arbeiten halfen auch die jüngeren Kinder, wie dem „Bratwürschtdrehen“ oder beim Brotbacken, indem die Kinder die heißen frischen Brote von Sophie entgegennahmen und zum Auskühlen auf die Stiege stellten (M. Brandstätter, 6.8.2012/C. Brandstätter, 22.9.2012).



Links: Das frische Brot zum Auskühlen auf der Stiege/ Rechts: Eigenen Produkte in der Speckhütte in Schönau

Freitag nachmittags und Samstag vormittags wurde das Auto „bis oben hin vollgepackt“ und die selbstgemachten Produkte in der „Speckhütt“ in Schönau verkauft. Danach wurde das „Häusl“ geputzt und nach zwei Wochen Pause und dem Betrieb und der Arbeit nebenbei begann die Produktion wieder von Vorne (vgl. M. Brandstätter, 6.8.2012). Neben dem Verkauf in Schönau verkaufte Sophie die Produkte auch auf Wochenmärkten.

Es war was, wo sie raus ist, die Leute sind echt von weiter hergekommen für die Sachen, sie hat Wertschätzung dafür bekommen. Daheim hat sie für das, was sie ist, eben keine Wertschätzung bekommen. (ebd.)

Monika und Christine waren beim Verkaufen oft dabei und sind auch „gerne mitgefahren“, es war für sie „wie Kaufmannsladen spielen“ mit der improvisierten Waage und der Preisliste (vgl. ebd.). Die beiden verließen bereits im Alter von 14 und 15 Jahren unter der Woche, für Schule und Ausbildung in Linz, den Hof. Dennoch halfen sie ihrer Mutter an den jeweiligen Wochenenden beim Verkauf.

3.6.5. Teilnahme am Dorfleben

Heute dämmert es mir, was ich mir vor 20 Jahren durch die Arbeit in der Pfarre für mein persönliches Leben als Ehefrau, Mutter und Bäuerin erhofft hatte. Ich wollte heimisch werden, indem ich das Leitbild kennenlernte. Unglaublich fromm gab sich das Gemeinwesen – gemessen am Meßbesuch, den Prozessionen und den überaus erfolgreichen Sammelaktionen in der Kirche. (Brandstätter 1993c: 13)



Sophie und Florian
vor dem mit Blumen geschmückten Haus

Sophie hat sich in ihrer ersten Zeit als Bäuerin den sozialen Strukturen der Gemeinde Schönau (mehr oder weniger) freiwillig gefügt und auch bei verschiedenen Vereinen mitgemacht. Sie war bei der Goldhaubengruppe und auch beim Verschönerungsverein dabei und engagierte sich in der Pfarre.

Die Goldhaubenbewegung

„Ein Ort ohne Tracht ist wie eine Wiese ohne Blumen“ (Eder 2006: 489). Die „Goldhauben- und Kopftuchgruppe Schönau i.M.“ wurde 1976 ins Leben gerufen und die Frauen waren „in ihren oberösterreichischen Trachten nicht mehr wegzudenken“ (ebd.: 488). Die Frauen der Goldhauben- und Kopftuchgruppe „verschönern“ die Feste und „Gemeinschaft und Zusammenhalt“, sowie „Ortsverbundenheit“ und „Brauchtum“ sind die Schlüsselbegriffe, mit denen sich die Gruppe identifizieren (vgl. ebd.: 488f.).

Seit den 1970er Jahren gibt es diese, der christlich-sozialen ÖVP nahestehende, bürgerliche

Frauengemeinschaft, die vom Oberösterreichischen Volksbildungswerk gefördert wird (vgl. Menne 1994: 26). Ab 6. Mai 1976 wurden von Anneliese Ratzenböck, die bis zum Jahr 2000 Landesobfrau war, 120 Gruppen geleitet und als Landesorganisation zusammengefasst. Heute sind rund 18.000 Frauen bei der Bewegung dabei (vgl. OÖ Goldhauben, 10.5.2012).



Links: Sophie mit ihren Töchtern Christine und Monika/ Rechts: Portrait mit der Goldhaube

Verschönerungsverein

Im Jahr 1977 wurde der „Verschönerungsverein Schönau“ gegründet. 116 Familien schlossen sich dem Verein an. Ein Schwerpunkt war die „Blumenschmuckaktion, initiiert von der Landwirtschaftskammer. Unter anderem sorgte der Verschönerungsverein für die Erhaltung und Restaurierung von Marterln und Kapellen. Dem Verein ist es wichtig, das „gemeinsame Zusammenleben“ zu fördern und mit einer „beispielhaften Blumen und Gartengestaltung“ zu unterstützen (vgl. Eder 2006: 504).

Sophie war vermutlich bei beiden Vereinen von Anfang an dabei und hat zur „Verschönerung“ der Gemeinde beigetragen. Beim Verschönerungsverein gewann der „Lehnerhof“ auch zwei Mal mit seiner Blumendekoration, die Sophie gestaltete und wofür die Kinder zum Gießen zuständig waren, was aufgrund der mangelhaften Zugänglichkeit zu den Blumenkästen nicht einfach war. Sophie setzte in späteren Jahren Erdbeeren in die Blumenkästen Erdbeeren (vgl. C. Brandstätter, 22.9.2012).

Wennst net aussiroast, dann bist willkommen und dann kannst auch was werden. Als Mann, glaub i, ja. ... Als Frau kannst was werden, wennst di aufi dienst. Wennst net auffällig wirst. (InterviewpartnerIn A, 2.6.2005)

Sophie interessierte sich für Astrologie und zeichnete selber „Geburtsbilder“ (C. Brandstätter, 22.9.2012), spielte in der Theatergruppe mit und übte auch (ehrenamtliche) Tätigkeiten aus, sie bewegte sich in den sozialen Räumen, die für Frauen vorgesehen waren und die der geduldeten dörflichen Norm entsprachen. „I schätz, dass sie erst einmal geschaut hat, wie sie sich entfalten kann in dem Rahmen und dann gemerkt hat wie sie dort an ihre Grenzen gestoßen oder so.“ (M. Brandstätter, 6.8.2012). Dass Sophie sich als junge Bäuerin an die kulturellen und sozialen Normen der Geschlechterordnung anpasste, sich der Familie hingab und sich hauptsächlich in „geduldeten“ Bereichen der Gemeinde einfügte, verlangte ihr von Anfang an Kompromisse ab, wie aus vielen ihrer Erzählungen hervorgeht. Doch dieses Leben entpuppte sich immer mehr als „Widerspruch“ zu ihren „eigenen Vorstellungen“ als Frau und als Bäuerin, was in den nächsten Kapiteln so ausführlich wie in dieser Arbeit möglich thematisiert wird.

3.6.6. Das Leben als „Siebtelbäuerin“ – erste Zweifel

Nach 3 Jahren Familienhelferinnenzeit fand ich mich als 30jährige an der Seite eines engagierten Bauern (als 7. Rad am Wagen) weniger befugt als eine Siebtelbäuerin. (Brandstätter 2002: 2)

„Seit einiger Zeit versuche ich zu ergründen, was eine Eheschließung mit einem Bauern im Staate Österreich bedeutet.“ schreibt Sophie 1989 in einem ihrer Texte. Dabei erzählt sie weiter: „Vor zehn Jahren sagte unser KFB-Pfarrer^[51] leise neben mir: ‚Die jungen Bäuerinnen sind die reinsten Sklavinnen.‘ Ich gab ihm die Antwort: ‚Das müssen sie **laut** sagen‘“ (Brandstätter 1989c: 5). Die Einheirat wird für Bäuerinnen meist als krisenhaft dargestellt, da der Betrieb, die Familie erstmals als „fremd“ wahrgenommen werden und grundsätzlich müssen sie erst mit den für sie neuen Kommunikationsregeln, Umgangsformen und Verhaltensmustern vertraut werden. „Identifizierung“ mit und „Zugehörigkeit“ zu Hof, Familie und Arbeit müssen verinnerlicht werden. Die bäuerliche Ehe unterscheidet sich von anderen darin, dass sie „Arbeits- und Gefühlsgemeinschaft“ ist. (vgl. Goldberg 2003: 88f.)

⁵¹ KFB: Katholische Frauenbewegung

I hob dann amoi a so a Bild gschenkt kriagt ghobt: ‚Wo Mutter Händen liebend walten da bleibt das Glück im Haus erhalten.‘ Des hob i nia aufgehängt... weil i hob ma denkt, jo fia olle Konflikte und fia olle Unzufriedenheit is die Schuld bei mir, und des kaun net stimmen. (Brandstätter A1)

Sophie wurde immer kritischer, in Bezug auf ihr Leben als Bäuerin und den ihr zugewiesenen „Zuständigkeiten“. Der Prozess ihrer wachsende Kritik findet sich in zahlreichen ihrer Texte wieder und veränderte sich zunehmend – nicht ohne den Einfluss von *systemkritischen Institutionen*, die in dieser Zeit als Gegenspielerinnen des vorherrschenden agrarischen Systems im Entstehen waren (siehe Kap. 3.6.7), in denen sie Bestätigung fand, sich gleichzeitig aber auch einbringen konnte.

I hob ma denkt, wir kunntn a liabe Familie sein und es wors a. Vor allem des Problem wor, dass i eigentlich ka eigene Vorstellung net ghobt hob, wie i Bäuerin sein wü. Es wor scho a laufender Betrieb. Es wor ka Neuanfang. I hob a Lücke ausgefüllt. Am Tog noch da Hochzeit wor ma sieben Leut, na und dann no fünfazwanzig Stückl Viech im Stall und i hob ma denkt, des kann i ma gor net leistn irgendwo auf an Ausflug mitzufohrn, weil i kumm net zsam. I hob mi für ois zuständig gefühlt und net, noch drei Joahr wor i hoit dann ausgepumpt. Dann hob i hoit a grundsätzliche Neuorientierung vorgnomma. (Brandstätter A1)

Die angeführten von Sophie geäußerten Zweifel stehen der in einer Radiosendung im Jahr 1993 geäußerten Aussage – in der sie als Bäuerin portraitiert wurde – diametral gegenüber, denn dort erzählte sie, dass „eigentlich mir die Wünsche nacheinander so in Erfüllung gegangen san, dass i jetzt schon praktisch ois hob, wos i ma erträumt hob“ (Brandstätter A1). Es ist natürlich schwierig genau festzulegen, was sie zu welchem Zeitpunkt empfunden hat. Feststeht, dass es nur wenige Jahre dauerte, bis sie begann Zweifel daran zu hegen, ob sie sich das Leben als Bäuerin so vorgestellt hatte. Diese Unsicherheit kommt in verschiedenen Äußerungen von ihr zum Vorschein. Es ist sehr eindeutig, dass sich ihre biografische Selbstwahrnehmung geändert hat und sie ihre eigenen Deutungen und Erzählungen den jeweiligen gegenwärtigen Umständen neu angepasst hat. Wahrnehmung ändert sich und der Beginn des Zweifels kann als weiterer Lebensbruch betrachtet werden – auch wenn dieser sich prozesshaft darstellt.

Autobiografische Erzählungen unterliegen dem Eindruck und Einfluss der sich augenblicklich ereigneten Gegenwart und gleichzeitig der lebensgeschichtlichen Zeitspanne, die sich vom reflektierten Erlebnis bis hin zur Gegenwart des/ der Erzählenden zieht. Die Ereignisse werden somit aus dieser lebensgeschichtlichen Distanz wahrgenommen. Und viele Lebensgeschichten sagen oft mehr über die Deutung der Gegenwart der ErzählerInnen aus, als über deren Vergangenheit. (vgl. Lehmann 1983: 28)

Sophie kommt sich im Sinne der „Siebtelbauern“ wie eine „Magd“ vor. Das „siebte Rad am Wagen“ bedeutet auch, dass sie sich nicht ganz „zugehörig“ fühlte. Nach den vier Kindern, dem Ehemann und dem Großvater ist sie die Siebente.

Exkurs zum Film: Die Siebtelbauern

Der Begriff der Siebtelbäuerin geht vermutlich auf den preisgekrönten Film 1998 „Die Siebtelbauern“ von Stefan Ruzowitzky zurück. Die Hauptaussage des Filmes, mit dem auch die Erzählung im Film eingeleitet ist, ist folgende: „Ein Knecht, so die überlieferte Meinung, kann nicht Bauer werden“ (Österreichinstitut, 27.05.2012).

Im Film geht es um einen Mord auf einem Mühlviertler Bauernhof in den 1920er Jahren, auf dem zehn Knechte und Mägde vom ermordeten Bauern überraschenderweise als ErbInnen eingesetzt werden, da er keine Angehörigen hatte und den Hof auch nicht anderen Bauern oder der Kirche geben wollte. Sieben davon übernehmen das Erbe sehr zum Missfallen der Bauern und Bäuerinnen im Ort. Vor allem der Knecht Lukas und die Magd Emmy weigern sich, sich an die tradierten Sitten und Bräuche zu halten und beginnen gegen die starren Strukturen anzukämpfen, in denen alle Macht von Besitzenden und Kirche ausgeht (vgl. ebd.). Auch Sophie erfährt den Widerstand der öffentlichen Dorfgemeinschaft immer stärker, als sie beginnt, Strukturen im Dorf, in der Kirche und im Staat öffentlich zu hinterfragen.

3.6.7. Widerstand in BäuerInnenhand

Es muß ganz in der Anfangsphase der ÖBV [gegründet 1974] gewesen sein, als ich, eine frischverheiratete Bäuerin, anfang meine Illusionen zu verlieren und mich meine eigene Vorstellung von Bäuerin-Sein in Konflikte führte. [...] im Nachbarort [gab es] Zusammenkünfte, wo junge Bauern und Bäuerinnen über ihre Situation redeten. Das war sehr notwendig für mich, denn ich war nicht bereit, meine Ideale kampflös aufzugeben. (Brandstätter 1989a: 6)

Sophie nahm an Treffen teil, bei denen junge Bauern und Bäuerinnen über ihre Situation berichten konnten, diese wurden vom Bildungsreferenten Stefan Karlstetter geleitet (vgl. Brandstätter 1989a: 6). Ein wichtiger Mitinitiator der Veranstaltungen, bei denen es um die Gemeinwesenarbeit und die Beteiligung von Betroffenen ging, war Franz Rohrmoser, der für die spätere Gründung des Österreichischen Bergbauernvereins mitverantwortlich war (vgl. Loibl/Krammer 2007: 119). Grundsätzlich ging es um einen partizipativen Regionalentwicklungsansatz, der ab 1979 aus dem Bergland Aktionsfonds heraus gefördert wurde und sich in den Strukturen der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Regionalentwicklung (ÖAR) verankerte und in ganz Österreich verbreitet wurde (Loibl/Krammer 2007: 120). Die Großveranstaltungen wurden in jedem Bezirk des Landes organisiert, mit einigen hundert Teilnehmenden bei jeder Veranstaltung. Grundsätzlich ging

es darum Interesse zu wecken und jedEr konnte sich einbringen. Je nach InteressentInnen wurden Gruppentrainings angeboten, in denen gemeinsam mit den Bauern und Bäuerinnen versucht wurde herauszuarbeiten, wie sie sich selbst organisieren könnten. Ein erster Verein, der daraus entstand, war der „Maschinenring“, der demnach als „eine Bewegung von unten“ gegründet wurde (vgl. Loibl/Krammer 2007: 120). Im Portrait über Franz Rohrmoser von Loibl/Krammer (2007) kommt er selbst zu Wort und beschreibt, dass es sich dabei „im Grunde [um] nichts anderes als ein Demokratisierungsprogramm am Land“ handelte. Bei den „Trainings“ wurden erstmals die autoritären Strukturen in den Familien und in der Politik öffentlich angesprochen. Es war ein bewusstes Ziel, dass auch das „Private“ angesprochen werden sollte, denn die Strukturen in den Familien wurden als „Keimzelle“ der Strukturen auf politischer Ebene gesehen. Themen waren z.B. Generationenkonflikte auf den Bauernhöfen und dass das nachfolgende Bauernpaar nicht innovativ sein könnte, wenn alle Generationen in einem gemeinsamen Haushalt leben. Der Ansatz lag darin, dass im „Privaten und Kleinen“ geübt werden sollte, um es dann auch politisch umsetzen zu können (vgl. Loibl/Krammer 2007: 121). In diesem Kontext ist auch die Schönauer Bäuerinnengruppe entstanden sein, in der sich Sophie aktiv einbrachte.



Bäuerinnengruppe Schönau mit Sophie (links im Bild)

*1980, als mich unsere älteste Tochter vierzehn Tage lang vertreten konnte, besuchte ich ein Frauenseminar der KSÖ in St. Virgil in Salzburg. Eine Schlussfolgerung begleitete mich fortan durchs Leben: **Es ist besser, weniger brav zu gelten, aber dafür in Übereinstimmung mit sich selbst zu sein.** (vgl. Brandstätter 1989a: 6)*

Sophie blieb nichts anderes übrig, als ihrer ältesten Stieftochter Maria die Aufsicht der kleineren Kinder zu überlassen, wenn sie auch eigene Freiräume neben der vielen Arbeit am Hof für sich haben wollte. Der Zuständigkeitsbereich der Kindererziehung wurde von

der Mutter (gezwungenermaßen) auf die Tochter übertragen, da auch Florian sich aus den tradierten Rollen heraus nicht für den Erziehungsbereich zuständig fühlte.

3.6.8. Die differenzierte Agrarpolitik

Grauer Grusel überkommt mich, wenn die Vertreter der Landwirtschaftskammer und des Bauernbundes von ‚unseren Bauern‘ – wie von ihren Kühen – sprechen. Es steigt mir eine Wut auf! (Brandstätter 1989a: 13)

In einer weiteren (vierten) Phase der Industrialisierung der Landwirtschaft (Fortsetzung von Kap. 3.3.3), die in der Zeit von 1971 bis 1987 angesetzt wird, ging es um den „Versuch einer differenzierten Agrarpolitik“ (Krammer/Rohrmoser 2012: 143ff.). Bei vielen Bauern und Bäuerinnen herrschte große Unzufriedenheit mit der ÖVP-Regierung, deren Hauptanliegen es war, agrarpolitische Konzepte zu diskutieren und den wirtschaftlichen Strukturwandel zu beschleunigen. In dieser Phase gewann die SPÖ unter Bruno Kreisky auch viele Stimmen am Land und kam an die Regierungsmacht. In dieser Regierungsphase ging es gezielt um eine „Differenzierung der Agrarförderungen“ sowie die Schaffung außerlandwirtschaftlicher Erwerbsmöglichkeiten. Infolgedessen wurde das „Bergbauernsonderprogramm“ initiiert, bei dem es unter anderem zu einer in drei Erschwernisstufen gestaffelten „Bergbauernzuschuss“ kam – eine weitere soziale Komponente war, dass Bergbauernbetriebe mit geringerem Einkommen höhere Direktzahlungen erhielten. Gleichzeitig verlief die wirtschaftliche Entwicklung am Agrarsektor im Sinne von Produktivitätssteigerung, Industrialisierung und Rationalisierung jedoch weiter wie in den 1960er Jahren. Um einem „Zurückfallen von peripheren Räumen“ entgegenzuwirken und die „Wirtschaft im ländlichen Raum insgesamt“ anzusprechen wurde eine „eigene Regionalentwicklung“ initiiert, die nicht über die traditionelle Organisationsform der Landwirtschaftskammern laufen sollte. Agrar- und Regionalpolitik sollten als „Diskursraum für Modernisierung und Demokratisierung“ genutzt werden, der Bauernbund und die ÖVP hingegen wehrten sich öffentlich gegen fast alle Maßnahmen und warfen der Regierung „Bauernspalterei“ und den „Angriff auf eine scheinbare Bauerneinheit“ vor. Der traditionellen Bauertumsideologie im Zusammenhang mit dem technokratischen Ansatz der 1970er Jahre wurde eine neue „funktionalistische Agrartheorie“ hinzugefügt – die Landwirtschaft war nicht mehr nur in der ErzeugerInnenrolle, sondern hatte ab da auch die „Funktion“, die Kulturlandschaft zu erhalten. In den 1980er Jahren kam die Umweltthematik dazu und die „ökologische“ Funktion wurde hervorgehoben. Damit folgte eine weitere (fünfte) Phase, die ich im Kap.

3.7.4 erläutert habe. (vgl. Krammer/Rohrmoser 2012: 143ff.)

Mitte der 1970er Jahre entwickelte sich auch die Österreichische Bergbauernvereinigung, als „Gegenbewegung“ zum Bauernbund, bei dessen Gründung Franz Rohrmoser maßgeblich beteiligt war (vgl. Loibl/Krammer 2007: 122) und in der auch Sophie, wie man in den folgenden Kapiteln sehen wird, sich immer häufiger aktiv einbrachte.

3.6.9. Gründung der Österreichischen Bergbauernvereinigung (ÖBV)

Neu an der ÖBV war, dass erstmals ein Widerstand gegen die landläufige Agrarpolitik des Bauernbundes organisiert wurde. ‚Wir haben das aber nicht als Widerstand organisiert, sondern als neue Denkübung. Und es war getragen vom Segen der Kirche. Das tut ja noch einmal weh.‘ Dem Bauernbund, der sich selbst der Kirche verbunden fühlt. (Loibl/Krammer 2007: 122)

Die österreichische katholische Landjugend, dessen zweiter Vorsitzender Franz Rohrmoser war, erlaubte die Nutzung ihrer Strukturen für die Gründung einer Bergbauernvereinigung. Es wurden Führungskräfte aus ganz Österreich aus der Sozialakademie der Landjugend zur Verfügung gestellt. Auf Kosten der Landjugend war es möglich viele Betriebe zu besuchen, um die Bauern und Bäuerinnen persönlich zum Gründungsseminar einzuladen (vgl. Loibl/Krammer 2007: 122). Es waren also Leute aus der „katholischen Bildungselite“, die mitmachten und in der ÖBV die ersten Vorstandsmitglieder wurden, obwohl sie bis dato „immer automatisch Nachwuchskräfte im Bauernbund“ geworden sind. Es war sozusagen ein „Eingriff in das bestehende Agrarsystem“, die diese Gründung mit sich brachte, ein „eigener Denkweg“, was Rohrmoser als „im doppelten Sinne gefährlich fürs System“ identifizierte: Dem Bauernbund wurden erstens die besten Führungskräfte weggenommen und zweitens wurde eine eigene, unabhängige Denkschule entwickelt (vgl. Loibl/Krammer 2007: 121). So löste die Gründung der ÖBV im Jänner 1974 im Bauernbundvorstand sozusagen einen „Schock“ aus:

‚Der Lanner [Bauernbunddirektor] hat verlangt, dass der Stummer [Gründungsmitglied ÖBV] zu ihm in den Bauernbund kommt. Der hat den zusammengeschnitten wie einen Lausbuben.‘ Es wurde die Herausgabe sämtlicher Adressen der Vorstandsmitglieder gefordert, ein demokratiepolitisch bedenkliches Ansinnen. (Loibl/Krammer 2007: 123)

Der Bauernbund wollte offensichtlich, dass die ÖBV unter dessen „Kuratel“ gestellt werden sollte und alles was in der ÖBV geschieht, sollte mit dem Bauernbund abgesprochen werden (vgl. Loibl/Krammer 2007: 124). Die ersten Obleute (damals Präsidenten) traten schon innerhalb des ersten Jahres zurück, „teils durch Druck seitens des Bauernbundes und

Raiffeisen“ (vgl. Loibl/Krammer 2007: 123). Ab 1975 wurde beschlossen, dass der Kern der ÖBV aus regionalen Gruppen bestehen sollte. Angeblich gab es auch ein Lockangebot des Bauernbundes durch die Raiffeisenbank für eine Gründung des Berglandaktionsfonds (BAF), das jedoch nicht angenommen wurde. Das Gründungskapital für den BAF wurde von zwanzig „Bergbauern“ übernommen und so konnte aus „eigener Kraft“ gebildet werden (vgl. Loibl/Krammer 2007: 128).

Die AkteurInnen der regionalen Gruppen sollten vor Ort interessierte und engagierte Leute ausfindig machen und mit diesen gemeinsam Lösungen für die eigenen Probleme finden. Gleichzeitig sollte Kontakt gehalten werden mit VertreterInnen der Politik, der Verwaltung und der Wissenschaft. ‚Damit war diese Bewegung von unten fundiert.‘ (Loibl/Krammer 2007: 124f.)

Sophie war eine der ersten Bäuerinnen, die von den initiierten Bildungsprojekten des Berglandaktionsfonds (BAF) profitierte. In dessen Rahmen wurden viele Bildungsprojekte finanziert und 1983 wurde im Rahmen eines solchen Bildungsprojektes die „Bäuerinnengruppe“ gegründet (Brandstätter 1989a: 6), aus der sich später der Bäuerinnenarbeitskreis der ÖBV entwickelte, und sich Sophie „mit der ihr eigenen Beharrlichkeit und Kompromisslosigkeit“ einbrachte (vgl. Pühringer-Rainer 2002: 17).

3.6.10. Frauenarbeitskreis als Möglichkeit zum Austausch

[...]do is so a Frauenarbeitskreis eingerichtet gwesn und do samma hoit olle sechs Wochen oder zwa Monate amoi in Linz zsammen kumman, do hom ma a gred und diskutiert und do hob i erlebt, dass meine Vorschläge oder Problemformulierungen, net so afoch vom Tisch gwischt werdn, ‚über des red ma net‘, sondern do is des aufgnomman wordn und do bin i sogar im nohhinein angrufn wordn, ob i des net schriftlich formulieren könnte und des wor für mi a toales Neuerlebnis, ah, dass des a wos is, wos i sog. (Brandstätter A1)

Der Großvater starb Ende Februar 1983 und kurz darauf wurde der jüngste Sohn Paul – ein Nachzügler – am 6. Mai 1983 geboren. In der Zeit nachdem der Großvater nicht mehr lebte und Paul kurze Zeit darauf geboren wurde, war es für Sophie wichtig, sich weiterbilden und sich politisch einbringen zu können. Einerseits war nun das kleine Kind, das Sophie sehr liebte, andererseits der Wunsch und das Bedürfnis sich politisch für die eigenen Rechte und Freiräume einzusetzen (M. Brandstätter/Bates, 7.8.2012). Da Frauen jedoch ausschließlich alleine für Hausarbeit und Kinderbetreuung zuständig sind, könnten die Kinder in der Befürchtung von Männern vernachlässigt werden, die jedoch gleichzeitig nicht daran denken, dass die Arbeit anderes verteilt werden könnte (vgl. Oedl-Wieser 2004: 182).

Nachdem sie ihr drittes Kind geboren hatte, konnte Sophie zum ersten Mal den „neuinstallierten Mutterschutz genießen“, der 1982 gesetzlich verankert wurde. Diese Zeit nutzte sie auch für ihre „Freiräume“ und brachte ihre persönlichen „Erfahrungen in die ÖBV-Frauenarbeit ein“ (vgl. Brandstätter 1989a: 6).



Links: Sophie mit Freundinnen/ Rechts: Florian, Sophie und Maria bei der Taufe von Paul (von Sophie beschriftet)

Im Mittelpunkt der Bäuerintreffen standen „immer die Bäuerin selbst und das Lernen voneinander“ (ebd.). Neben den selbstorganisierten Treffen gab es organisierte Seminare. Daraus entwickelte sich der „Arbeitskreis“ – da sich die ÖBV in der Anfangsphase befand, war die Finanzierung noch unsicher (vgl. ebd.). Auch die Frauen spürten den Widerstand des Bauernbundes und der Landwirtschaftskammer: „Auf dem Kirchplatz wurden Frauen zur Rede gestellt, weil sie am Seminar waren.“ (ebd.). Die Themenschwerpunkte des ÖBV-Frauenarbeitskreises waren ganz am Anfang die Vorarbeiten zu Sozialversicherung und Mutterschutz und dann der Probelauf des neuen Betriebshilfe- und Mutterschaftsgesetzes, 1984 wurde mit der Vorarbeit „zur Sicherstellung eines Pensionsanspruches für Bäuerinnen“ begonnen, eine Arbeit, die bis 1992 andauern sollte und es wurden sehr viele Seminare zur „Stärkung“ der Frauen angeboten (vgl. Beer-Heigl 1994: 10). Der Frauenarbeitskreis befasste sich auch intensiv mit dem Thema „Bäuerinnenpension“. Am 27. Mai 1988 wurden die Frauen – darunter Sophie – zu einem Arbeitsgespräch in das Parlament eingeladen. Es wurden Briefe geschrieben an Abgeordnete, Zeitungen und Ministerien (vgl. Brandstätter 1989a: 6).

Die Mütter und Hausfrauen und Bäuerinnen werden gelobt, statt bezahlt! Die Lastenträgerinnen (die älteren Bäuerinnen) haben heute das Recht, Rechenschaft zu fordern. Nach dem Krieg hat sich der Bäuerinnenstand nicht mehr erholt. [...] Wir werden hören: So ein unzufriedener Haufen! Das war doch immer Tradition (Ausgedinge). Machen wir lieber Musik! Sie sollen uns gerne zuhören! Sie sollen spüren, daß wir außer arbeiten auch noch denken, schreiben, reden, Theater spielen, das Haus verlassen, uns organisieren, an der politischen Willensbildung teilnehmen, eine untraditionelle Partei wählen können! (Brandstätter 1990a: 7)

Sophie besuchte auch unterschiedliche Kurse wie z.B.: „Wozu ärgern? – Positives Denken“ und sie beschreibt weiter „es fuhr ein PKW voll Weiber ins Bildungshaus Puchberg: ‚Der sanfte Umgang mit uns selbst‘“ und hebt im Text hervor, dass so ein Seminar „schon mal von Freitag bis Sonntag“ dauerte (vgl. Brandstätter 1989a: 6).

Seit der Bildungsreform der 1960er Jahre wurden neue Qualifikationswege ermöglicht. Diese „zweiten und dritten“ Bildungswege wurden insbesondere von Frauen genützt und angenommen und haben einerseits zu einer erhöhten Bildungsmobilität geführt, andererseits wurden auch neue Lebenslaufmuster erzeugt, in denen „Arbeit“, „Familie“ und „Bildung“ sich mehrfach abwechseln und unterschiedlich kombiniert werden können (vgl. Alheit/Dausien 2002: 12). In den Kursen ging es oft auch um Selbstreflexion und sich selbst wahrnehmen und die Möglichkeit im Schreiben die Wünsche, Sorgen und Zweifel auszudrücken.

Gerade Situationen der existenziellen Bedrohung und der Angst, ebenso wie die Erfahrung mit [...] Einsamkeit verstärken allgemein das Bedürfnis nach autobiographischer Selbstreflexion.“ (Winkelbauer 2000: 160)

3.7. Zwischen Fremdbestimmung und Selbstbestimmung 1986 – 1996

So sind wir fremdbestimmt und arbeiten für staatliche Konzepte. Ich mit meinen Vorstellungen bin jahrelang auf der Strecke geblieben. Für fremde Ziele habe ich mich einspannen lassen. (Brandstätter 1993c: 13)

In diesem Abschnitt versuche ich an den angeführten Kontexten und den Lebensbeschreibungen über Sophie anzuknüpfen, um mit einigen möglichen Erklärungsansätzen die kritische Haltung zu erläutern, die sie in den Texten äußert, die ab 1986 erstmals veröffentlicht wurden. Von Anfang an beinhalten ihre Analysen und Reflexionen der BäuerInnenwelt autobiografische Züge.

Es ist so, dass in Österreich im Laufe der 1980er Jahre sehr viele „alternative“ und kritische Bewegungen in den verschiedensten Bereichen (Umwelt, Frauen, Menschenrechte) ins Leben gerufen wurden. Sophie unterstützte neben anderen zwei Organisationen, die sich jeweils für Menschenrechte einsetzten, wie z.B. die „Hupfauer“⁵² 1991 oder beteiligte sich in der Anfangsphase von „FIAN“⁵³ (FTB, 6.5.2011). Auch die Ablehnung von Atomkraftwerken als Spiegelbild des Kapitalismus wird in einigen ihrer Texte thematisiert – der Hintergrund ist die Atomkraftwerk-Katastrophe von Tschernobyl am 26.3.1986. Grundsätzlich interessierte und engagierte sich Sophie in vielen unterschiedlichen kulturellen und vorwiegend gesellschaftskritischen Bereichen, wobei ich im Folgenden auf einige wenige beschränke und vermehrt auf den Prozess und die Inhalte der mir vorliegenden schriftlichen Äußerungen eingehen werde.

3.7.1. Ein blühendes Land braucht blühende Frauen

1986 lernten sich Brigitte Menne⁵⁴ und die 45-jährige Sophie in Neufelden (Oberes Mühlviertel) beim „Fest der neuen Wege“ kennen. Sophie hatte am dortigen Markt einen eigenen Stand mit selbsthergestellten Produkten: „[...] Topfen, Kas, Speck, Säfte, Brot und viele gute Sachen. Kräuter hat sie auch immer wieder gehabt.“ (vgl. Menne 2002: 6). Brigitte erzählte bei der Messe, dass sie sich sympathisch waren und sich daraufhin angefreundet haben. Brigitte Menne war aktive Mitgestalterin vom *Saurüssel*.⁵⁵

⁵² Hupfauer: Menschenrechtsorganisation (vgl. Hupfauer, 22.9.2012)

⁵³ FIAN: First Food Interaction Network, Menschenrechtsorganisation (vgl. Fian, 22.9.2012)

⁵⁴ Brigitte Menne: Autorin und Künstlerin, Themen: Feminismus und Theoriebildung in der Frauenbewegung.

⁵⁵ Der Saurüssel: unabhängige Mühlviertler Zeitschrift von 1984 bis 1993 (vgl. Matscheko, 13.9.2012)



Sophie mit Brigitte Menne

Sophie hat sich bei Brigitte diese Zeitung bestellt, „und bald einmal sind ein paar abgerissene Kalenderblätter“ bei Brigitte Menne eingelangt, „wo hinten was draufgestanden ist.“ Sie erzählte, dass sie die Kalenderblätter sortieren musste, da sie nicht geordnet waren. Nachdem sie diese chronologisch richtig vor sich aufgereiht hatte, ergaben die Zeilen einen „wunderbaren Artikel“ für die Zeitung (vgl. Menne 2002: 6). 1986 wird der erste Artikel von Sophie im *Saurüssel* veröffentlicht: „Der blühende Mohn, oder wie es uns so geht.“⁵⁶ (Brandstätter 1986: 16). „Heute bin ich so weit: Was mir nicht taugt, das tu ich nicht mehr“ (ebd.) schreibt die 45-jährige Sophie in diesem Artikel, in dem sie sich der Kritik am vorherrschenden Wirtschaftssystem widmete. Zu Weihnachten im selben Jahr gab sie den Geschwistern eine Kopie des veröffentlichten Textes (vgl. Freudenthaler/Schramm. 30.7.2012). Diesem Artikel sollten ab diesem Zeitpunkt noch viele weitere folgen.

Und ich habe gleich gemerkt, da ist eine unglaubliche persönliche Kraft dahinter. Eine Frau, die sich womöglich zum ersten Mal schriftlich zu Wort bringt, und dabei noch zittert und zettelt, und eigentlich sich nur trauen möchte, und noch traut sie sich gar nicht. Und trotzdem hat sie uns das geschickt. (Menne 2002: 6)

1989 fuhren Brigitte Menne und Sophie zu einem Kongress in Südtirol „Erwachsenenbildung auf dem Lande“, bei dem es um die Erwachsenenbildung im ländlichen Raum ging. Im Rahmen des Seminars gab es einen Frauenarbeitskreis, bei dem folgender von Sophie vorgeschlagener Satz formuliert wurde: Ein blühendes Land braucht blühende Frauen (vgl. ebd.). In diesem Kontext erzählte mir Monika, dass eine Freundin ihrer Mutter erzählte, dass Sophie von vielen ob ihrer „kraftvollen“ Aussagen „bewundert“

⁵⁶ Eine Kopie des Textes „Der blühende Mohn, oder wie es uns so geht“ (Brandstätter 1986) befindet sich im Anhang.

wurde. Bei diesem Treffen stand sie am Podium und hielt ihre Rede und im Publikum saßen auch Maria Mies und Claudia von Werlhof, die sich dem „tobenden Applaus“ angeschlossen hatten, da es sehr ungewöhnlich war, dass eine „Bäuerin“ so treffende Aussagen machte und eine systemkritische Haltung vertritt (vgl. M. Brandstätter, 6.8.2012), die sich mit den Inhalten der aktuellen „Subsistenzdebatten“, die zu diesem Zeitpunkt vermehrt im Mittelpunkt standen, absolut deckte.



Sophie und Brigitte Menne beim Seminar in Südtirol 1989

3.7.2. Meine Himmelmutter als Bäuerin

Es sollte keine Madonna auf den Wolken sein, sondern eine Bloßfüßige auf der Erde. ‚An Maria können wir sehen, wie wir unser Frau-Sein mit Würde leben und unsere wahre Entfaltung bewirken‘, soll unser jetziger Papst gesagt haben. Nun ja, das gefällt mir. So will ich denn auch mein Frau-Sein entfalten und eine Madonna versuchen, inwendig und auswendig. (Brandstätter 1989b: 6)



Bild von Sophie: Meine Himmelmutter als Bäuerin

Der Verschönerungsverein Schönau wollte die Kapelle, die sich vor dem Lehnerhof befindet, restaurieren und bezahlte dafür einen Maurer. Sophie beschloss darauf eine Himmelmutter auf das Holz eines Birnbaumpostens zu malen, wegen der „besonders schönen Maserung“. Sophie überlegte „den ganzen Winter“ wie sie ihre Himmelmutter malen will und im April begann sie mit dem Malen. Im Text „Meine Himmelmutter als Bäuerin“⁵⁷ beschreibt sie den Prozess des Malens und erklärt damit die Bedeutung und die Symbole (Ikonographie) ihres Bildes. Dabei verbindet sie im Text ihre Kritik am kapitalistischen System, der Kirche und dem Agrarsystem einerseits und ihre eigene Vorstellung vom Leben als Bäuerin und dem Frau-Sein andererseits. Sie beschreibt sehr genau, warum sie was gemalt hat, dass sie einen Josef auch malen wollte, aber dann sich dafür entschieden hatte „links und rechts vom Kopf der Frau Symbole [zu malen] für das was die Josefs für die Sicherheit der Familie tun:

Als Symbol für den Krieg ein Flugzeug mit einer Bombe. Als Symbol für die Technik ein Atomkraftwerk. Als Symbol für den neuen Adel des Geldes gab ich ihr eine Krone aus Geldscheinen, wie Spielkarten über dem Kopf angeordnet. [...] Die Geldkrone hatte ich nur aufgebraust und erst vor einem halben Jahr ausgefertigt. Ich fürchtete mich vor dem Urteil der Leute. (Brandstätter 1989b: 6)

Die Maria hat einen „runden Schoss“ wie die „Weltkugel“, das „Jesukind“ schaut „fröhlich unbekümmert“, da es noch nichts weiß „von der Welt“, mit einem Holzkreuz in der Hand „wie zum Spielen“. Ihrer Maria hat sie zwei linke Füße gemacht, wie sie erst später „entdeckt“:

Daß die Maria eine ‚Linke‘ (eine Gefährliche) ist, sehe ich ein. Sie hat ihren eigenen Verstand und ihren eigenen Willen behalten und sich nicht dem System untergeordnet (ebd.: 7).



Sophie bringt ihre Himmelmutter zur Kapelle

⁵⁷ Eine Kopie des Textes „Meine Himmelmutter als Bäuerin“ (Brandstätter 1989b) befindet sich im Anhang.

„Am Vorabend des 1. Mai 1988 trug ich meine Himmelmutter mit meinen zwei Töchtern und dem kleinen Buben ‚doani‘, aus dem Haus“ (ebd.:). Eine Interviewpartnerin erzählte mir, dass das Bild mit der „Maria als Bäuerin“ für die Leute im Ort wie „eine Gotteslästerung“ erschien, aber Sophie so „frei“ war, das zu tun (vgl. InterviewpartnerIn B, 30.8.2005). Bei manchen Leuten im Dorf sorgte diese Veränderung für Unverständnis. Studienkolleginnen berichteten mir von einem Gespräch mit SchönauerInnen, worin sich die ablehnende Haltung gegenüber Sophie folgendermaßen ausdrückte: Einer der GesprächspartnerInnen erzählte meinen Kolleginnen (Hitthaler/Grill, 4.10.2005), dass es ihn störte, „dass die Sophie bei der Kapön, die immer scho do woa, aufamoi den Herrgott ausagfaungt hot“, diese Aussage schloss er mit einem, das Bild von Sophie abwertenden Satz: „I wü jo nix sogn, i wü jo net sogn, dass es a Krauthappl woa, ...“ (ebd.).



Sophie zeigt ihre Himmelmutter

3.7.3. Öffentliches Engagement

Welch glühende Pein muß es für eine Bauernbundfunktionärin bedeuten, die Parteiinteressen vor Frauen zu verkünden. Deshalb entwickeln sich Bäuerinnenveranstaltungen als Show, wo sich die Parteimänner präsentieren: mit caritativem Einschlag, womöglich mit Bischof. In der Pause mit Blasmusik, das Makabre übertünchend. (Brandstätter 2002: 3)

Sophie verfasste viele Briefe an VertreterInnen verschiedener Institutionen, die nach ihrer Meinung die Machtposition ausnutzten, oder sich ausnutzen ließen. Die folgenden Beispiele der kritischen Äußerungen an den unterschiedlichen Institutionen zeigen nur einen Bruchteil dessen, was Sophie tatsächlich verfasst und veröffentlicht hat. Hier wäre ein weiterer qualitativer Ansatz in der Analyse der Texte ein möglicher Vorgang, um die

wesentlichen Aussagen in eine komprimierte Form zu bringen und ihre Kritik zu „verdichten“. Die Auswahl der Texte erfolgte selektiv, sollte aber in der Kürze einen möglichst umfassenden (oder ergänzenden) Überblick über die wichtigsten Themen geben, die sie in ihrem Leben beschäftigten.

Ein Brief an den Direktor des Österreichischen Bauernbundes

Eine Frau, die Geld verdient, ist ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft und wird gerühmt, schon im Alten Testament. Dort heißt es auch: ‚Es ist nicht gut, wenn der Mann allein ist (beim Geldverdienen). Das schädigt seinen Charakter und behindert ihn, seine Frau in ihrem wahren Wesen zu erkennen. (Brandstätter 1989d: 27)

In diesem Brief (Brandstätter 1989d: 27) an den damaligen Bauernbunddirektor Alfred Fahrnberger fordert Sophie den Pensionsanspruch für Hausfrauen und Bäuerinnen ein. Darin finden sich viele Beispiele, wie sie die Zusammenhänge zwischen Staat, Kirche, Organisationen und Menschen deutet. Solche Zusammenhänge finden sich in ihren zahlreichen Texten in ähnlicher Form wieder. Es sind unterschiedlichste Aspekte und Kontexte, die sie darin anspricht und der Rückbezug auf ihre eigenen Erfahrungen findet sich immer wieder.

Es ist nicht so, daß die Industrie das Wunderbarste und Wertvollste in unserem schönen Österreich ist, und wir, damit sie noch mehr Umsatzwucherung erreicht, unsere Sozial- und Wirtschaftsstrukturen verschärfen müssen, damit noch mehr kaputt geht. Geld ist Sauerstoff der Lebensfreude für jede abgerackerte alte Bäuerin und jede junge Hausfrau. Das Geschäft mit der Angst blüht (Versicherungswesen). [...] Auch das Geschäft mit der Armut (Kreditwesen). Ich bitte Sie, Menschenrechte (Pensionsanspruch, Einkommen durch die Berufsausübung als Hausfrau oder Bäuerin im Ehestand) für die unterste Stufe der Gesellschaft durchzusetzen. (Brandstätter 1989d: 27)

Sie will die Verantwortlichen zum Handeln bewegen, wendet sich an staatliche, sowie kirchliche Organisationen. Ihre Themen überschneiden sich in allen Bereichen, die männerdominierte Kirche ist Unterstützerin des Frauen unterdrückenden Systems.

Ein Brief an die Goldhauben Landesobfrau

Tradition darf kein Widerspruch zu den Menschenrechten sein. Die Verachtung und Benützung der Frau kann mit der Trachtenerneuerung nicht gewendet werden. Unser Pfarrer fällt mit der Beschimpfung auf die Emanzipation so mancher gesunden Entwicklung in der Familie in den Rücken. (Fischerlehner, 30.8.2012, Brief an Frau Ratzenböck)

In einem Brief an die (erste) Landesobfrau des Goldhaubenvereins in Oberösterreich Anneliese Ratzenböck schrieb Sophie unter anderem: „Ich finde der kapitalistische

Größenwahn im Bauerntum ist genauso zu verachten wie der des Nationalsozialismus“ (aus: Fischerlehner, 30.7.2012). Letztendlich geht es ihr um die Verantwortung der Frauen, gemeinsam gegen das vorherrschende (patriarchale) System anzukämpfen.

Unseren Gemeindemandataren wäre es peinlich, wenn wir Frauen überhaupt keine Rolle spielen würden in der Öffentlichkeit. So lassen sie uns mit Blumenschmuckbewerben siegen und mit der Goldhaube die Feste verschönern, und uns Bauern die Fassaden erneuern. Nicht nur ich durchschaue die Methode. Sollen wir unsere Intelligenz auf Kleidungs- Keks- und Kuchenspenden konzentrieren und gelassen im Kreis gehen wie ehemals die Ochsen im Göppel? Ich erwarte von ihnen mehr, als ich bisher von ihnen gesehen und gehört habe [...] Sophie Brandstätter. Lehnerbäuerin aus der Schönau. (Fischerlehner, 30.8.2012, Brief an Frau Ratzenböck)

Brigitte Menne (1991: 17) verortet in einem Artikel im Saurüssel, dass sich die Frauen „abkoppeln von den regionalen Widerstands- und Alternativbewegungen“ und so den „Programmen des Entwicklungsmanagements“ sehr entgegen kommen.

Die Konfliktlinie. [...] Ob ich mich als Teil der Gruppe verstehe oder mich als Individuum gebe, hängt davon ab, ob die auferlegten Zwänge langfristig einen lustvollen Sinn offenbaren. (Brandstätter 1993c: 13)

Für Sophie waren der Verschönerungsverein und die Goldhaubengruppe in Schönau verbunden mit „auferlegten Zwängen“, die unkritisch von den Frauen hingenommen wurden. An dieser Stelle möchte ich auch auf eine Analyse der „Goldhaubenbewegung“ von Brigitte Menne hinweisen, in der sie von der „servilen Strategie des Ausgleichs“ spricht und eine Aussage von Sophie Brandstätter zitiert:

Die Goldhauben tun immer unten die Fehler ausbessern, die von oben her geschehen. [...] Und viele Frauen glauben, sie können nicht leben, wenn sie sich nicht unterwerfen. (Menne 1994: 32)

Die Frau als Risikofaktor im System

Das System beginnt zu wanken, wenn die Frauen mitreden. Frauen reduziert auf Ehe-Frauen und Alibi-Politikerinnen können nur mitschuldig untergehen. (Brandstätter 1992e: 27)

In ihrem Beitrag „Die Frau als Risikofaktor im System“ (ebd.) analysiert Sophie die Stellung der Frauen in der Gesellschaft und fordert gleichzeitig dazu auf, die Rechte der Frauen anzuerkennen, dabei richtet sie sich an Kirche und Staat, genauso wie an die Frauen selber. Diese Themen ziehen sich durch viele ihrer Artikel.

Es ist unser gutes Recht, als gleichwertige Betriebsführerinnen unsere wirtschaftlichen und politischen Vorstellungen und Rahmenbedingungen zu definieren und zielstrebig für die gewaltigen Leistungen der bäuerlichen Bevölkerung in diesem Jahrhundert die öffentliche Anerkennung einzufordern! (ebd.)

Sie beschreibt, dass die Bäuerinnen in der Landwirtschaftskammer lediglich als „unterstützendes Organ“ (quasi als Alibihandlung) zwar eingebunden wurden und verweist darauf, dass die „Pläne sowieso vom Raiffeisenverband und Bauernbund geschmiedet werden“ (Brandstätter 1992e: 27). Die Raiffeisenbank ist eine weitere Institution, die sie im Zusammenhang mit der Industrialisierung der Landwirtschaft kritisiert (ebd.). In diesem Kontext werden auch jene Konflikte sichtbar, die sich dadurch in ihrer Familie einstellten: Ein Bruder von Sophie war damals Leiter der Raiffeisenbank in Schönau und die unterschiedlichen Sichtweisen waren einerseits öffentlich bekannt, andererseits sorgte dies auch in der Familie für Diskussionen (vgl. Freudenthaler/Schramm, 30.7.2012).

Es sind die christlichen und konservativen Organisationen und jene sich ihnen unterstellenden Hausväter, die zu wenig Gewissensstärke haben, sich selbst ihre eigene Norm zu sein. (Brandstätter 2002: 2)

Aber nicht nur der Bruder sondern auch der eigene Ehemann hat Funktionen in den von ihr kritisierten Institutionen inne: Florian war nicht nur ein wichtiger Funktionär beim Aufbau der Raiffeisenbank Schönau, sondern war 20 Jahre Aufsichtsrat, später Vorstand, in der Lagerhausgenossenschaft Pregarten, war von 1965-1971 „Vertrauensmann“ in der ÖVP Gemeinderatsfraktion und wurde 1971 in den Gemeinderat gewählt. Zusätzlich war er sehr im Pfarrleben engagiert und wurde als Lektor aufgrund seiner „klaren Ausdrucksweise“ sehr geschätzt (vgl. Schönau Aktuell 2006: 14). Von 1974 – 1979 war er Elternvereinsobmann (vgl. Eder 2006: 526). Sophie und Florian engagierten sich beide in der Öffentlichkeit, jedoch in jeweils unterschiedlichen Sozialräumen und in politisch gegensätzlichen Bereichen. So engagierte sich Florian zum Beispiel auch beim Bauernbund, dessen landwirtschaftliche Ideologie im Gegensatz zu jener der Österreichischen Bergbauernvereinigung steht, der Sophie von 1991 bis 1993 vorstand.



Sophie während der ÖBV-Zeit

Sophie Brandstätter - Obfrau der Österreichischen Bergbauernvereinigung

Heute, im Juni 1991, stehe ich vorne in der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Es steht mir an, neben meinem Familienleben und der Arbeit am Hof auch noch das Treiben der Politik zu verfolgen, Zeitungen zu lesen und Schlußfolgerungen zu ziehen und mich einzumischen, um da und dort öffentlich anwesend zu sein. (Brandstätter 1991f: 3)

Sophie wurde 1991 zur Obfrau der Österreichischen Bergbauernvereinigung gewählt und behielt dieses Amt für zwei Perioden. In dieser Zeit stand die Bäuerinnenpension kurz vor dem Durchbruch, was nicht zuletzt dem Engagement der ÖBV-Bäuerinnen zu verdanken ist, die sich bereits seit Jahren für eine soziale Absicherung der Bäuerinnen einsetzten. In „Die Wirtschaft muss blühen“ wendet sich Sophie mit folgenden Worten direkt an die Bäuerinnen (Brandstätter 1991e: 16):

Eines rate ich den Bäuerinnen: Arbeitet Eure 37,5 Stunden in der Woche und laßt den Haushalt nicht Eure alleinige Sache sein! Zahlt Euch eine ordentliche Pension ein! Verlangt eine Urlaubsvertretung über den Maschinenring! Aber eines solltet Ihr nicht mehr tun: Für diese Wirtschaft/Gesellschaft Opfer bringen! Kennt ihr das EG-Bäuerinnenbild? Aus der Fernsehsendung Dingsda? Kindermund tut Wahrheit kund? Ja?!: ‚Die Bäuerin hat ein Kopftuch um, stinkt und ist dumm.‘ Warum?

1992 war Sophie mit anderen Frauen eine der „Vorkämpferinnen“ vor dem Parlament, um für die Einführung der Bäuerinnenpension zu demonstrieren (vgl. Günther 2002: 13)

Die unbezahlte Familienarbeit ist die Grundlage und das Geheimnis für den Bestand des Staates. (Brandstätter 1991/1992: 11)

Neben ihrem aktiven politischen Engagement in der Öffentlichkeit, hielt sie auch Vorträge zu verschiedenen Themenbereichen. Interessant für mich ist ihre Vielseitigkeit, die sich auch in ihren Interessen und Tätigkeiten widerspiegeln.



Links: Sophie

3.7.4. Ökosoziale Agrarpolitik und Multifunktionalität

In der Weise, wie bäuerliche Arbeit unterbewertet und entlohnt, gelenkt und subventioniert wird, ist das schlechte Ansehen begründet. Mit Milchvieh, Mastvieh und Getreide, deren Produktion erfolgreich rationalisiert wurde, dürfen wir keinen Gewinn mehr haben. Bäuerlich ist nur mehr die Haftung durch die Bauern, wenn Verluste in der Genossenschaft entstehen. (Brandstätter 1993c: 13)

In der Fortsetzung zur vierten Phase (siehe Kap. 3.6.8) beschreiben die Autoren Krammer/Rohrmoser (vgl. 2012: 146f.) die „ökosoziale Agrarpolitik mit Betonung der Multifunktionalität der Landwirtschaft als Vehikel zur EU-Integration“, die sich von 1988 bis 2000 zuordnen lässt. 1987 bildete die ÖVP mit der SPÖ eine große Koalition und der Bauernbund bekam wieder die Alleinverantwortung für die Agrarpolitik übertragen. Aufgrund der „Überschussverwertungskosten“ und der „EG-Integration“ war man auf der Suche nach neuen Konzepten: aus der funktionalistischen Agrartheorie entwickelte sich die „ökosoziale Agrarpolitik“. Dieses Konzept hob die „wirtschaftliche Leistungsfähigkeit durch Qualitätsorientierung“ und die „effiziente Vermarktung“ hervor sowie die „ökologische Orientierung“ durch die Verbesserung von land- und forstwirtschaftlicher Produktionstechnik und „soziale Ausgewogenheit“ durch direkte Förderungen von „benachteiligten“ Regionen und Betrieben. Ideologisch handelt es sich bei dieser Politik um eine Mischung aus Bauerntumsideologie, funktionalistischer Agrartheorie mit Aspekten der Ökologiebewegung (die jedoch bei den EU-Beitrittsverhandlungen 1994 nicht von Bedeutung waren). Zu dieser Zeit wurde das Agrarbudget nahezu verdoppelt und es kam zu einer immensen Förderung des biologischen Landbaus, wobei die Verteilung ungleichgewichtig (nach der Größe der Betriebe) verteilt wurde. Das alte System wurde somit mehr oder weniger in das System der Gemeinsamen Agrarpolitik (GAP) übernommen. Ökologische Inhalte, bäuerliche Landwirtschaft und die Wettbewerbsfähigkeit bildeten sachlich zwar einen „extremen Widerspruch“ vor dem EU-Beitritt, denn die ökosozialistische Ideologie bescherte zusätzliche Mittel, wovon jedoch real nur die Agrarindustrie und einige größere Betriebe profitierten, die Bevölkerung mit der ökosozialen Schiene jedoch überzeugt werden konnte. Während die einen profitierten, gaben in den 1990er Jahren durch den Strukturwandel über 60.000 Betriebe auf (vgl. Krammer/Rohrmoser 2012: 146f.)⁵⁸.

⁵⁸ Auf die 6. Phase „Etikettenschwindel mit dem „Programm zur Entwicklung des ländlichen Raums“ (2000 bis 2007) und die 7. Phase „Landwirtschaft als Business (ab 2007) werde ich nicht näher eingehen (siehe dazu Krammer/Rohrmoser 2012: 148f.), da diese Entwicklungen sich nicht mehr im zeithistorischen Kontext von Sophies Leben bewegen und daher nicht unmittelbar relevant sind.

Die Leute die von der Gegend leben (wie die Hirten auf dem Felde) brauchen diese übernationalen Organisationen nicht. Diese Organisationen aber brauchen die Leute im Land, denn sonst gibt es die Organisation nicht im Land. Diese Organisationen schaffen nicht Gewissensfreiheit, die der Vernunft zur Freude und Verantwortung dient, sondern die Gewissensbindung, die Pflicht und Zwang erschafft. Die Freude wird zu einer Frage von Lob und Tadel und ewigem sich Hinbiegen zu fremden Zielen. (Brandstätter 2002: 2)

Auch Sophie verschreibt sich ihren Texten der EU-Kritik und folgt damit der Linie der ÖBV, die zu dieser Zeit versucht, die agrarpolitischen Ziele zu den „BäuerInnen“ zu bringen. Als verheiratete Bäuerin – ohne Unterstützung des Ehemannes, der als Bauernbundfunktionär die „Gegenseite“ vertritt - versuchte sie auch in Schönau auf die Entwicklung und die negativen Folgen der landwirtschaftlichen Transformation aufmerksam zu machen. Doch Ideologie des neoliberalen Systems schreibt sich – mit Hilfe von Kirche und Staat - in das Handeln und Denken der Menschen ein. Regionalverbände wie die „Mühlviertler Alm“ haben zwiespältige Funktionen, dort wird versucht einen Brückenschlag zwischen vorherrschendem Agrarsystem und alternativen Ideen umzusetzen. Die EU steht einerseits für das agrarpolitische System, andererseits werden Projekte gefördert, die auch zur Auflösung von Frauenungleichheit beitragen sollen.

3.7.5. Lebensregion Mühlviertler Alm und Gendersensibilisierung

Anfang der 1990er Jahre wurde der Regionalverband „Mühlviertler Alm“ (MVA) gegründet um die „regionale Entwicklung“ voranzutreiben. Schönau ist eine der teilnehmenden Gemeinden. Zahlreiche EU-Projekte im Rahmen der Agenda 21 hatten, neben den ökonomischen Zielen, auch „identitätspolitische Maßnahmen“ in ihrem Programm. Im Zuge der EU-weiten Regionalisierungsbestrebungen wurde dementsprechend ein vermehrtes Zunehmen des regionalen „Zugehörigkeitsgefühles“ vorangetrieben und die „lokale Identität“ durch die Abgrenzung zum urbanen Raum gestärkt. Die regionale Institution „Lebensregion Mühlviertler Alm“ fördert die (permanente) Rekonstruktion des „dichten sozialen Beziehungsgeflechts“ in dieser ländlichen face-to-face Gesellschaft⁵⁹ und wird in vielen Veranstaltungen „beschworen“ (vgl. Seiser 2006: 5). Die Modernisierungsbestrebungen dieser ländlichen peripheren Region spiegeln sich auch im „Zukunftsbuch Mühlviertler Alm“ wieder, das 2003 zum ersten Mal präsentiert wurde (MVA 2006). Nachhaltigkeit, Ökologie, Ganzheitlichkeit und Vernetzung sind die großgeschriebenen Ziele und der Projektrahmen der MVA in Ergänzung zu bereits

⁵⁹ Die „face-to-face Gesellschaft“ hat ihre Grundlage in der unmittelbaren Familien- und Nachbarschaftsnähe und am Beispiel von Schönau basiert diese auch auf einem „aktiven Vereinsleben“ (vgl. Seiser 2006: 152).

vorhandenen „Leitlinien“ für die Förderperiode bis 2013 (MVA 2006: 3).

Die regional- und agrarpolitischen Maßnahmen (die aneinander gekoppelt sind) sichern den „Fortbestand“ der ideologischen Konstruktion von „Bauerntumsideologie, funktionalistischer Agrartheorie und ökologischer Aspekte“ (vgl. Krammer/Rohrmoser 2012: 146). Eine weitere Leitlinie im Zukunftsbuch der MVA ist die Umsetzung der Chancengleichheit von Männern und Frauen in der Region. In diesen Leitsätzen spiegelt sich jedoch deutlich die Realität, der (noch) nicht umgesetzten Chancengleichheit, wider:

Die Bevölkerung der Mühlviertler Alm erkennt und wertschätzt den Beitrag der Frauen zur Lebensqualität in Familie, Gesellschaft und Region, auch wenn dieser finanziell (noch) nicht bewertet ist. [...] Auf der Mühlviertler Alm ist die Einbindung von Frauen in entscheidende Gremien selbstverständlich, weil sie bereichernde Expertinnen sind. (MVA 2005: 13)

Grundsätzlich wird deutlich, dass der Beitrag der Frauen in der MVA zwar eine „Bereicherung“ darzustellen scheint, jedoch nach wie vor ein Leitsatz für die (bereits umgesetzte) kontinuierliche Einbindung der Frauen nötig ist, um darauf aufmerksam zu machen. Und inwiefern, beziehungsweise ob sich die Möglichkeit „Berufstätigkeit und Familienleben in freier Wahl vereinbaren lässt“ (ebd.) - ein weiterer Leitsatz aus dem Zukunftsbuch – muss offen bleiben. An dieser Stelle sei lediglich angemerkt, dass sich die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, zumindest für die Männer schon durchgesetzt hat, ob es tatsächlich für Frauen (vor allem Bäuerinnen) bereits der Realität entspricht, wage ich zu bezweifeln (Ausnahmen ausgenommen). In diesem Sinne möchte ich auf ein Zitat von Goldberg (2003: 133ff.) verweisen:

Die Arbeitsbereiche, in denen die Bäuerin tätig ist, scheinen kaum selbstbestimmt von den Frauen gewählt. Eher ergeben sie sich pragmatisch (z.B. Nebenerwerb) oder traditionell geschlechtsspezifisch, d.h. männlich bestimmt. [...] Die Betriebsführung ist auch heute noch eindeutige Männerdomäne, während der Haushalt, die Kinder- und Pflegefallbetreuung immer noch hauptsächlich von der Bäuerin alleine erledigt wird.

Oedl-Wieser (2004) stellt sich im Vorwort ihres Beitrages „in Hinblick auf die EU-Struktur- und Regionalförderung in Österreich“ die Frage:

[...] ob dem Anspruch auf eine gleichberechtigte Partizipation der Frauen in den diversen Entwicklungsprogrammen für den ländlichen Raum entsprochen wurde bzw. ob die EU überhaupt über ein entsprechendes frauenpolitisches Instrumentarium verfügt, um die vielschichtigen Problemlagen und Benachteiligungen, denen Frauen in ländlichen Regionen ausgesetzt sind, aufzugreifen und Lösungsstrategien zu entwickeln.

Ein weiteres Beispiel für die, noch nicht sehr weit fortgeschrittene, Einbindung der Frauen in alle Bereiche der Region, Gemeinde oder Pfarre, sind unterschiedlichen Reaktionen auf

das Gendersensibilisierungsprojekt *Chiron*⁶⁰, das im Rahmen der Agenda 21 von der EU gefördert wurde und von der MVA initialisiert wurde: In Bezug auf das Projekt waren die Reaktionen in der Bevölkerung zu Beginn vorwiegend ablehnend und den Leiterinnen wurde ob dem „Genderthema“ auch deutliches Misstrauen entgegengebracht. Als der befürchtete „radikale Feminismus“⁶¹ bei den Gemeindeveranstaltungen nicht zum Vorschein kam, wurde das Projekt von den TeilnehmerInnen wahrscheinlich als „ungefährlich“ eingestuft (schließlich ging es um die Chancengleichheit *beider* Geschlechter). Fazit war, dass die „Genderthemen“ sogar von mehr Männern als Frauen mit Zustimmung quittiert wurden (vgl. Schmalzer, 2.5.2005).

Die politische Kultur eines Landes stellt einen zentralen Einflussfaktor auf die politische Partizipation von Frauen dar. Sie umfasst die Gesamtheit aller politisch relevanten Meinungen, Einstellungen und Werte der Mitglieder einer Nation, die im Rahmen des politischen Sozialisationsprozesses geprägt und übermittelt werden. Gesellschaftliche Orientierungen gegenüber der politischen Rolle von Frauen sowie die damit verbundenen Einstellungen zur weiblichen politischen Partizipation sind darin eingebettet. Zur politischen Kultur gehören auch die vorherrschenden Frauen- und Männerbilder in der Politik. (Fuchs 2010: 542)

3.7.6. Exkurs: Die ländlichen Frauen- und Geschlechterforschung in Österreich

Im folgenden Exkurs möchte ich den Forschungsstand der österreichischen Frauenforschung im ländlichen Raum wiedergeben. Diese Forschung hat sich im Kontext anderer kritischer Bewegungen – vorwiegend am Lande – in den 1980er Jahren entwickelt und Sophie war einerseits aktive Mitgestalterin (nicht nur in der ÖBV), andererseits als Bäuerin Teil jener kritischen Bewegung, die sich mit der Benachteiligung der Bäuerinnen beschäftigt hat und aus denen Impulse für Studien gekommen sind.

Durch die EU-weite Gender Mainstreaming-Strategie wurde die ländliche Frauen- und Geschlechterforschung in Österreich vorangetrieben und „beflügelt“ auch wenn das Konzept selbst von vielen FeministInnen als „zahnloses Herrschaftsinstrument“ kritisiert wurde. Oedl-Wieser (vgl. 2009: 12) unterstreicht die Vernetzung zwischen unterschiedlichen AkteurInnen aus Bereichen wie Wissenschaft und Politik, wodurch ein inter- und transdisziplinärer Dialog entstanden ist, der dem „Cross-cutting“ Charakter der ländlichen Frauen- und Geschlechterforschung entspricht.

⁶⁰ Chiron – Chancengleichheit in der Region: Genderprojekt von 2003-2004 Regionalverband *Mühlviertler Alm* (Regionale Agenda 21 und LEADER+ Programms) (vgl. Leitner/ Schmalzer 2005).

⁶¹ Was mich an die „Furcht der Männer vor dem Schreckgespenst der gelehrten Frau“ (Brehmer 1997: 3) erinnert (siehe Kap.3.2.5).

In einem ausgesprochen veränderungsresistenten Klima, das im Agrarbereich und in vielen ländlichen Regionen Österreichs vorherrscht, ist es besonders wichtig, mit Zahlen und Fakten, aber auch mit qualitativen Analyseergebnissen, die ungleichen Lebensverhältnisse von Frauen und Männern aufzuzeigen. Geschlechter-sensible Forschung kann somit die Grundlagen für eine fortschreitende geschlechterdemokratische Entwicklung in ländlichen Regionen bereitstellen. (Oedl-Wieser 2009: 12)

Nach dem zweiten Weltkrieg wurden bis zum Jahr 1965 keine Studien über die vielfältigen Aktivitäten von Bäuerinnen durchgeführt, lediglich für die agrarische Verwaltung wurden geschlechtsunspezifische Daten gesammelt und in Berichten eine androzentristische Perspektive eingenommen. Dadurch wurden die Tätigkeiten der Bäuerinnen in dieser Zeit weitgehend unsichtbar gemacht (vgl. Oedl-Wieser 2009: 7). Im Zeitraum von 1965 bis 1985 wurden in erster Linie Studien durchgeführt, die zwar die Arbeitsleistungen und Lebenssituationen von Bäuerinnen erfassen sollten, jedoch waren damit keine Intentionen vorhanden, die ungleichen Geschlechterverhältnisse in der bäuerlichen Gesellschaft abzubauen (vgl. Oedl-Wieser 2009: 8). Ab Mitte der 1980er Jahre fand die feministische Wissenschaft ihre Themen und Fragestellungen auch in den ländlichen Räumen. Daher wurden Geschlechterdisparitäten im Bereich Bildung, Wohnen und Arbeiten untersucht und die geschlechtsspezifische Machtverteilung behandelt. Neben den Problemlagen gerieten die Handlungsspielräume und Potentiale zunehmend in den Fokus (vgl. ebd.: 8). Oedl-Wieser (ebd.: 9) sieht den „partizipativen Ansatz“ als „wesentliches Charakteristikum der ländlichen Frauen- und Geschlechterforschung in Österreich“. Die Frauen wurden eingeladen über ihre Lebens- und Arbeitssituation zu reflektieren und über Strategien zur Verbesserung der eigenen Situation nachzudenken, ein wesentlicher Beitrag dazu ist die 1987 erschienene Studie „Das Ansehen der Bäuerinnen“ (Arnreiter et al.) (vgl. Oedl-Wieser 2009: 9). Die erste soziologische Grundlagenstudie über Bäuerinnen in Österreich wurde erschien 2003 unter dem Titel: „Bäuerinnen im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne: Einstellungen zur Berufstätigkeit der Frau zur Ehe und Familie“ (Goldberg 2003). Christine Goldberg führte narrative Interviews durch und erfasste „Weiblichkeitskonstruktionen“ in landwirtschaftlichen Betrieben. Ein wesentliches Ergebnis ist, dass den Frauen vielfältige Optionen, Chancen und Aktivitätsfelder in den bäuerlichen Betrieben offenstehen, jedoch von der „Verhandelbarkeit“ der Möglichkeiten in der Familie abhängen (vgl. Oedl-Wieser 2009: 9). Letztendlich liege es aber „in den Händen der Bäuerinnen [...] ihre Chancen zu nutzen, das Kontinuum der sozialen und betrieblichen Einheit auf den Höfen zu durchtrennen und in ihrem Sinne neu zu gestalten“ (Goldberg 2003, zit. nach Oedl-Wieser 2009: 9).

Die Ergebnisse zeigen sehr deutlich, dass nur durch die Einbeziehung der Strukturkategorie „Geschlecht“ die ländliche Gesellschaft und die ländliche Entwicklung in ihrer Komplexität erfasst und verstanden werden können. (vgl. Oedl-Wieser 2009: 11)

3.7.7. Kraft der Verantwortung

Ein weiterer Aspekt von Sophies persönlicher Entwicklung ist der Wechsel von der ZuhörerIn zur Vortragenden. „Man hörte ihr gerne zu und sie hatte einen wunderbaren Humor“, ist das Fazit einer Freundin von Sophie, wie mir Monika Brandstätter (6.8.2012) erzählte.

Die Kritik am vorherrschenden Modell des Agrarsystems ist ein Schwerpunkt zu dem Sophie sich nicht nur in ihren schriftlichen Beiträgen äußerte, sondern auch bei öffentlichen Veranstaltungen meldete sie sich selbstbewusst zu Wort. Eine dieser Wortmeldungen erntete nicht nur heftigen Applaus sondern blieb als „legendär“ in den Gedächtnissen und fand Einzug in verschiedenen Büchern und Artikel (vgl. Hebertshuber 1993/Bauer et al. 1994/Beer-Heigl 2002/ Loibl 2007/Heindl 2008).

Heindl (2008: 61) beschreibt in seinem Buch recht anschaulich, wie er die Rede des Agrarökonomen Heinz Ahrens bei den *Goldegger Herbstgesprächen. Sind die Bauern noch zu Retten?* am 6. und 7. November 1993 erlebte. Der Vortragende Ahrens sprach von der Notwendigkeit der „schnellstmöglichen Transformation der österreichischen Landwirtschaft zur Stärkung der Marktorientierung“, wobei „das generelle Grundproblem der Landwirtschaft“ sei, dass „die Bereitschaft der Landwirte auszuschneiden, nicht so groß sei, wie es eigentlich sein müsse“. Den anwesenden Bauern und Bäuerinnen (in etwa 300) teilte er mit, dass „in etwa 90 Prozent von ihnen nach dieser Transformation ausscheiden werden und sich eine Beschäftigung suchen müssten, da nur 10 Prozent überlebensfähig wären (vgl. Heindl 2008: 61).

... Nach einer Schrecksekunde ehrfürchtigen Schweigens meldete sich die Bäuerin Sophie Brandstätter aus dem Mühlviertel zu Wort.... (Heindl 2008: 61)

Ich habe vor 22 Jahren auf einen Bauernhof geheiratet. Damals war es noch kein Geldmarktbauernhof. Ich stehe als Person hier, die durch Einheirat auf einen Bauernhof für ein Stück Erde Verantwortung übernommen hat. Ich möchte zu den zwei Experten, denen sich unsere Politiker ausliefern, Stellung nehmen. Unserer Politiker sind nicht von ungefähr gebundene, befangene Menschen. Den Hintergrund, warum die ganze Gesellschaft so ‚befangen‘ ist, hat uns Herr Ahrens vorenthalten. Er hat auf seinen Folien nicht den Hintergrund gezeigt: die Gesetzmäßigkeiten des Geldes. (Bauer et al. 1994)

Sophie beendete ihre Rede mit folgender „legendären Erklärung“: „Kraft der Verantwortung, die mir das kleine Stück Land, wo ich lebe, durch meine Arbeit im Lauf der Jahre auferlegt hat, entziehe ich Ihnen hiermit Ihre Lehrbefugnis!“ (Heindl 2008: 61).

Im Gegensatz zu den durchaus zahlreichen positiven Wahrnehmungen ihres Mutes und ihrer pointierten Aussagen in unterschiedlichen Kontexten außerhalb ihres Wohnortes, stand die ablehnende Haltung vieler SchönauerInnen ihr gegenüber im Kontext der „Dorfgemeinschaft“, worauf ich im Folgenden näher eingehe.

3.7.8. Die Dorfgemeinschaft

Mit all dem, was wir in den vergangenen 50 Jahren gelernt und erlebt haben, wären wir in der Lage, das Leben im Dorf neu zu organisieren. Auf die innere Wahrheit des Empfindens achten, den eigenen Sehnsüchten Raum geben, Räume zum Austausch schaffen anstatt einseitigen Marschierens, Uniformtragens und überregionaler Wettbewerbe. Der Mensch sollte als Einzelner auftreten können, ohne niedergemacht zu werden. (Brandstätter 1993c: 13)

Sieder/Langthaler (vgl. 2000: 8) schreiben, dass die sozialen Beziehungen der DorfbewohnerInnen zunehmend durch staatliche Institutionen reguliert wurden. Jede Dorfgesellschaft zerfällt in ein Neben-, Mit- und Gegeneinander kleinerer Gemeinschaften und organisiert sich nach dem „Geschwisterprinzip“ von Inklusion und Exklusion und steht gleichzeitig der ideologischen Vorstellung vom Dorf als homogenes und harmonisches Sozialgebilde gegenüber. So gibt es „lokale Eliten“, auf die sich die Einzelnen beziehen oder sie beziehen ihre Identitäten und Handeln auf „imagined communities“, die sich auch über die Grenzen des Dorfes hinausbewegen können, wie z.B. „die Mühlviertler“, oder „die Bergbauern“ (vgl. Sieder/Langthaler 2000: 26). In der „Dorföffentlichkeit“ sind es die Männer, die diese weitgehend strukturell und traditionell bestimmen (Oedl-Wieser 2004: 179).

Oedl-Wieser (vgl. 2004: 201) stellte die Frage, wie Frauen nun unterstützt werden könnten, um ihre Ideen durchsetzen zu können und mehr Selbständigkeit zu erreichen. Bei der Studie von Oedl-Wieser meinen einige der befragten Frauen, dass sie die „Vorbildwirkung einzelner engagierter Frauen“ als einen Weg zur Aktivierung anderer Frauen identifizieren. Wobei die Vorbildwirkung eine „großen Einfluß in der Familie und bei den eigenen Kindern“ hat. Ein anderer Weg läge darin, das „Selbstbewußtsein“ der Frauen zu stärken indem man sie bei „Persönlichkeitsentwicklung und -entfaltung“ unterstützt, wobei hier die „Arbeit in Gruppen und Erfahrungsaustausch“ genannt wurden (vgl. ebd.).



Sophie in Aktion

Sophie galt für viele Frauen als eine solche „Integrationsfigur“, die auch „bewundert“ wurde, gleichzeitig trauten sich die wenigstens Frauen (oder Männer) in ihrer Heimatgemeinde öffentlich zu ihr zu stehen. Es war ein „Wagnis“ sich mit ihr zu zeigen (vgl. InterviewpartnerIn B, 30.8.2005).

Und das war natürlich auch, wenn'st z'weit ausigrast, dass wird dir eher krumm genommen. Es ist irgendwie, ... bist jo wos bessers. Also, das sind schon auch hemmende Gesetze. [...] Weil Schönau eh a Dorf ist, mit großen Stammfamilien, da ist ja jeder mit jeden irgendwie verwandt. Du derfst jo gor nix laut sogn, weil des kunnt jo schon wieder ins aundere Nest gehen. So... kannst jo scho wieder a Nest beschmutzen. [...] Wennst aussu steigst, bist draussen, ja, und do erleb i des Dorf als sehr eng. (ebd.)

Öffentlich gegen die Norm zu handeln oder diese zu kritisieren kann sozialen Ausschluss zur Folge haben oder stößt, wie im Falle von Sophie, häufig auf Unverständnis in der Dorfgemeinschaft. Sophie hätte sich „im Gegensatz zur ersten Frau [Maria] zwar zur Wehr gesetzt“, war aber „zu extrem“ und sei auch etwas „abgehoben“. Frauen die Eigeninitiative ergreifen, wird häufig mit Misstrauen begegnet, einerseits vertreten vorwiegend Männer die die Meinung, dass Frauen für verantwortungsvolle Aufgaben in der Gemeinde oder der Region nicht genug qualifiziert sind, andererseits teilen häufig auch Frauen diese Einschätzung und unterstützen die geschlechterspezifischen Rollenzuweisungen von wegen Frauen seien „nicht kompetent genug“ (vgl. Oedl-Wieser 2004: 186). Diesen Ausschluss erlebte Sophie und sie hielt ihre Begründung dazu fest:

Wenn ich als Frau (Volk) mir Staatsbürgerrechte herausnehme, z. B. eine andere Partei wähle (keinen Bauernbundbeitrag bezahlen lassen will für mich), aus der Kirche austrete, breche ich die Gefolgschaft, die geistige Leibeigenschaft und nehme mir meinen Selbststand, meine Freiheit. Für die Fleißaufgabe (seine Frau im Schach zu halten), daß sie sich das nicht getraut gibt es unter Männern eigene Regeln. Dafür, die 1. Regel zu brechen, nur nicht aufzufallen, mußte ich schon mit dem Ausgestoßenwerden unter Frauen bezahlen. (Brandstätter 2002: 3)

Meine InterviewpartnerInnen begründeten die Schwierigkeit, sich öffentlich jederzeit zu ihr zu bekennen, häufig mit der „kompromisslosen“ und „direkten“ Art, die es schwer machte, mit Sophie mitzuhalten. Sophie war bewusst, dass sie sukzessive aus der „Dorfgemeinschaft“ ausgeschlossen wurde, aber das nahm sie in Kauf für ihren beharrlichen Kampf für Freiheit und Gerechtigkeit für die Frauen, Bauern und Bäuerinnen.

Weil das schon mal eine zentrale Erfahrung ist, es ist absolut riskant unter Frauen vor zu gehen, ja. Weil Frauen schicken dich nach vorne und schießen dich von hinten ab. [...] Und da sind Frauen wirklich nicht solidarisch, ja. Das ist glaub ich unsere größte Schwäche. Das wir gut teilen können mit Frauen in Lateinamerika oder in Indien, aber schwerer mit der Nachbarin oder mit der Schwägerin. Je näher desto gefährlicher, ... desto höher die Konkurrenz. (InterviewpartnerIn A, 2.6.2005)

Sophie war es vermutlich leid, in den ihr wichtigen Bereichen einseitige Zugeständnisse zu machen. Dort wo es bereits Ungleichheit gibt und man davon ausgehen kann, dass das Gegenüber nicht bereit ist Kompromisse einzugehen, z.B. festgeschriebene Regeln und Normen zu überwinden, beruht ein Kompromiss nicht mehr auf Gegenseitigkeit. Sophie hat bestimmte festgeschriebene Normen und Regeln hinterfragt und weigerte sich, sich diesen kritiklos unterzuordnen – in diesem Sinne war sie genauso kompromisslos, wie die VertreterInnen der *festgelegten* Normen und Regeln es *a priori* sind und wollte sich nicht der sozialen Kontrolle unterordnen, da sie sich diesen immer mehr bewusst wurde.



Sophie in Schönau

Sophie überschritt in vielen Bereichen die sozial normierten „Grenzen“ des Dorfes, was recht deutlich aus der Sicht von DorfbewohnerInnen beschrieben wurde. Bei meinem Forschungsaufenthalt 2005 im Mühlviertel wirkten die Reaktionen von DorfbewohnerInnen, wenn Sophie in einem Gespräch erwähnt wurde, eher ablehnend. Bei genauerem Nachfragen passierte es häufiger, dass die Gespräche im ersten Moment „verstumten“ und ein „Zurückweichen“ war zu beobachten. Manche haben auch „in sich

hineingelacht“ und „ein beklemmendes Schweigen war dabei“, wenn das Gespräch auf Sophie kam. Einige „belächelten“ die Frage, was ich eher als Abschätzung gedeutet habe. Zusätzlich wurde die Unsicherheit geäußert, dass man auch die Seite der DorfbewohnerInnen miteinbeziehen sollte, wenn ihr Leben öffentlich thematisiert werden sollte. Die BewohnerInnen zu Wort kommen zu lassen, indem ich das System von Inklusion und Exklusion aufzeige, ist mir ein wichtiges Anliegen. Die Sorge, dass sie nicht richtig verstanden werden würden, wenn sie etwas über „das Sopherl“ sagten wurde ebenfalls angesprochen und in mehreren Erzählungen wurde Sophie mit der ersten Frau von Florian verglichen: Was die eine sich zuwenig traute (sich zu wehren) machte die andere zuviel.

In der Lebensplanung von Frauen finden wir beides wieder: Anpassung an kulturelle Normen der Geschlechterordnung, die ihnen Kompromisse abverlangen und Eigensinn im Umgang mit sozialen Konstruktionen von Weiblichkeit, die ihren Selbstentwürfen widersprechen. (Becker-Schmidt 2008: 68)

Sophie „wehrte“ sich gegen die patriarchalen Muster und wollte sie durchbrechen, um ihre Version leben zu können. Sie engagierte sich anfangs auch beim Projekt Chiron (siehe Kap. 3.7.5), ist jedoch frühzeitig selbst ausgeschieden, was im Nachhinein von einigen Leuten in Schönau als durchaus „gut für das Projekt“ angesehen wurde (vgl. InterviewpartnerIn A, 2.6.2005). Es wurde öfters erwähnt, dass Sophie vermehrt ihre *privaten* Probleme bei Diskussionen thematisierte und als Beispiele heranzog. Sie schöpfte aus ihrer Erfahrungswelt und sprach *öffentlich* über die persönlichen Schwierigkeiten. Dies wurde im Dorf und von Familienmitgliedern als Grenzüberschreitung wahrgenommen und führte dazu, dass viele Leute sie nicht (mehr) ernst nahmen (vgl. InterviewpartnerIn B, 30.8.2005). Das Private in die Öffentlichkeit zu tragen stellte einen enormen Tabubruch in der Gemeinschaft dar.

So sehr auch lokale Gemeinschaften ihre BewohnerInnen umschließen und ihnen in der Not Hilfe zuteil werden lassen, so sehr sind diese engen Beziehungen oft auch Grund für soziale Ausgrenzung. Personen, die sich nicht in das strikte Regelwerk an Normen und Werten einfügen können oder wollen, laufen Gefahr von der dominanten Gemeinschaft sozial geächtet und ausgeschlossen zu werden. Dies betrifft v. a. Jugendliche und Personen mit abweichenden Lebensstilen, kulturellen Werten oder weltanschaulichen Überzeugungen. Jene die nicht am lokalen Vereinsleben teilnehmen oder die bestehenden Hierarchien akzeptieren, erfahren diese Schattenseiten zuallererst [Dax und Machold 2003; Wiesinger 2000]. In diesem Sinne kann ein starkes lokales Sozialkapital auch dazu führen, dass Menschen von außerhalb nur schwer Akzeptanz und Zutritt finden und dadurch viele Innovationen in der Region erschwert werden. (Wiesinger 2007: 100)

3.7.9. Four Women – Three Friendships

Monika Brandstätter studierte in Kanada Psychologie, im Rahmen des Studiums verfasste sie eine qualitative wissenschaftliche Arbeit über das Leben ihrer Mutter mit dem Titel „Four Women – Three Friendships. A Creative Analysis of Three Retrospective Accounts about My Mother“ (2002). Darin beschreibt und verarbeitet sie zugleich das Leben und den Tod von Sophie. Dieser Untersuchung liegen Interviews zugrunde, die Monika mit drei Freundinnen ihrer Mutter führte. Die Ergebnisse aus der qualitativen Analyse der Interviews fasste sie als *data poems* oder *analysis poems*, in Form wissenschaftlicher Gedichte zusammen. Grundsätzlich geht es um die Wahrnehmung der Frauen über das Leben von der jeweiligen Freundschaft mit Sophie. Einen kurzen Ausschnitt aus einem Gedicht möchte ich an dieser Stelle zitieren. Die Aussagen decken sich mit jenen, die auch mir in Interviews oder Gesprächen begegnet sind:

What I've learned about my mom today

I wanted to know, with my new shiny methods,
who you are, what you do, why you were her friend?

You said:

Your Mom is years ahead

we need our time

but one day we'll see how small we are compared to her.

There was a wall, between you and her,
so you couldn't understand, couldn't see through,
so you have shared, what you told me, that others still think,
at least that's what they say and want to believe:

“She's just one of these women, who can't shut their mouth,
who don't know a bit, but want to shout out”,
who talk about things, that we would rather not hear,
just make things restless, and shatter how they appear.

But then she approached you, and you let it happen,
you began to see, what she was and wanted to be:

A woman with love, knowledge, and hopes,
who wanted to help and get appreciation in return.

Im Gedicht ist auch von der Ausgrenzung die Rede, die ich bereits angesprochen habe. Sie war aber auch eine „Unterstützerin“, half Menschen in sozialen Notlagen im Ort „brachte ihnen Essen vorbei“ oder kümmerte sich neben ihrer Arbeit um die Gärten von Freundinnen die keine Zeit oder weniger Erfahrung hatten (vgl. InterviewpartnerIn B, 30.8.2005).

Auch Freundinnen und Verwandte nahmen sie häufig widersprüchlich wahr. Auf der einen Seite stand die „Energie“ und die „Kraft“, die sie ausstrahlte, mit der sie überzeugen konnte, auf der anderen Seite war sie sehr oft „zu direkt“ und „zu undiplomatisch“ und

hätte Menschen mit dieser Art „überfordert“ (vgl. ebd.). Auch innerhalb der Geschwister und angeheirateten Schwager und Schwägerinnen wurde mir erzählt, dass sie gerne „diskutierte“ und mit ihrer Meinung anerkannt werden wollte, dabei hat sie auch dort manchmal jemanden „vor den Kopf gestoßen“, wenn sie nicht verstanden wurde (vgl. Freudenthaler/Schramm, 30.7.2012). Selber konnte sie oft nur schwer damit umgehen, wenn sie sich unverstanden fühlte: Die zwei Schwestern, die auch Bäuerinnen waren, konnten mit Sophies „Forderungen für alle Bäuerinnen“ nichts anfangen und lehnten diese damals auch ab, was bei Familientreffen oft zu Streitereien zwischen den Geschwistern führte (vgl. ebd.). Mit ihrer Einstellung polarisierte sie in der eigenen Familie und Schwierigkeiten gab es vor allem auch mit ihrem Bruder und der Schwägerin in Schönau, die sich in die Schönauer Gemeinschaft gut integriert fühlten und daher persönlich von Sophies Kritik betroffen waren.

Dennoch sagen einige der Geschwister heute über sie, dass sie „ihrer Zeit voraus“ gewesen sei (vgl. Fischerlehner/Freudenthaler/Schramm, 30.7.2012). Etwas, das auch Freundinnen von ihr immer wieder erwähnten (vgl. InterviewpartnerIn B, 30.8.2005/ InterviewpartnerIn C, 29.10.2005).

Aber es war natürlich schon auch so ihr Schicksal unter die Frauen. Weil i denk ma, wenns unter die Frauen mehr Unterstützung gehabt hätte, oder a hinten, einen Rückhalt. Aber das muß man auch sagen, es war ja kaum wer da, der ihr geistig das Wasser hätte reichen können, ja. Der da mit können hätte mit ihr. Sie hat ja aussu miassn. Da sie da niemanden gefunden hat. (InterviewpartnerIn A, 2.6.2005)

In Schönau und in der Familie ist sie an die Grenzen gestoßen, jedoch hat sie sich häufig aus dem Dorf hinaus bewegt, um sich so auch mit Menschen (Frauen) umgeben zu können, die ihre Ideen und Visionen verstanden und sie unterstützt haben. Sophie hatte somit zwei „Lebenswelten“, die sich immer nur schwer verbinden ließen. Auf der einen Seite sollte sie in Bezug auf Familie und Dorf in der Norm bleiben, mit der Gewissheit keine Anerkennung (in welcher Form auch immer) zu bekommen, auf der anderen Seite bewegte sie sich nach draußen und erhielt für das, was sie tat, „Wertschätzung“ und auch „Bewunderung“ für ihren Mut, sich als Bäuerin „nach vorne“ zu stellen:

Wie ich Dich vor einigen Jahren kennengelernt habe, Sophie, war ich so begeistert von Dir, weil ich gesehen habe, wie mutig Du bist, so mutig, deine eigenen Gedanken zu denken, Dir selber Gedanken zu machen. Ja, so mutig, Visionen zu haben, dich zu trauen, größer zu denken, mehr hereinzunehmen. Ja, und so mutig, Deinen Weg zu finden, Deinem Herzen zu folgen, auch wenn es das alte sprengt. Auch wenn Du die alten Grenzen überschreitest. Und es hat mich inspiriert, Dein Mut und Deine Begeisterung. (Walch 2002: 4)

An dieser Stelle möchte ich anmerken, dass ich in meiner Zeit in Wien in den letzten Jahren in den unterschiedlichsten Kontexten immer wieder auf Menschen gestoßen bin, die Sophie persönlich oder durch Erzählungen kannten und die mit „Wertschätzung“ über sie sprachen. Sieder bringt meines Erachtens diese Spaltung auf den Punkt:

Obwohl die mächtigen Diskurse von Institutionen wie Regierungen und Behörden, politischen Parteien, Kirchen, Bildungseinrichtungen, Gesundheits- und Justizapparaten etc. verbreitet und zum Teil mittels Gesetzen und monopolisierter Gewalt durchgesetzt werden, vermag sich der Einzelne von Aspekten einer kollektiven oder gesellschaftlichen Identität, die er ansonsten teilt, auch zu distanzieren. [...] Zudem kann er sich gleichzeitig mit mehr als einem Kollektiv identifizieren. (Sieder 1999: 238)



Sophie (Zweite von Links)

(Keine) Zeit für Gemütlichkeit

Was mir schockiert hot, dei hom ka Sof ghobt. Sie haben umgebaut und dann war ka Platz drin. (Freudenthaler/Schramm, 30.7.2012)

In einem Radiointerview beschreibt Sophie ihre persönlichen Anliegen und was sie sich wünschen würde (Brandstätter A1):

Was i ma no wünschn tat, dass ma amoi zur Gemütlichkeit kemman, amoi. Dass ma Zeit hobm zum Wohnen zum Austausch a. Wir hobm zum Beispiel heit no koa Gossnbänk, oder a Hausbänk wo ma am Abend vielleicht sitzn kunnt. Was i ma no wünschn tat, dass war, dass ma a als Mann als Frau, als Bauer und Bäuerin gemeinsam in der Öffentlichkeit auftritt. Und dass net da Bauer die Bäuerin vertritt, ... ah zum Beispiel der Betriebsführer abgeschafft wird. Weil wenn zwei Leit sich zusammentoan muaß net oana da Führer sein, weil wenna net am Bauernhof geht, dann gehts nirgends auf da Welt, ... dass irgendwie eine gleiche Würde entsteht zwischen Mann und Frau. So find i hoit, dass ois, olle positiven Veränderungen miassn in der Familie erkämpft werdn. Drum find i des so wichtig, dass sich die Männer und Frauen drauf besinnen, dass sie die Welt gestalten und net irgend a Institution.

3.8. Ein weiterer Lebens(um)bruch 1996 – 2002

Sie hot sicher den guaten Willn ghobt, dass sie a guate Mutter ..., sie wor auch a guate Mutter. Sie wor mir a guate Frau und sie wor a guate Matter... bis dass hoit dann die Sektengeschichten so überhand genommen hom von ihr, dass eigentlich doch... söm a a negative Veränderung in ihr vorgegangen ist... (F. Brandstätter, 5.10.2005)

1996 stellt im Leben der jetzt 55-jährigen Sophie einen weiteren einschneidenden Lebens(um)bruch dar, der sich für Florian als „negative Veränderung“ zeigte. Deren Auslöser vermutete er in „Sektengeschichten“ (vgl. Florian, 5.10.2005). Jedoch ist diese Erklärung nicht hinreichend. Wie schon an der vorangehenden Lebensbeschreibung deutlich wird, erlebt sie selbst eine permanente „Grenzüberschreitung“ der persönlichen Räume von Frauen durch die Männer. Die „symbolische Macht“ der Herrschenden hat sich in vielen Bereichen manifestiert und findet in den Familien ihren mehr oder weniger „gewalttätigen“ Ausdruck. Bourdieu beschreibt in seinem Konzept der „symbolischen Gewalt“, dass es nicht nur die psychische Gewalt ist, die unterdrückend wirkt, sondern dass auch die soziale Dimension des „unbewussten Zustimmens“ der Beherrschten zum vorherrschenden Machtsystem zur Unterdrückung führen kann (Bourdieu 1997: 165).

Vier Bauern habe ich vor meinem geistigen Auge bzw. mit Haut und Haaren erlebt: meinen Vater, meinen Schwiegervater und den vorgesehen Hoferben. Als Frau bin ich den Männern am Hof praktisch ausgeliefert. (Brandstätter 1988c: 18)



Links: Sophie genießt die Wintersonne/ Rechts: Lehnerhaus (beschriftet von Sophie)

Die Dynamik zwischen „ausgeliefert sein“ und „selbstbewusst entscheiden“ setzte sich im weiteren Verlauf ihres Lebens fort. Zuhause in Schönau und am Bauernhof ist sie den Entscheidungen der Männer ausgeliefert, außerhalb der Familie und des Ortes findet sie für

170

sich Möglichkeiten selbstbewusst entscheiden zu können. Florian hat zwar in seinem Rahmen versucht, Sophie zu unterstützen und sagt im Interview, dass er mit ihren Visionen und Ideen auch einfach nicht mithalten konnte (F. Brandstätter, 5.10.2005). Die ablehnende Haltung eines Großteils der SchönauerInnen ihr gegenüber oder die konträren Positionen in der Familie, was die Zukunft des Hofes betraf, dürften mitunter dafür ausschlaggebend gewesen sein, dass sie sich auf die Suche nach Menschen oder Gruppen machte, bei denen sie sich zugehörig und verstanden fühlen konnte. Menschen, die sie und ihre Visionen teilen und verstehen konnten und die Freiheit bereits lebten, die sie sich für sich selbst und andere wünschte und auf *ihrem* Hof verwirklichen wollte. Zu Beginn versuchte sie auch immer wieder Florian in ihre Vorstellungen mit einzubeziehen, was in manchen Belangen auch gelang, so öffnete sie den Bauernhof zum Beispiel für „WwooferInnen“⁶², die bei der Arbeit halfen und dafür Kost und Logis bekamen (M. Brandstätter, 6.8.2012).

Und auf amoi, in die letztn poar Joahr hots gsogt, na, i mog nimma, mia hean auf, do hom mas hoit verpochtet an an aundern der interessiert wor. Es war dann eh nimmer gangen, weil sie vü unterwegs wor, dann hätt mas eh nimmer gschofft, weil so wors jo geschickt. (F. Brandstätter, 5.10.2005)



Sophie

„Sie war so berühmt, dass sie so an guatn Speck hot. Und auf amol is Vegetarierin wordn“ (Freudenthaler/Schramm, 30.7.2012). In diesem Jahr, beziehungsweise um diese Zeit herum, beendete sie die Direktvermarktung, wurde plötzlich zur Vegetarierin, trat aus der Kirche aus und teilte ihre Entscheidung mit sich von Florian scheiden lassen zu wollen. In

⁶² WWOOF (ursprünglich: Working Weekends On Organic Farms) Eine 1971 in London ins Leben gerufene weltweite Bewegung, in der Arbeit gegen Kost und Logis getauscht wird. Heute werden die Abkürzung unterschiedlich bezeichnet, in Österreich: „We're Welcome On Organic Farms“ (vgl. WWOOF Österreich, 6.10.2012).

diesem Jahr begann sie zu Seminaren und Treffen der *Sai Baba Gruppe*⁶³ in Gramatstetten zu fahren, deren spiritueller Zugang sie bis zu ihrem Lebensende begleiten sollte. Noch im selben Jahr dürfte sie sich noch auf ihre erste Reise nach Indien begeben haben um den indischen Guru Sai Baba persönlich zu treffen. „Das war ein Aspekt ihrer Persönlichkeit, diese unglaubliche Spiritualität, also dass sie immer eine Suchende war, nach den Zusammenhängen im Kosmos“ (InterviewpartnerIn A, 2.6.2005).

Du kannst es dir vorstellen, i hob zu den Sochn net jo sogn kennan, i hobs zum Inder foahn lossn und bin a manchmoi mitfoahn, damit net dann die Leit herkemman, die san hoit a, teilweise hobns utopische Vorstellungen ghobt. (F. Brandstätter, 5.10.2005)

Elisabeth Loibl stellt in „Das Brot der Zuversicht“ (2003: 5) die Frage, „warum ausgerechnet die drei wichtigsten Kraftquellen des Menschen als rückständig verunglimpft werden?“. Mit den „Kraftquellen“ meint sie die Subsistenz, die Sexualität und die Spiritualität. Loibl bezieht sich auf den Subsistenzansatz, der von „akademischen KritikerInnen“ häufig dem Vorwurf der „Unwissenschaftlichkeit“ ausgesetzt ist (vgl. ebd.). Einen Grund für die Ablehnung des Subsistenzansatzes in der Wissenschaft sieht sie in der „Geringschätzung der Meinung und Erfahrungen von einzelnen“. In der bäuerlichen Welt verortet sie diese Ablehnung durch die „Unsichtbarmachung“, und wenn dies nicht auf Dauer gelingt, in der „Vereinnahmung“ durch die patriarchal strukturierten Systeme (vgl. Loibl 2003: 6). In ihrem Beitrag kommt sie nach vielen Gesprächen mit Bäuerinnen zum Ergebnis, dass besonders die „Wertschätzung bäuerlicher Wirtschaftsweise und Produkte“ nicht durch Lob, sondern in Form von guten Preisen, die auch die soziale Absicherung und das Fortbestehen von Betrieben sicherstellen kann, erforderlich wären (vgl. ebd.: 109).

Für Sophie spielte 1996 nicht nur die soziökonomische Sicherheit des gemeinsamen Betriebes eine Rolle, sondern die Ungewissheit ihrer eigenen Absicherung wurde immer sichtbarer. Vier Jahre nach der Installierung der „Bäuerinnenpension“ war diese bei Weitem nicht für Bäuerinnen ausreichend sichergestellt. Gleichzeitig spitzte sich die familiäre Situation durch die anstehende Hofübergabe, der Sophie nicht ohne weiteres zustimmen wollte, zu. So wurde ihre spirituelle Suche, die auch die darauffolgenden Jahre andauerte, von den „weltlichen“ materiellen Sorgen um ihre persönliche Absicherung begleitet, sowie von der Erkenntnis, dass sich ihre eigenen Vorstellungen eines „offenen Hofes“ nicht durchsetzen lassen würden. Die Männer machten ihre „eigene Sache“ und sie wollte um

⁶³Sathya Sai Baba wurde am 26.11.1926 in Putaparthi geboren und starb am 24.04.2011. Indischer Guru, der seine Lehren auf der ganzen Welt verbreitet hat, es gibt weltweit viele Sai Baba Gruppen, eine davon in Österreich. Sein Grundgedanke ist die „Einheit der Religionen“ (vgl. Sai Baba, 22.6.2012)

ihre Rechte kämpfen:

Zur Zeit muaß i mi sehr auf d'Fiaß stelln, weil... es ist der zukünftige vorgesehene Hofererbe, des is der älteste Sohn, von die vier Stiefkinder wos i erheiratet hob. Und der und mei Mann, die Arbeiten den ganzen Tag miteinander, net? Und besprechen sich. Und... es is so selbstverständlich, dass i von manche Sochn gor nix woäß, und dass mi de... oafoch... oafach einteilen, wie si sich hoit denkn, und i muaß mi hoit dann wehrn. (Brandstätter, A3)

3.8.1. Pension, Hofübergabe und Scheidung

Für die Pension mit 55 erhielt ich keine Unterschrift (einen Pachtvertrag mit 1000,- S im Monat), so mußte ich darauf verzichten. Ich wurde erpreßt zur Hofübergabe ohne vorher eine Wohnung für mich zu haben. (Brandstätter 2002: 3)

Die Bäuerinnenpension ist eines der Themen, für das sie sich in ihrer Zeit im Frauenarbeitskreis der ÖBV vehement eingesetzt hatte. 1996 möchte Sophie mit 55 Jahren in Frühpension gehen, erhält jedoch vermutlich keine Unterschrift von Florian, der als Betriebsleiter die Verfügungsmacht hatte, ihr die Hälfte der Pension auszuzahlen. Trotz Einführung der Bäuerinnenpension im Jahr 1992 hatten viele Bäuerinnen immer noch keinen Anspruch auf eine eigene Pension, wenn sie aufgrund ihres Alters nicht die ausreichende Anzahl an Versicherungszeiten sammeln und infolgedessen keine Anwartschaft für diese mehr erwerben konnten. Für all jene Frauen und Männer, die vor dem 1.1.1955 geboren waren galt das „alte“ Pensionsmodell. (vgl. Schwarz 2011: 173)

1986 sprach die ÖVP Abgeordnete Katharina Horngacher davon, dass durch die Anhebung der Versicherungsmonate in der Bäuerinnenpension von 120 auf 180 die Geburtsjahrgänge von 1941 bis 1946 „massiv benachteiligt“ wurden (Parlament, 2.7.2012).

Für Sophie kam somit lediglich die Option, die 1969 als Betriebspension konzipiert wurde, in Frage. Dieses Gesetz sah die Auszahlung einer Pension an eine Person vor, auch wenn EhepartnerInnen den Hof gemeinsam bewirtschafteten. Es oblag dann dem/der BetriebsführerIn – in den meisten Fällen dem Ehemann – die Pension zu teilen, ein „Taschengeld“ zu geben. Die Tatsache, dass es im Grunde vermehrt Frauen betraf, die dann ab 1992 von der Pension durch die gesetzliche Teilung profitierten, machte dieses Pensionssystem zur „Bäuerinnenpension“.

1995 lag die durchschnittliche Alterspension der Bauern und Bäuerinnen bei 6.660 Schilling und bewegte sich somit unter denen von anderen PensionistInnen, besonders auffällig war der Unterschied zwischen den Geschlechtern (Wiesinger 2009: 105). Im Jahr 2010 bekamen die Männer im Durchschnitt 1.048 und die Frauen 562 Euro Alterspension,

d.h. die Frauen bekommen bis heute erheblich weniger. Der Grund dafür liegt auch heute noch an der beitragslosen Zeit vor Einsetzen der „Bäuerinnenpension“ (Grüner Bericht 2011: 135).

Eine Wohnung für die Mutter und ein Gästezimmer (für die Kinder aus 2. Ehe) wird als unzumutbar abgelehnt: Der Notar sagt, bei Scheidung gibt es keinen Groschen, eine dicke Lüge.“ (Brandstätter 2002: 3)

3.8.2. Hofübergabe und Ausgedinge

Aber Stiefsöhne und Ehemann bestrafen in vorauseilendem Gehorsam die Mutter für ihr öffentliches Engagement. Bei Hofübergabegespräch habe ich keine Chance. Die Möglichkeit eines getrennten Ausgedinges wird auch vom Notar abgestritten. Es ist wie eine Gehirnwäsche. Der Richter verneint jedes Verfügungsrecht der Frau über den Mitbesitz. (Brandstätter 2002: 3)

Das Erbrecht bei land- und forstwirtschaftlichen Betrieben nimmt in Österreich einen Sonderstatus ein, den ich im Folgenden kurz erläutern möchte. In Hinblick darauf auf die Situation von Sophie ist von Bedeutung, dass sie sich sehr sicher war, dass ihr die zweite Hälfte des Hofes zustand. Allerdings räumen die Vererbungspraxis und das gesetzliche Sondererbrecht dem/der HofübernehmerIn erhebliche Möglichkeiten ein. Bei der Heirat mit (zukünftigen) UnternehmerInnen wird von dem/der zukünftigen EhepartnerIn Heiratsgut eingebracht, wofür er/sie Miteigentum am Hof bekommt. Zwischen Bauer und Bäuerin besteht in der Folge eine Gütergemeinschaft, dies wird unter dem Begriff „Ehegattenhof“ zusammengefasst (vgl. Brauner 1980: 58ff.).

In Oberösterreich kommt bei der Übergabe von landwirtschaftlichen Gütern die bäuerliche Sonderabfolge, das Anerbenrecht, zur Anwendung, das ermöglicht, den Hof ungeteilt zu übergeben. Üblicherweise wird nur ein/eine ErbIn eingesetzt, die anderen Kinder bezeichnet man als „weichende ErbInnen“, diese (müssen) den Hof meist verlassen und geringfügig mit Mobilien abgefunden werden. Bevor das gesetzliche Anerbenrecht durch Tod der ErblasserInnen zum Tragen kommt, wird die Nachfolge bei Pensionsantritt den ÜbergeberInnen durch Übergabeverträge geregelt. Nach der Übergabe ziehen sich die ehemaligen HofeigentümerInnen in das Ausgedinge zurück, wofür die ÜbernehmerIn aufkommen muss (vgl. Brauner 1980: 9f.). Die Rechtskonstruktion des Anerbenrechts mit Ehegattenhof sieht allerdings den Scheidungsfall nicht vor.

Was ist schuld, dass ich heute nach 30 Jahren Ehe mit Schein, bar meiner Eherechte, scheinbar als unmögliche Person trotz scheinhaften Mitbesitzes, unscheinbar wie eine mausernde Henne, (man gäbe mir meine Möbel und mein Geld zurück und ich meinen Mitbesitz) meine volle Leistung noch schuldig bin. (Brandstätter 2002: 2)

Sophie wollte sich von Florian scheiden lassen, was jedoch durch die Verquickung Miteigentum, nicht getrenntem Pensionsanspruch, Übergabe und Anerbenrecht nicht so einfach möglich war. Es kam dahingehend auch zu einem Gerichtsverfahren (bezüglich Pensionsteilung und Scheidung). Ein weiteres Gerichtsverfahren wurde wegen dem Besitzverhältnis des Bauernhofes zwischen ihr und dem Hofübernehmer Johann eingeleitet (Florian hatte der Hofübergabe zugestimmt, Sophie jedoch nicht). Sophie war nicht einverstanden, dass Johann den Hof übernehmen sollte, da sie ihre eigenen Vorstellungen hatte und Johann diese nicht teilte. Eine Freundin von Sophie strich Monika gegenüber hervor, dass es Sophie weniger um den Besitz an sich ging, als viel mehr um die „Verantwortung“, die sie „für dieses Stück Land“ übernommen hatte (vgl. M. Brandstätter, 6.8.2012).

Wer hier geboren ist, ist hier daheim. Die Schwalben wissen jedes Jahr, bei welchem Fenster sie immer aus- und eingeflogen sind. Das Kernstück des Bauernhofes sind die Hände, die Herzen und die Leiber der Bauersleute; die Augen, die Seele, das Gemüt und die Willenskraft. Das Bewußtsein von sich selbst und vom Ehegespons prägen den Lebensverlauf. Ich bin der Eheengel meiner Eltern. Ich bin auf das Ganze bedacht. (Brandstätter 1990e: 8)



Foto von Sophie: Blühender Mohn im Garten

3.9. Das letzte Jahr 2002

Nun bin ich 61, mit Alterspension und erbitte vom Staat die Scheidung. Vom Stiefsohn erbitte ich meine Hälfte wie sie mir laut Schein zusteht, was er scheinbar nicht geben will! Mein Stiefsohn will meine Hälfte nicht von mir, sondern vom Richter. „Die Herren sollen sagen!“ Deshalb hat er mir einen Prozeß angehängt. Wer darf verlangen, daß ich mit ihm den Betrieb gemeinsam führe? (Brandstätter 2002: 4)

Sophie bekam im Alter von 60 Jahren die Alterspension, die in etwa 5000 Schilling (~364 Euro) ausmachte. Ab diesem Zeitpunkt war es ihr auch möglich die Scheidung einzureichen, der Florian nicht so ohne weiteres zustimmen wollte – er band seine Zustimmung zur Scheidung an die Forderung, dass auch sie der Hofübergabe an Johann zustimmen sollte (vgl. M. Brandstätter, 6.8.2012). Aus der jeweiligen Perspektive war es für alle Beteiligten schwierig: Für Johann der sich sein Leben lang auf die Übernehmerrolle vorbereitet hatte; für Florian, der sich Sorgen machte, dass der Bauernhof sich zu sehr verändern könnte oder er verkauft werden müsste, wenn Sophie ihre Vision vom „offenen Hof“ verwirklichen würde; für Sophie, die ihren Traum leben wollte, jedoch im Kontext der informellen und formellen Gesetze der Gesellschaft keine Möglichkeit hatte, diesen zu verwirklichen. 2002 diagnostizierte man bei ihr einen bösartigen Hautkrebs.

Die Krankheit

Bei unserem letzten Besuch in Zwettl hast du trotz deiner schweren Situation geschwärmt, wie wunderbar und fantastisch doch das Leben ist. Deinen Optimismus behalte ich mir. (Schmalzer 2002: 5)

Anfang April 2002 bekamen die beiden Töchter, Christine und Monika, die zu diesem Zeitpunkt in den USA bzw. Kanada lebten, die Nachricht, dass ihre Mutter schwer krank sei und wahrscheinlich nur mehr einige Monate zu leben habe. Monika und ihr damaliger Freund Bryce (der heute ihr Ehemann ist) flogen eine Woche darauf nach Österreich zurück und Christine kam bald darauf nach. Sophie war zu diesem Zeitpunkt bereits im Krankenhaus. Da das Zusammenleben am Bauernhof in Schönau aufgrund der beantragten Scheidung und der ungeklärten Besitzverhältnisse zu diesem Zeitpunkt nicht mehr möglich war, wollte Sophie auf keinen Fall mehr nach Schönau zurück. Nun war es wichtig für sie, sich auf die Heilung ihrer Krankheit konzentrieren zu können und sich nicht mehr der schwierigen Situation zu Hause auszusetzen (vgl. M. Brandstätter, 6.8.2012).

Monika machte sich auf die Suche nach einer Mietwohnung für die Mutter, die sie in Form einer Auszugswohnung auf einem Bauernhof in Zwettl an der Rodl (Oberösterreich) fand. Im Krankenhaus wurden Schlafzimmermöbel bestellt und mit einem Anhänger wurden – mit Hilfe einer Liste, die Sophie geschrieben hatte – die Habseligkeiten vom Bauernhof von Monika, Christine und Bryce, dem Freund von Monika, abgeholt. Darunter waren auch Möbel, ein Herd und eine Waschmaschine, die Sophie bereits für eine „eigene Wohnung im Alter“ gesammelt hatte. Es war für Monika und Christine auch klar, dass sie sich um ihre Mutter kümmern werden und so wohnten sie zu viert (Sophie, Christine, Monika und Bryce) in der kleinen Wohnung, in der es ein Schlafzimmer, eine Küche und ein Wohnzimmer gab. Hinter dem Haus brachten sie eine Hängematte an, auf der Sophie sehr gerne ihre Zeit verbrachte (vgl. M. Brandstätter/Bates, 7.8.2012).

Sophie bekam in Zwettl an der Rodl viele Besuche von FreundInnen und Verwandten bekommen, die mit ihr auch gemeinsam beteten oder sangen. Mit der Zeit fiel es ihr immer schwerer zu sprechen, da sich Gehirnmetastasen gebildet hatten und „das Singen war leichter als das Reden um Gefühle auszudrücken“. Ihre Töchter und Bryce kümmerten sich rund um die Uhr um sie und eine für einige Zeit wurden sie von einer Familienhelferin unterstützt, worüber sich Sophie besonders freute: „Sie bekam etwas von der liebevollen Versorgung zurück, die sie selbst als Familienhelferin so gerne weitergegeben hat“ (M. Brandstätter, 6.8.2012). Zusätzlich gab es noch Unterstützung von ein paar Verwandten, die kurzfristig die Pflege übernehmen konnten. Die Kinder kochten zum Frühstück oft Getreidegemüsesuppe, da Sophie diese so gerne hatte und Sophie brachte Bryce bei Brot zu backen. Sie hatte in all der Zeit auch ihren Humor nicht verloren, so gab es schon mal einen „Vogelrtag“, wenn ihr manche Wörter nicht mehr einfielen und sie diese mit „Vogel“ ersetzte. Sie lachten viel gemeinsam und Monika fuhr mit Sophie auch zu einem Trommelwochenende oder zu verschiedenen Seminaren, die sie bei der Heilung unterstützen sollten. Sophie war fest davon überzeugt, dass sie wieder gesund werden würde, „nicht dass sie weiterleben ‚wollte‘, sondern sie war überzeugt davon“. Monika erzählte mir, dass es durchaus auch so gewesen sein könnte, dass Sophie es sich nicht „erlaubte“ sich einzugestehen, dass sie todkrank sei. Nach dem Motto: „Du wirst geheilt, wenn Du nur stark genug glaubst“ (vgl. M. Brandstätter/Bates, 7.8.2012).

Diese Form des „positiven Denkens“ übte auf Sophie bis zum Ende vermutlich einen gewissen Druck aus. Der spirituelle Zugang, den Sophie verfolgte, schloß eine stark Schuld

zuweisende Haltung in Bezug auf ihre Krankheit ein.⁶⁴ Es gab auch schwierige und traurige Tage, wo Sophie trotz ihres Optimismus große Schmerzen hatte oder sich ihrer Situation bewusst war: „Am Schluss hob i schon mitkriagt, dass sie schon verzweifelt war, so einverstanden, dass sie gehen muss, war sie net“ (M. Brandstätter/Bates, 7.8.2012).

Sophie wurde im Laufe der Zeit immer schwächer, benötigte dann Krücken und am Ende einen Rollstuhl. Trotz zwischenzeitlicher Zweifel glaubte sie bis zum Schluss fest daran wieder gesund zu werden, so dass es sehr schwierig war eine Antwort von ihr darauf zu bekommen, wo sie denn begraben werden möchte: „Wenn ich entscheiden muss, dann Hirschbach“, sagte sie (vgl. ebd.).

Also immer so diesen Spagat hinkriegen zwischen einerseits, genauso wie die Mama hoffen, dass entgegen was die Ärzte sogn a Wunder passiert oder da Mama des a lossen, oder so und aber gleichzeitig sich für das andere, für des Schlimmste sich vorbereiten müssen. (M. Brandstätter/Bates, 7.8.2012)

Die letzte Woche vor ihrem Tod war sie in Linz im Krankenhaus und Monika erzählte mir, dass es neben der Sorge auch eine Erleichterung war, die Verantwortung abgeben zu können und sie froh war, dass die BetreuerInnen „im Krankenhaus wirklich Lebensfreude ausgestrahlt“ haben (vgl. ebd.). Als es absehbar war, dass sie nicht mehr lange zu leben hatte, versammelten sich Familienmitglieder dort, um sich von ihr zu verabschieden, darunter auch Florian:

Ganz am Ende im Krankenhaus, sie war wortwörtlich im Sterbebett, sie sah nach oben, die haben Hände gehalten, dann hat sie ihn angesehen und hat ihn angelächelt. Das war sehr schön.“ (M. Brandstätter/Bates, 7.8.2012)

Sophie verstarb am Samstag, den 2. August 2002.

⁶⁴ In diesem Zusammenhang möchte ich auf ein Buch von Barbara Ehrenreich verweisen „Smile or Die. Wie die Ideologie des positiven Denkens die Welt verdummt.“ (2010) Darin kritisiert die Autorin die kommerzialisierte Illusion des „Positiven Denkens“: Wer positiv genug denkt, kann nicht nur alles erreichen, sondern ist im Gegenteil dazu an seinem Unglück (z.B. Krankheit oder Kündigung) selbst Schuld, wenn er/sie negative Gedanken hat und nicht fest genug an die eigene „positive Kraft“ glaubt.

Das Begräbnis in Hirschbach

Ich habe den Eindruck, die Sophie hat da irgendwelche Connections laufen lassen, dass es so regnet. Wie wenn sie sagen hätte wollen: „Damit sie daheim bleiben, damit sie daheim bleiben, sie brauchen eh nicht kommen bei dem schlechten Wetter. Aber wie gesagt, die Sophie hat gerne Widerspruch ausgelöst, und so viele Leute sind gekommen. (Menne 2002: 6)

Bei der Messe zählt Brigitte einige Artikel auf, die die Sophie im Saurüssel veröffentlicht hat, „[...] weil es mir einfach so wichtig vorkommt und die Sophie, glaube ich, das auch will, dass man ihre schriftlichen Ergebnisse oder schriftlichen Lebensäußerungen noch einmal erwähnt“ (Menne 2002: 6). Christine, Monika, Paul und Florian gestalteten gemeinsam das Grab von Sophie und ein mit Mohnblüten verziertes Eisenkreuz wurde als Erinnerung an sie angefertigt und aufgestellt (C. Brandstätter, 22.9.2012).

Mama, in manchen Bereichen hast Du keine Kompromisse gemacht, und manche sagen, dadurch hattest Du es schwer. Ich glaube, dass Deine Vorstellung von Glück sehr stark mit dem Begriff der Gerechtigkeit gekoppelt ist, besonders wichtig ist dir die Gerechtigkeit für uns Frauen, und die Bauern und Bäuerinnen. Du hast auch gemeint, dass es wichtiger ist, die Voraussetzungen für ein glückliches Leben für alle zu schaffen. Ich glaube auch, dass Du nicht glücklich wärest, hättest Du es Dir einfacher gemacht. (C.Brandstätter 2002: 3)



Die Bäuerin Sophie Brandstätter

4. Conclusio

Zehn Jahre nach dem Tod von Sophie Brandstätter wurde ihre Lebensgeschichte in den Mittelpunkt dieser Diplomarbeit gestellt. Eine Mühlviertler Bäuerin, die den Mut hatte, für ihre eigenen Rechte und Freiräume und die ihrer Berufskolleginnen öffentlich einzutreten. Diese re-konstruierte Biografie kontextualisiert diesen politischen Kampf indem „brüchige“ Stationen ihres Lebens, von der Geburt bis zum Tod, ausführlicher beleuchtet werden.

Die Beweggründe für ihr Handeln finden sich einerseits in den persönlichen Erschütterungen wieder, die sie in ihrem Leben erfuhr, andererseits im allmählichen Erkennen der Strukturen von Kirche und Staat, die ihre und die Handlungsspielräume der Frauen im ländlichen Raum enorm einschränkten und bestimmten. Ihr Leben lang begleitete sie ein unglaublicher „Bildungshunger“, den zu stillen ihr nicht so einfach möglich war.

Der Blick auf die Bildungsgeschichte von Frauen in Österreich verweist auf die individuelle Lebensgeschichte von Sophie und zeigt, dass sich ihre persönliche Wahrnehmung von Ungleichheiten nicht lediglich auf ein subjektives Einzelphänomen reduzieren lässt. Im Gegenteil, die Geschichte macht deutlich, wie Frauen (bis heute) aus bestimmten Bereichen der Gesellschaft ferngehalten und durch gezielte bildungspolitische Entscheidungen ausgeschlossen werden. Im Begriffskonglomerat „Frauenbild(ung)“ verschränkt sich der historisch perpetuierte Zusammenhang von Rollenzuschreibungen und Zugang zu Bildungsmöglichkeiten, der sich in meiner Arbeit als wegweisend herausstellte.

Ihr Leben beginnt auf einem Bauernhof und der Alltag als Kleinkind ist geprägt vom bäuerlichen Leben in der Nachkriegszeit. Sie erlebt hautnah den Beginn der Industrialisierung der Landwirtschaft am elterlichen Betrieb mit, mit einem Vater als innovativen Vorreiter. Daneben erlebt sie die Überforderung der Mutter, die neben der Arbeit am Hof alleine für die Erziehung der Kinder verantwortlich ist und den Haushalt führen muss. In der Nachkriegszeit wird zeitgleich mit der Modernisierung der Landwirtschaft die Bauerntumsideologie des Ständestaates wiederbelebt und gestärkt vom nationalsozialistischen Regime, werden auch die geschlechtliche Arbeitsteilung in den bäuerlichen Betrieben forciert. Mit dem „ländlichen Versuchsschulwesen“ wird diese Entwicklung auch in den Schulen staatlich durch Institutionalisierung legitimiert. Kirche und landwirtschaftliche Organisationen unterstützen mit ihren jeweiligen Ideologien dieses

Vorgehen. In der Volksschule am Land werden die Kinder gemeinsam unterrichtet und in ihre zugeschriebenen „natürlichen“ Rollen verwiesen. Auch in die Freizeit der Jugendlichen greift diese Politik. Die Landjugendorganisationen (von der katholischen Kirche und der Landwirtschaftskammer initiiert) unterstützen die geschlechterspezifischen Zuschreibungen durch ihre geschlechtsdifferenzierten Weiterbildungsmöglichkeiten.

Der Bildungshunger der jungen Nachkriegsgeneration ist groß und auch Sophie möchte so viel wie möglich lernen. Doch es wird ihr nicht gestattet, da sie am Hof des Vaters gebraucht wird. Sie darf nicht in die Hauptschule und sogar die Hauswirtschaftsschule wird ihr als einzige aller Geschwister verwehrt. Als sie schließlich alt genug ist, entscheidet sie sich als junge Frau ins Missionskloster zu gehen. Dort wird ihr die Bildung ermöglicht, die sie nirgends sonst bekommen hätte. Sie verbringt sieben Jahre im Kloster und ihr Alltag ist geprägt vom „Ora und Labora“ der Gemeinschaft. Als sie das ewige Gelübde ablegen sollte, tritt sie aus dem Kloster aus und macht eine einjährige Ausbildung zur Familienhelferin. In dieser Zeit erfährt sie selber die Wertschätzung für ihre Arbeit in Form von Gehalt und Lob. Kurze Zeit später kommt sie nach Schönau für einen Einsatz zu Florian Brandstätter und seinen vier Kindern, deren Mutter sich das Leben genommen hatte. Es dauert nicht lange und die beiden verlieben sich und der Traum von Sophie eine Bäuerin zu werden erfüllt sich. Demgemäß versucht sie mit ganzer Kraft den ihr zugeschriebenen Rollen in Haus und Hof gerecht zu werden.

Die Rollenzuschreibungen und der Zugang zu Ausbildungsmöglichkeiten sind die Schlüsselkategorien, die das Leben von Sophie von Anfang an bestimmt haben. Als junge Bäuerin merkt sie schnell, dass sie keine Wertschätzung für ihre Arbeit erhält und versucht ihre Handlungsspielräume zu erweitern. Zuerst in der Teilnahme am Dorfleben bei Goldhauben und Verschönerungsverein, bald jedoch findet sie sich in jenen Bewegungen wieder, die das vorherrschende Agrarsystem ob seine kapitalistischen Bestrebungen kritisieren. So sind es nicht nur die eigenen Erschütterungen, die sie wachrüttelten, sondern ihr wird bewusst, dass sie in ihrem Leben bereits viele Frauen begegnete, die zu Hause mit ihrer Arbeit als Bäuerin, Hausfrau, Mutter und Ehefrau unglaublich überfordert waren.

Sie beginnt zu schreiben und aus ihren Texten geht klar hervor, dass sie nicht für sich alleine sondern für alle betroffenen Frauen kämpfen wollte. Obwohl auch heute bekannt ist, dass vor allem viele Bäuerinnen mit den zahlreichen Arbeitsbereichen überlastet sind, stieß Sophie in ihrem Heimatort Schönau, wo sie sich sehr engagierte, mit ihrer Kritik auf Unverständnis, da diese Überbelastung von Frauen in der Gesellschaft negiert wird. Daher

haben ihre öffentlichen Auftritte im Dorf fatale Auswirkungen auf ihr Leben. Das Dorf, das „Gemeinschaft“ und „Zusammenhalt“ beinahe schon zwanghaft nach außen trägt, verträgt keine Kritik, sofort werden „Ausschlussmechanismen“ wirksam, die dafür sorgen sollen, dass Sophie als Frau wieder auf ihren „Platz“ verwiesen wird. Es gibt lediglich einige wenige Frauen, die es „wagen“ sich im Dorf mit ihr sehen zu lassen, andere bewundern sie zwar für ihren Mut, fürchten sich jedoch (zu Recht) vor sozialen Sanktionen. Das katholisch-konservative Netzwerk im Dorf, legitimiert von „oben“ (Kirche und Staat), sorgt dafür, dass solche „AusreißerInnen“ wie Sophie, nicht ohne weiteres davon kommen. Die VertreterInnen berufen sich auf die Normen und Werte und machen eindeutig klar, dass ihnen die „soziale Kontrolle“ im Dorf obliegt. Im Falle von Sophie sind sie damit nicht ganz erfolgreich. Aus der Dorfföfentlichkeit verstoßen findet sie andere Wege und Strategien um sich nicht der Auslieferung preisgeben zu müssen. Außerhalb des Dorfes erfährt sie Zustimmung und erhält große Anerkennung für ihre gezielte „Einschätzung der Welt“. Sie kann sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten weiterbilden, das geht so weit, dass ihre autobiografisch begründeten politischen Analysen veröffentlicht werden und sie als Obfrau der Österreichischen Bergbauernvereinigung die Politik aktiv mit gestaltet.

Ihren persönlichen Kampf um die Freiräume am eigenen Bauernhof hat sie am Ende verloren, doch sie hinterlässt ihrer Nachwelt ein unvergleichlich aussagekräftiges Plädoyer für die politische und private Selbstbestimmung von Bäuerinnen aus dem 20. Jahrhundert.

5. Literaturverzeichnis

Alheit, Peter/ Dausien, Bettina (1996). Bildung als „biographische Konstruktion“?. In: Report Nr. 37, 33-45.

Alheit, Peter/ Dausien, Bettina (2002). Bildungsprozesse über die Lebensspanne und lebenslanges Lernen. In: Tippelt, Rudolf (Hg.). Handbuch Bildungsforschung. Opladen: Leske + Budrich, 565-585.

Bach, Hans/Polivka, Armin (1976). Sozialwissenschaftliche Untersuchung der Landgemeinde Hirschbach im Mühlkreis. Schriftenreihe für Agrarsoziologie und Agrarrecht. Heft XX.

Baier, Andrea (2008). Subsistenzansatz: Von der Hausarbeitsdebatte zur „Bielefelder Subsistenzperspektive“. In: Becker, Ruth/Kortendieck, Beate: Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS-Verlag, 75-80.

Becker-Schmidt, Regina (2008). Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, Ruth/Kortendieck, Beate: Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS-Verlag, 65-74.

Beer-Heigl, Traude (1994). Der Frauenarbeitskreis der ÖBV. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Nr. 182, 10.

Berghofer, Beatrix (1984). Die soziale und rechtliche Stellung der Frau am Beginn der Neuzeit in Österreich. Dissertation, Graz.

BMUKK. Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (2011). Bildungswesen in Österreich - Historische Entwicklung. Zeittafel.
<http://www.bmukk.gv.at/schulen/bw/ueberblick/zeittafel.xml>, 10.10.2011

Bourdieu, Pierre (1997). Ortseffekte. In: Pierre Bourdieu et. al. (Hg.): Das Elend der Welt. Konstanz: UVK, 159-168.

Bezirksrundschau.

www.meinbezirk.at/freistadt/chronik/als-die-grosse-flut-hereinbrach-d231027.html,
30.7.2012

Brehmer, Ilse (1997). Ausstellung. Geschichte der Frauenbildung und Mädchenerziehung in Österreich. Ein Überblick, Graz.

Brauner, Wilhelm (1980). Die Entwicklung des bäuerlichen Erbrechts. In: Dworsky, Alfons/Schider, Hartmut (Hg.). Die Ehre Erbhof. Analyse einer jungen Generation. Salzburg: Residenz Verlag, 55-60.

Burg Altpernstein. <http://burg.ooe.kjweb.at/>, 29.4.2012

Caritas Linz. Geschichte.

<http://www.caritas-linz.at/ueber-uns/geschichte/#c2757>, 27.07.2002

Caritas. Ausbildung. <http://www.ausbildung-sozialberufe.at/>, 22.8.2012

Dausien, Bettina (2001): Frauengeschichte(n) – Perspektiven der Biographieforschung in der Frauen- und Geschlechterforschung. In: Lebensaft, Elisabeth Desiderate der österreichischen Frauenbiographieforschung. Wien: Österreichisches Biographisches Lexikon, Schriftenreihe 7, 12-26.

Dausien, Bettina/Lutz, Helma/Rosenthal, Gabriele/Völter, Bettina (Hg.) (2005). Biographieforschung im Diskurs. Theoretische und methodologische Verknüpfungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Dausien, Bettina/Kelle, Helga (2005): Biographie und kulturelle Praxis. Methodologische Überlegungen zur Verknüpfung von Ethnographie und Biographieforschung. In: Völter, Bettina, et al. (Hg.), Biographieforschung im Diskurs. Theoretische und methodologische Verknüpfungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 189-212.

Dausien, Bettina (2008). Biographieforschung. In: Becker, Ruth/Kortendieck, Beate (Hg.). Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS-Verlag, 354-367.

Die Bergbauern (2001). Ankündigungen. In: Die Bergbauern. Nr. 266, 25.

Eder, Dieter (2006). Die Geschichte eines Dorfes und seiner Menschen. Schönau i.M.

Engelbrecht, Helmut (1983). Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Bd. 2, das 16. Und 17. Jahrhundert, Wien,

Engler, Steffani (2008). Habitus und sozialer Raum: Zur Nutzung der Konzepte Pierre Bourdieus in der Frauen- und Geschlechterforschung. In: Becker, Ruth/Kortendieck, Beate: Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS-Verlag, 222-233.

Erde & Saat. <http://www.erde-saat.at/>, 20.9.2012

Fadler, Astrid (2011). Von der Exotik zum Alltag. In: Arbeit & Wirtschaft 05/2011 http://www.arbeit-wirtschaft.at/servlet/ContentServer?pagename=X03/Page/Index&n=X03_1.a_2011_05.a&cid=1305281262467, 5.7.2012

FIAN, www.fian.at, 22.9.2012

Fellner, Fritz (Hg.) (1995). Das Mühlviertel 1945. Eine Chronik Tag für Tag. Grünbach: Ed. Geschichte d. Heimat.

Fuchs, Gesine 2010. Politik. Verfasste politische Partizipation von Frauen. In: Becker, Ruth/Kortendieck, Beate: Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS-Verlag, 547-554.

F. F. Hirschbach (Freiwillige Feuerwehr Hirschbach im Mühlkreis). Auszug aus dem Heimatbuch der Gemeinde Hirschbach. Feuerwehrwesen. http://www.ff-hirschbach.at/Ueber_uns/chronik.html, 22.4.2012

Geertz, Clifford (1992). Kulturbegriff und Menschenbild. In: Habermas, Rebekka/ Minkmar, Nils (Hg.): Das Schwein des Häuptlings. Beiträge zur Historischen Anthropologie. Berlin, 56-82.

Glasner, Josef (2002). Hirschbach im Mühlkreis. Gemeinde Hirschbach im Mühlkreis.

Goldberg (2003). Postmoderne Frauen in traditionellen Welten. Zur Weiblichkeitskonstruktion von BäuerInnen. Frankfurt am Main: StudienVerlag.

Göttsch, Silke (2007). Archivalische Quellen und die Möglichkeiten ihrer Auswertung. In: Göttsch, Silke Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2. überarb. Aufl., Berlin: Verlag, 15-32.

Hahn, Alois (1995). Identität und Biographie. In: Wohlrab-Sahr, Monika (Hg.). Biographie und Religion. Frankfurt a. M.: Campus, 127-151

Hauch, Gabriella (1990). Frau Biedermeier auf den Barrikaden. Frauenleben in der Wiener Revolution 1848, Wien: Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 49, 9-26.

Heiligenlexikon.

<http://www.heiligenlexikon.de>, 10.5.2012

Heller, Birgit (2008). Revision des homo religiosus: Religion und Geschlecht. In: Becker, Ruth/Kortendieck, Beate: Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS-Verlag, 705-710.

Himmelbauer, Gerda (2002). In: Glasner, Josef (Schriftführer). Hirschbach im Mühlkreis. Gemeinde Hirschbach im Mühlkreis, 23-28.

Hubmayer, Barbara (2008). Dr. Martin Stur.

<http://www.bildungshaus.cc/service/0/articles/2008/10/30/a3311/>, 13.6.2012

Hurdes, Felix (1948). Zum Geleit. In: Lang, Ludwig (Hg). Landschule und ländliche Erziehung in Österreich. Wien, 7-11.

Hupfauer, http://de.groups.yahoo.com/group/Hallo_Sultaniye/message/25?var=1,
22.9.2012

KBW Hirschbach (Katholisches Bildungswerk)

http://www.hirschbach.ooe.gv.at/gemeindeamt/download/bildungswerk_neu.html,
26.10.2010

Kapusta, Nestor (2012). Bericht und Statistik Suizide Österreich.

http://www.suizidforschung.at/statistik_suizide_oesterreich.pdf, 20.9.2012

Kerschbaumer, Annemarie (1999). Hebammen und Nationalsozialismus. In: Archiv.
Schwerpunkt-Thema: Hebammengeschichte. 5. Jg. Ausgabe 2/99.

Klamper, Elisabeth (1998). Die Verfolgung der österreichischen Juden. In:

Bundesministerium für Inneres und dem Dokumentationsarchiv des österreichischen
Widerstandes (Hg.). 1938 NS-Herrschaft in Österreich. Texte und Bilder aus der
gleichnamigen Ausstellung, Wien 1998, 36.

Kloster Wernberg

<http://www.klosterwernberg.at>, 9.5.2012

Krammer, Josef/**Rohrmoser**, Franz (2012). Im Kampf um ihre Rechte. Geschichte der
Bauern und Bäuerinnen in Österreich. Wien: Promedia Verlag.

Lang, Ludwig (1948). Landschule und ländliche Erziehung in Österreich. Wien.

Ländlicher Raum.

<http://www.laendlicherraum.eu/index.php?content=Worum%20es%20geht>, 2.9.2012

Landjugend (2007). Geschichte der Landjugend.

<http://www.landjugend.at/?id=2500%2C%2C2277%2C>, 14.7.2012

Land OÖ. FFH-Schutzgebiet, Tal der kleinen Gusen

www.land-oberoesterreich.gv.at/cps/rde/xchg/ooe/hs.xsl/20476_DEU_HTML.htm,

17.8.2012

Land OÖ. Landtagswahl. Historischer Überblick.

<http://www2.land-oberoesterreich.gv.at/statregionaldb/Themenauswahl.jsp?GemNr=40605>

&kat=GEM&txtRegionVar=GemNr&strGemeindeauswahlart=Formular&txtRegionNr=&such=hirschbach&txtResultPage=Themenauswahl.jsp, 22.5.2012

Land OÖ. Erbhöfegesetz.

<http://www1.land-oberoesterreich.gv.at/ltgbeilagen/blgtexte/19990637.htm>, 13.7.2012

Land OÖ. EinwohnerInnen Schönau.

<http://www2.land-oberoesterreich.gv.at/internetgemeinden/Start.jsp?id%F6stat=40619>,

12.9.2012

Larcher, Manuela/Vogel, Stefan (2009). Geschlechterspezifische Unterschiede im Hofübergabeprozess in Österreich. In: Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft für Agrarökonomie, Band 18(2), 67-78.

Lehmann, Albrecht (1983). Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt a. M.: Campus.

Leitner, Ully/Schmalzer, Ulrike (2005). Projektbericht CHIRON. Chancengleichheit in der Region. Gendermainstreaming in der Regionalentwicklung. Verband Mühlviertler Alm.

Lexikon Uni-Protokolle. <http://www.uni-protokolle.de/Lexikon/Fdd.html>, 7.6.2012

Loibl, Elisabeth/Krammer, Josef. (2007). Franz Rohrmoser. In: (Dies.) (Hg.). Das Politische ist persönlich, das Persönliche ist politisch. Zeitzeugen der Agrarpolitik. Forschungsbericht Nr.58. Bundesanstalt für Bergbauernfragen, Wien.

Loibl, Elisabeth (2007). Die Zukunft der bäuerlichen Landwirtschaft. Betrachtungen einer Hofnährin. In: Oedl-Wieser, Theresia (Red.): Zeitreisen(de) im ländlichen Raum – Diskurse - Re.Visionen. Forschungsbericht Nr. 57. Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen, 191-202.

Loibl, Elisabeth (2003). Das Brot der Zuversicht. Über die Zusammenhänge von Esskultur und bäuerlicher Landwirtschaft. Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen.

Menne, Brigitte (1994). Wir Frauen am Land. Ergebnisse der regionalen Kultur- und Bildungsarbeit im Mühlviertel. Arge Region Kultur, Wien: Frauenverlag.

Merl, Edmund (1989). Besatzungszeit im Mühlviertel. Anhand der Entwicklung im politischen Bezirk Freistadt. Grünbach: Ed. Geschichte d. Heimat.

Moebius, Stephan/ **Wetterer**, Angelika (2011). Symbolische Gewalt. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Jg. 36/2011, Heft 4,1-10.

MVA. Mühlviertleralm. www.muehlviertleralm.at, 2.9.2011.

MVA (2006). Zukunftsbuch Mühlviertleralm.

Nestvogel, Renate (2008) Sozialisationstheorien. Traditionslinien, Debatten und Perspektiven. In: Becker, Ruth/Kortendieck, Beate: Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS-Verlag, 159-170.

Notz, Gisela (2010): Arbeit. Hausarbeit, Ehrenamt, Erwerbsarbeit. In: Becker, Ruth/Kortendieck, Beate: Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS-Verlag, 420-429.

Oedl-Wieser, Theresia (2004). Emanzipation der Frauen am Land. Eine explorative Studie über Ambivalenzen und Lebenszusammenhänge. Forschungsbericht Nr. 40. Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen.

Oedl-Wieser, Theresia (2009): Frauen- und Geschlechterfragen in der ländlichen Sozialforschung in Österreich. In: Oedl-Wieser, Theresia, Darnhofer, Ika (Hrsg.): Gender Issues. Sonderband der ÖGA - Band 18 (2). Wien: Facultas Verlag, 1-14.

OÖ Goldhauben, <http://www.ooe-goldhauben.at/geschichte/index.html>, 10.5.2012

Österreich Institut. Filmdidaktisierung von Johann Gruber: Die Siebtelbauern. http://www.iagcovi.edu.gt/Homepagiag/paed/koord/deutsch/daf/daf_sec/pdfIII/Die%20Siebtelbauern.pdf, 27.05.2012

Pammer, Johann (2002). Die Besiedelung. In: Glasner, Josef (Schriftführer). Hirschbach im Mühlkreis. Gemeinde Hirschbach im Mühlkreis, 12-14.

Parlament (1990). Biografie Dr. Felix Hurdes. http://www.parlament.gv.at/WWER/PAD_00705/index.shtml, 16.7.2012

Parlament. Stenographisches Protokoll, Abgeordnete Katharina Horngacher, ÖVP. http://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XX/NRSITZ/NRSITZ_00182/SEITE_0086.html, 2.7.2012

Paul, Sigrid (1998). Funktionen der Biographieforschung in der Ethnologie. In: Jüttemann, Gerd/Thomae, Hans (Hg.): Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim: Beltz, 24-43.

Pfarre Dietmanns. Pfarrchronik Dietmanns 1845-1954. http://web165.login3.hoststar.at/09pfarredietmanns/pfarrchronik/Pfarrchronik1845_1954.pdf, 18.4.2012

Plummer, K. (2007) 'The call of life stories in ethnographic research'. In, P. Atkinson et al (eds) Handbook of Ethnography, London: Sage, 95-406.

Pospichal, Edith (2010). Der Gehorsam ist bedingungslos. Das Rollenbild der Frau im Nationalsozialismus. Dissertation, Universität Wien.

Rieder Volkszeitung (1938): Nordlicht überm Hausruck. Nr.4/1938.

<http://hausruckgeheimnis.wordpress.com/2011/07/21/25-janner-1938-nordlicht-durchschapellers-raumkraft/>, 8.4.2012

Rössler, Wolfgang (2009). Ein Nordlicht als Warnung. In:

<http://www.kleinezeitung.at/kaernten/2117014/ein-nordlicht-warnung.story>, 3.10.2011

Rosenthal, Gabriele (2005). Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: Dausien, Bettina/Lutz, Helma/Rosenthal, Gabriele/Völter, Bettina (Hg.). Biographieforschung im Diskurs. Theoretische und methodologische Verknüpfungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 46-64.

Schartmüller, Ingrid/**Kastner** Andrea (2002). Rückblick und Gegenwart der Landjugend Hirschbach. In: Glasner, Josef (Schriftführer). Hirschbach im Mühlkreis. Gemeinde Hirschbach im Mühlkreis, 460-462.

Schinnerl, Adolf (2004). Entwicklung des österreichischen Feuerwehrwesens. In: Österreichischer Bundesfeuerwehrverband. Handbuch zur Feuerwehrgeschichte. Oktober 2004/2, 1-33:

Schlüter, Anne (2010). Schlüter, Anne. 2010. Bildung: Hat Bildung ein Geschlecht? In: Becker, Ruth/Kortendieck, Beate: Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS-Verlag, 692-697.

Schnitzer, Anna (2004). Zum Bedeutungswandel von Geburt und Mutterschaft. Betrachtungen eines sozialen Ereignisses. Der Hallesche Graureiher 2004/2. Halle (Saale): Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Institut für Soziologie, 9.

Schönau Aktuell (1989). Regionalversammlung im Unteren Mühlviertel. Nr. 132.

Schönau Aktuell (2002). Todesanzeigen. Nr. 104.

Schönau Aktuell (2006). Todesanzeigen. Nr. 135.

Schwarz, Georg (2011). Leitfaden der bäuerlichen Sozialversicherung. Sozialversicherungsanstalt der Bauern.

Schwarzenberger, Julia (2008). Hebammen im Nationalsozialismus. Linzer Schriften zur Frauenforschung, Nr. 37, Linz: Trauner.

Seiser, Gertraud (1995). „Schniddan“. Zum Roggenanbau im Mühlviertel. Arbeitsabläufe und Arbeitsorganisation 1920 – 1994 im Kontext einer lokalen bäuerlichen Gesellschaft. Diplomarbeit. Universität Wien.

Seiser, Gertraud (2006) (Hg.): Zur Bedeutung von Verwandtschaft und Nachbarschaft für das Zusammenleben in Schönau. Erster vorläufiger Bericht an die Gemeinde Schönau über das EU-Projekt KASS (Kinship and Social Security)

Seiser, Gertraud (2009): Frauen und soziale Sicherheit im ländlichen Raum: Ein ethnografisches Beispiel. In: Oedl-Wieser, Theresia/Darnhofer, Ika (Hg.) Sonderband der ÖGA - Band 18 (2). Wien: Facultas Verlag, 149–161.

Seiser, Gertraud/ Schweitzer Peter (2006). Ethnographic Report. Rural Field Site Austria. (first draft). KASS – Kinship and Social Security. Vienne, Juni 2006.

Sieder, Reinhard (1999): Gesellschaft und Person: Geschichte und Biographie. In: Ders. (Hg.). Brüchiges Leben. Biographien in Sozialen Systemen. Wien: turia+kant, 234-264.

Sieder, Reinhard/Langthaler, Ernst (2000) Über die Dörfer. Ländliche Lebenswelten in der Moderne. Kultur als Praxis. Reihe 4. Wien: turia+kant.

Simon, Gertrud (1994). Hintertreppen zum Elfenbeinturm. Höhere Mädchenbildung in Österreich. Anfänge und Entwicklungen. Ein Beitrag zur Historiographie und Systematik der Erziehungswissenschaften. Habil. Schr., Universität Graz.

Slapnicka, Harry (1995). Das Abenteuer des Helfens - Die Caritas in den Jahren 1945 bis 1982. In: Neues Archiv für die Geschichte der Diözese Linz Jg. 9, 183-196.

Spülbeck, Susanne (1997). Biographieforschung in der Ethnologie. Wien: Lit.

Statistik Austria, <http://www.statistik.at/blickgem/blick1/g40605.pdf>, 30.6.2012

Statistik Austria, Ortschaften.

http://www.statistik.at/web_de/klassifikationen/regionale_gliederungen/ortschaften/index.html, 15.8.2012.

Statistik Austria, EinwohnerInnen 20.9.2012

Steinmaßl, Franz (1988). Das Hakenkreuz im Hügelland. Nationalsozialismus, Widerstand und Verfolgung im Bezirk Freistadt 1938-1945. Edition Geschichte der Heimat, Grünbach 1982.

Thumser, Regina (2008). Franz Kinzl. In: Forum OÖ Geschichte

http://www.oogeschichte.at/_fileadmin/media/dokumente/themen/kunstundkultur/musikgeschichte/Franz_Kinzl_02.pdf, 1.7.2012

Tröbinger (2002) Landwirtschaft. In: Glasner, Josef (Schriftführer). Hirschbach im Mühlkreis. Gemeinde Hirschbach im Mühlkreis, 379-381.

Unwetterstatistik Österreich.

www.unwetterstatistik.at/extremwetter.html, 30.7.2012

Vocelka, Karl (2002). Geschichte Österreichs. Kultur – Gesellschaft – Politik. München 297-300.

Weiss, Sabine (1996). Die Österreicherin. Die Rolle der Frau in 1000 Jahren Geschichte. Graz: Styria.

Wiebel-Fanderl, Olivia (1990). „Wir hatten alle Heiligen besonders auswendig lernen müssen. Die Bedeutung der Himmlischen Helfer für die Sozialisaton. In: Heller, Andreas/ Weber, Therese, Wiebel-Fanderl, Oliva (Hg.). Religion und Alltag. Interdisziplinäre Beiträge zu einer Sozialgeschichte des Katholizismus in lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen, Wien-Köln, 55-89.

Wiesinger, Georg (1993). Wer leistet Betriebs- und Haushaltshilfe in der Landwirtschaft. In: Die Bergbauern Nr. 170, 14.

Wiesinger, Georg (2007). Sozialkapital und ländliche Entwicklung. In: Oedl-Wieser, Theresia (Red.): Zeitreisen(de) im ländlichen Raum – Diskurse - Re.Visionen. Forschungsbericht Nr. 57. Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen, 191-202.

Wiesinger, Georg (2009): Armut in ländlichen Regionen. In: Forschungsbericht Nr. 40 101-116.

6. Biografisches Material

Texte, Artikel und Gedichte von Sophie Brandstätter

Brandstätter, Sophie

- (1986). Der blühende Mohn, oder wie es uns so geht. In: Der Saurüssel. Mühlviertler Landbote. Nr. 7, 16.
- (1988a). Die Hirten zu Betlehem und das Selbstverständnis der Bäuerinnen im Jahr 2000. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Nr. 121, 8.
- (1988b). LeserInnenbrief. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Nr. 121, 18.
- (1988c). Puppe abwerfen und Selbstverantwortung. In: Der Saurüssel. Mühlviertler Landbote. Nr. 16, 18-20.
- (1988d). Meine Himmelmutter als Bäuerin. Maria im Zeitalter des Kapitalismus. In: Der Saurüssel. Mühlviertler Landbote. Nr. 17, 6-7.
- (1989a). Wozu ich die ÖBV brauche. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Nr. 127, 6-7.
- (1989b). Meine Himmelmutter als Bäuerin. Maria im Zeitalter des Kapitalismus. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Überarbeiteter Artikel/ Nr. 132, 6-7.
- (1989c). Eigenverantwortung durch Freimut. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Nr. 133, 5-7.

- (1989d). Ein Bund für Bäuerinnen? Offener Brief an den Direktor des Österr. Bauernbundes (DI Dr. Alfred Fahrnberger) mit Antwortschreiben. In: Der Saurüssel. Mühlviertler Landbote. Nr. 18, 27
- (1989e). Das Bier, die Frau. In: Der Saurüssel. Mühlviertler Landbote. Nr. 19, 11.
- (1989f). „Du sollst dir (k)ein Bild machen!“ ‚Exodus‘ 20,4. In: Der Saurüssel. Mühlviertler Landbote. Nr. 21, 12-13.
- (1990a). Die Brüsseler Stadtmusikantinnen. Existenzgefahr – Träumen – Unterbrechen – Neu entscheiden. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Nr. 137, 7.
- (1990b). Der Traum der Bäuerin. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Nr. 138, 14.
- (1990c). Keine blüht für sich allein. Bauern und Bäuerinnen als Gestalter ihrer sozialen Umwelt. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Nr. 140/141, 10.
- (1990d). Der Bergbauer als Funktionär. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Nr. 143, 16.
- (1990e). Wo sich das Glück entscheidet. In: Der Saurüssel. Mühlviertler Landbote. Nr. 22. Rohrbach, 7-8.
- (1990f). Eva als Bäuerin im ausgehenden 20. Jahrhundert. Ein Dialog mit Nachwort. In: Der Saurüssel. Mühlviertler Landbote. Nr. 24, 6.
- (1990h). Eva als Bäuerin im ausgehenden 20. Jahrhundert. Der Saurüssel. Mühlviertler Landbote. Nr. 24, 6.

- (1991a). Lebensraum Mühlviertel. In: VEROM/ARGE REGION KULTUR: Mühlviertler Kalender. St. Martin i.M..
- (1991b). Vorwort für ein blühendes Land mit blühenden Frauen. In: Der Saurüssel. Mühlviertler Landbote. Nr. 26, 2.
- (1991c). Meine Erziehung. In: Der Saurüssel. Mühlviertler Landbote. Nr. 26, 20.
- (1991d). Die öffentliche Meinung. Der Saurüssel. Mühlviertler Landbote. Nr. 26, 20.
- (1991e). „Die Wirtschaft muss blühen“. Eine Bäuerin denkt laut. In: Der Saurüssel. Mühlviertler Landbote. Nr. 27, 16-17.
- (1991f). Der neue Vorstand der ÖBV. Obfrau Sophie Brandstätter stellt sich vor. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Nr. 152, 3-4.
- (1991/1992). Bäuerinnen sind Schwarzarbeiterinnen! Warum erschüttert das nicht die Öffentlichkeit? In: Der Saurüssel. Mühlviertler Landbote. Nr. 28/29, 10-11.
- (1992a). Der Kuckuck und der Esel. Der amerikanische Wettbewerb und die Rolle der Bäuerin seit 1945 in Kultur und Wirtschaft. Bauernsterben zur EG- und GATT-Zeit. In: Der Saurüssel. Mühlviertler Landbote. Nr. 30, 6-7.
- (1992b). Antwort auf Willi Prechtl. „Kehrt um“ (ändert die Richtung) ist seit Golgatha die Parole. In: Der Saurüssel. Mühlviertler Landbote. Nr. 31, 11.
- (1992c). Welches Kulturverständnis ist für ein zukünftiges Europa maßgeblich? Ein Bericht vom 2. Kongreß „Erwachsenenbildung auf dem Lande“. In: Der Saurüssel. Mühlviertler Landbote. Nr. 31, 14-15.
- (1992d). Bauern – Unser Leben – Unsere Zukunft. In: Der Saurüssel. Mühlviertler Landbote. Nr. 32, 3.

- (1992e). Die Frau als Risikofaktor im System. Ein blühendes Land braucht blühende Frauen. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Nr. 162, 27.
- (1992f). Eine Reise in den Norden. Zur Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft bäuerlicher Landwirtschaft (AbL). In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Nr. 165/166, 14.
- (1992g). Doktrin und Wirklichkeit. Nr. 31, 15.
- (1993a). Familien-Besitz-Betrieb. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Nr. 171, 19.
- (1993b). Land-Märchen. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Nr. 171, 19.
- (1993c). Das Dorflei(d)tbild. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Nr. 179,13.
- (1994a). Der ÖBV zum 20. Geburtstag. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Nr. 182, 20.
- (1994b). Neu! – das Bauerdressurprogramm. Nachgedanken zum 11. April 1994. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung. Nr. 188/189, 20.
- (2002a). Das mutige kluge Herz. In: Zeitschrift der österreichischen Bergbauern und Bergbäuerinnen Vereinigung. Wege für eine bäuerliche Zukunft. Nr. 268, 11.
- (o.J.). Wenn da Jesus nu amal kummt – Gedanken über Gewissensfreiheit von einer Bäuerin. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung.
- (o.J.). Leserbrief. In: Die Bergbauern. Zeitschrift der Österreichischen Bergbauernvereinigung.

- (2002b). Zivilcourage. Ausgeliefert – Selbstbewußt entscheiden. Unveröffentlichtes Manuskript.

Messereden beim Begräbnis von Sophie Brandstätter

Messereden (2002). Gedanken zum Leben unserer Schwester und Mutter. Unveröffentlichtes Manuskript.

Fischbacher, Rosa (2002). In: Messereden. Gedanken zum Leben unserer Schwester und Mutter. Unveröffentlichtes Manuskript.

Sixt, Christine (2002). In: Messereden. Gedanken zum Leben unserer Schwester und Mutter. Unveröffentlichtes Manuskript.

Wagner, Josefine (2002). In: Messereden. Gedanken zum Leben unserer Schwester und Mutter. Unveröffentlichtes Manuskript.

Himmelbauer, Maria (2002). In: Messereden. Gedanken zum Leben unserer Schwester und Mutter. Unveröffentlichtes Manuskript.

Brandstätter, Christine (2002). In: Messereden. Gedanken zum Leben unserer Schwester und Mutter. Unveröffentlichtes Manuskript.

Ganser, Hedi (2002). In: Messereden. Gedanken zum Leben unserer Schwester und Mutter. Unveröffentlichtes Manuskript, 3-4.

Walch, Josepha (2002). In: Messereden. Gedanken zum Leben unserer Schwester und Mutter. Unveröffentlichtes Manuskript, 4.

Schmalzer, Ulrike (2002). In: Messereden. Gedanken zum Leben unserer Schwester und Mutter. Unveröffentlichtes Manuskript, 4-5.

Menne, Brigitte (2002). In: Messereden. Gedanken zum Leben unserer Schwester und Mutter. Unveröffentlichtes Manuskript, 6-8.

Freudenthaler, Doris (2002). Messereden. Gedanken zum Leben unserer Schwester und Mutter. Unveröffentlichtes Manuskript, 8-9.

Brandstätter, Monika (2002). In: Messereden. Gedanken zum Leben unserer Schwester und Mutter. Unveröffentlichtes Manuskript, 10.

Beiträge die sich auf das Leben von Sophie Brandstätter beziehen

Beer-Heigl, Traude (2002). Erinnerung an Sophie. In: Wege für eine bäuerliche Zukunft. Nr. 271, 17.

Günther (2002). „Der Mut, überall unerschrocken seine eigene Meinung zu vertreten. In: Die Bergbauern Nr. 268,13.

Heindl, Bernhard (2008) Einwärts – auswärts. Vom Hegen der Erde. Innsbruck : Studienverlag.

Oblasser, Theresia (2002). Sämann. In: Wege für eine bäuerliche Zukunft. Nr. 271, 17.

Pühringer-Rainer, Annemarie (2002). Abschiedsworte beim Begräbnis von Sophie. In: Wege für eine bäuerliche Zukunft. Nr. 271, 17.

Audioaufzeichnungen

(A1) Brandstätter Sophie. Portrait über Sophie Brandstätter von Wilma Levassor, Radio Oberösterreich. Radioaufzeichnung, unvollständiger Mitschnitt (Schramm).

(A2) Brandstätter Sophie. Unbekannte Radioaufzeichnung, unvollständiger Mitschnitt (Schramm).

(A3) Brandstätter Sophie. Unbekannte Radioaufzeichnung, unvollständiger Mitschnitt (Schramm).

7. Interviewverzeichnis

Interviews

Grill, C./ Hitthaler, I. Qualitatives Interview am 4.10.2005. Schönau i. M., E. Wascher,
Schmalzer Ulrike. ExpertInnen Interview am 11.05.2005. Schönau i. M., T. Fischer, K.
Sturdik und H. Schwarz

InterviewpartnerIn A. ExpertInnen Interview am 02.06.2005. Schönau i. M., G. Seiser
und H. Schwarz

InterviewpartnerIn B. Qualitatives Interview am 30.08.2005. Schönau i. M., geführt von
Evelyn Wascher

InterviewpartnerIn C. Qualitatives Interview am. Schönau i. M., E. Wascher und G.
Seiser, 29.10.2005

Interviews mit Verwandten

Christine Brandstätter, Tochter, 22.9.2012, E. Wascher

Monika Brandstätter, Tochter, 6.8.2012, E. Wascher

Monika Brandstätter, Tochter/ **Bryce Bates,** Schwiegersohn, 7.8.2012, E. Wascher

Rosa Fischerlehner, Schwester, Interview am 30.7.2012, E. Wascher

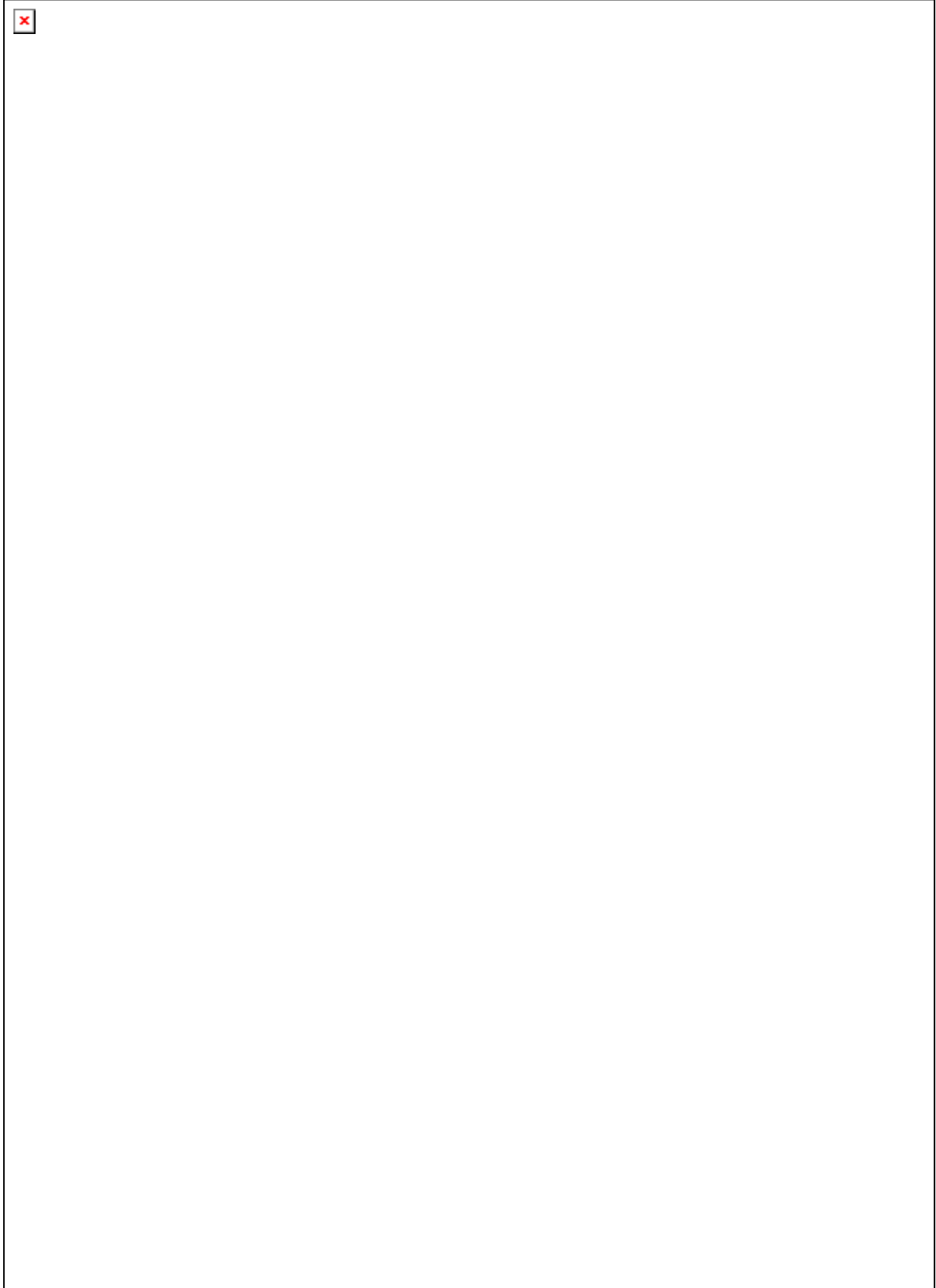
Elisabeth Freudenthaler, Schwester/**Aloisia Schramm,** Schwester/**Erwin Schramm,**
Schwager , Gruppeninterview am 30.7.2012, E. Wascher

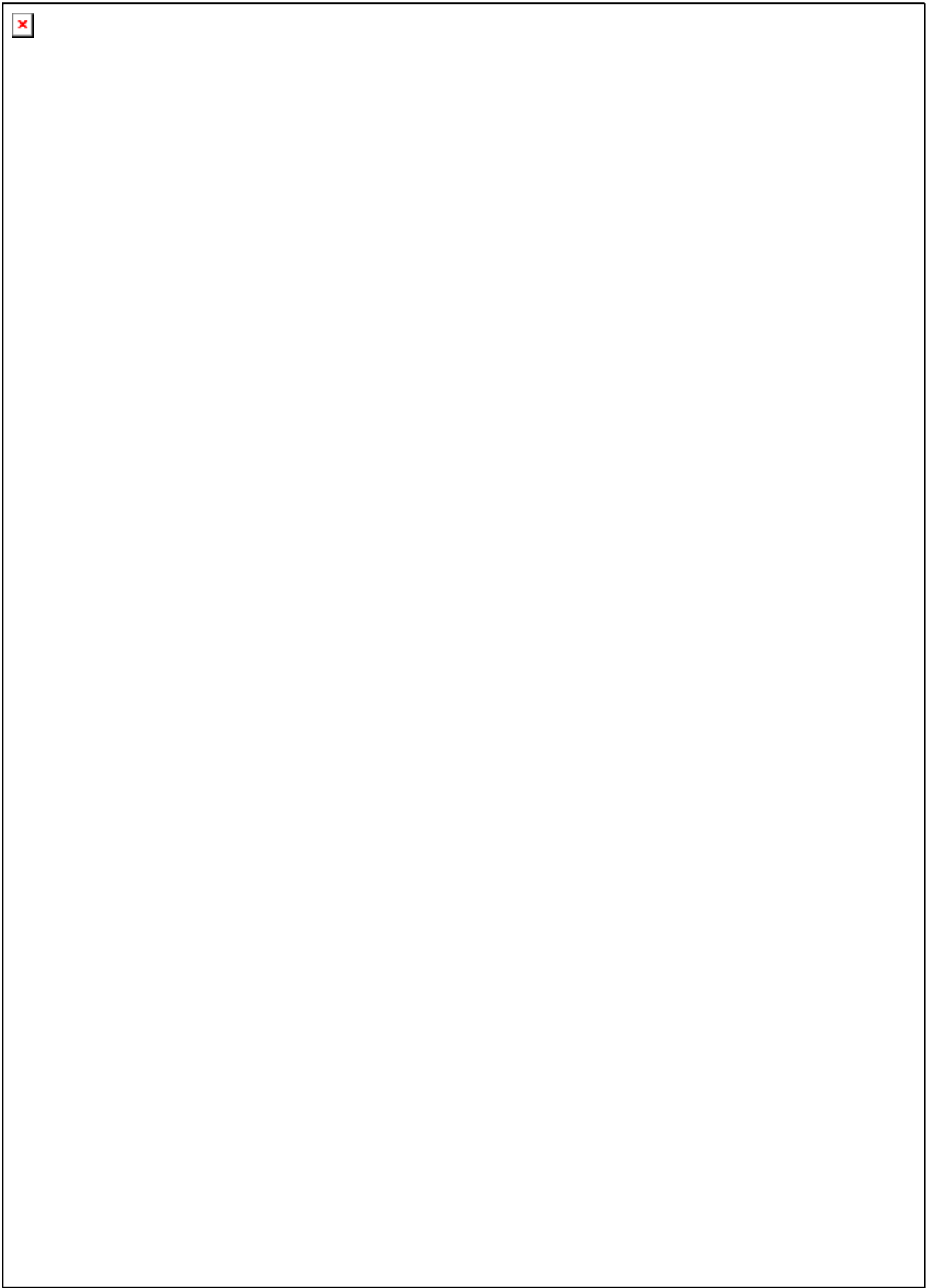
Florian Brandstätter, Ehemann, 5.10.2005, E. Wascher

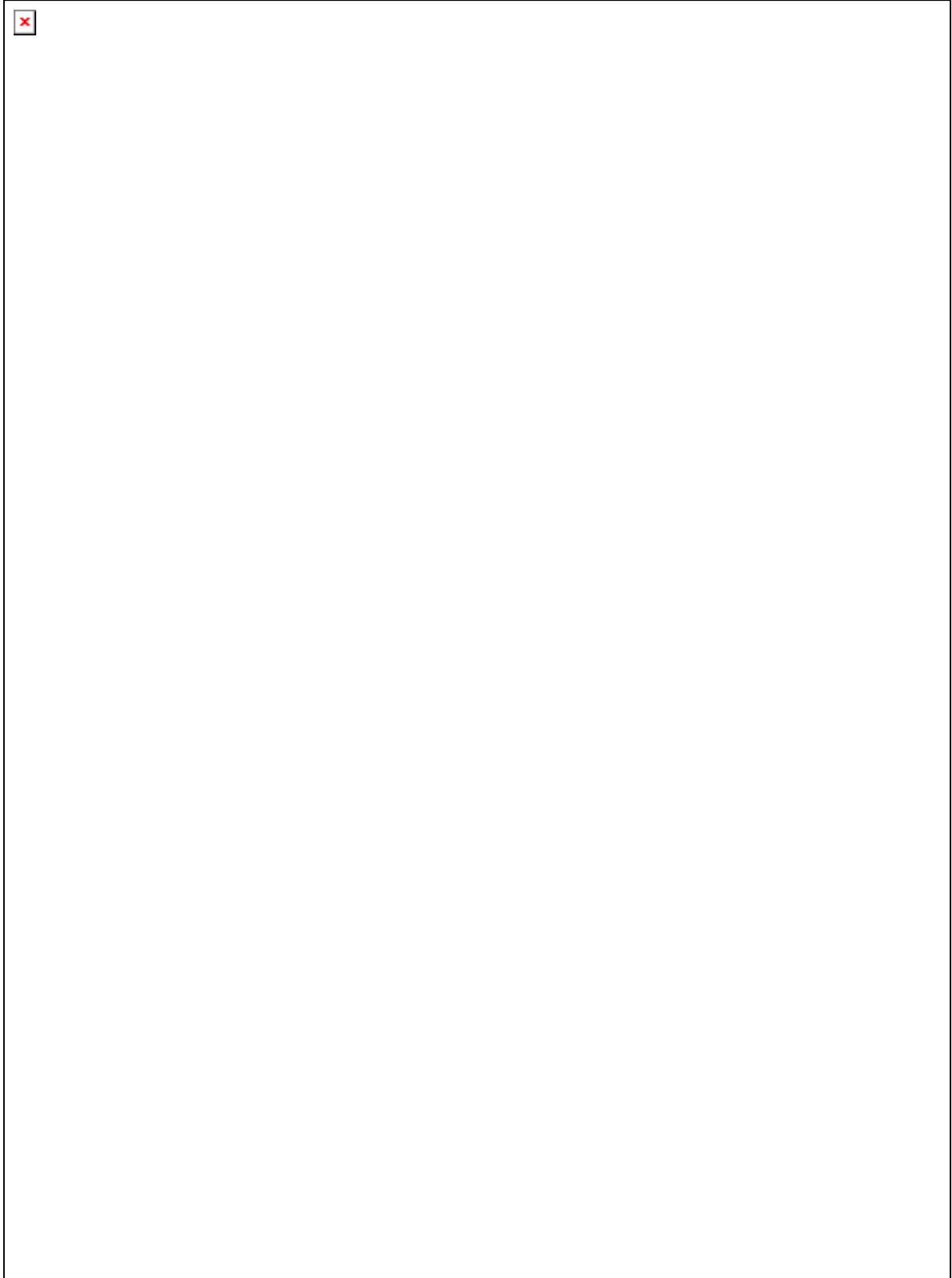
Hans Mossbauer, Bruder, Gespräch am 31.7.2012, E. Wascher

FTB (Feldtagebuch). Im Zeitraum von 2005 – 2012.

8. Anhang







Abstract

Diese Diplomarbeit handelt vom Leben der Mühlviertler Bäuerin Sophie Brandstätter und ihrem entschlossenen politischen Kampf um Selbstbestimmung und Gerechtigkeit für Frauen. Ihr Leben spiegelt die gefährliche Gradwanderung zwischen öffentlichem Ausschluss und heimlicher Bewunderung wider, wenn *frau* sich traut, die sicheren Pfade der dörflichen „Normalität“ zu verlassen. Mit Hilfe dieser rekonstruierten Biografie, die sich im Kontext historischer Transformationen der Landwirtschaft in Österreich im 20. Jahrhundert bewegt, versuche ich die kontinuierliche Reproduktion von Geschlechterdisparitäten in ihren unterschiedlichen Ausformungen zu verorten. Indem die markanten Stationen ihres Lebens historisch kontextualisiert werden, können die Motive ihres Handelns nachvollzogen werden. Dieses Zusammenspiel von individueller und kollektiver Geschichte eröffnet einen Blick darauf, wie politische Entscheidungen sich in den Normen und Werten einer Gesellschaft niederschlagen und die Handlungsspielräume der darin lebenden AkteurInnen tiefgreifend beeinflussen.

This diploma thesis deals with the lifetime of the Mühlviertler peasant woman Sophie Brandstätter and her politically determined struggle for self-determination and fairness for women. Her life mirrors the dangerous tightrope walk between exclusion from public and covert admiration at a time when women dare to leave the secure paths of rural „normality“. By means of this reconstructed biography which ranges within the historical transformation in Austria's agriculture society of the 20th century I attempt to position the continued reproduction of gender imbalance in their diverse implementations. By putting prominent stages of her life into historical context the motives of her activities can be comprehended. This interaction of individual and collective history opens up the view how political decisions are reflected in cultural norms and values of a society and affected the scope of action of their therein living protagonists drastically.

Curriculum Vitae

Evelyn Wascher

geb. am 17.05.1978 in Leoben, Steiermark

Ausbildung:

- | | |
|-------------|--|
| 2010 – 2012 | Diplomlehrgang Erwachsenenbildung, Ausbildungsinstitut St. Pölten |
| 1999 – 2012 | Studium Kultur- und Sozialanthropologie, Universität Wien |
| 1998 | Matura, Höhere Bundeslehranstalt für wirtschaftliche Berufe, Fohnsdorf |

Berufliche Tätigkeiten neben und im Rahmen des Studiums:

- | | |
|-------------|--|
| 2011 – 2012 | Vorstandsmitglied (<i>ehrenamtlich</i>) bei <i>FIAN Österreich</i> , Wien |
| 2008 – 2011 | Sachbearbeiterin Servicecenter, <i>Wiener Städtische Versicherung</i> , Wien |
| 2008 – 2010 | Servicefachkraft, <i>Cafe Aegidi</i> , Wien |
| 2007 – 2008 | Forschungspraktikum, <i>Projekt „Migration von BurjatInnen in Europa“</i> , Institut für Kultur- und Sozialanthropologie, Universität Wien (1 Jahr) |
| 2006 – 2008 | Persönliche Assistentin, <i>Wiener Assistenzgenossenschaft</i> , Wien |
| 2005 | Forschungsassistentin, <i>EU-Projekt „Kinship and Social Security“</i> , Institut für Kultur- und Sozialanthropologie, Universität Wien |
| 2005 | Praktikum im Schauspielhaus Wien (8 Wochen) |
| 2005 | Praktikum in der Europaschule – Ganztagsvolksschule mit vielsprachigem und ökologischem Schwerpunkt, 1200 Wien (6 Monate) |
| 2003 – 2005 | Servicefachkraft, <i>Palmenhaus</i> und <i>Kabarett Kulisse</i> , Wien |
| 1996 – 2003 | Ausgrabungsassistentin <i>Land Niederösterreich</i> , Referentin <i>Südwind</i> , Outboundmitarbeiterin <i>Integral</i> , Museumsaufsicht <i>Artex</i> und weitere Nebenjobs |

Sonstige Tätigkeiten, Zusatzqualifikationen, Schwerpunkte:

- 2010 – 2011 Mentee beim Pilotprojekt *ALMA-Mentoring*, Universität Wien
- 2009 Permakultur Basiskurs *Permakulturwerkstatt*, Sepp und Margit Brunner, Lienz
- 2007 Vortragende am *Institut für Kultur- und Sozialanthropologie*, Universität Wien
- 2005 – 2006 Fotografiekurs am *Institut für Kultur- und Sozialanthropologie*, Universität Wien
- 2004 Auslandssemester am *Department of Ethnology and Cultural Anthropology*, Universität Ljubljana, Slowenien
- 2000 – 2012 Kultur- und Sprachreisen in Australien, Süd-Amerika, Süd-Ost-Asien

Sprachkenntnisse:

verhandlungssicheres Englisch, Grundkenntnisse in Spanisch, Französisch, Slowenisch